Franz Erhard

budrich
academic press

Die Erfahrung von Armut

Eine Analyse der Lebenswelt von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen in Großbritannien

Franz Erhard
Die Erfahrung von Armut

Franz Erhard

Die Erfahrung von Armut

Eine Analyse der Lebenswelt von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen in Großbritannien

Budrich Academic Press
Opladen • Berlin • Toronto 2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Die Publikation wurde durch den Publikationsfond der Universität Siegen gefördert.

ORCID Franz Erhard: 0000-0001-7777-7473

© 2021 Dieses Werk ist bei der Budrich Academic Press GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
www.budrich-academic-press.de

Dieses Buch steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (https://doi.org/10.3224/96665034).
Eine kostenpflichtige Druckversion kann über den Verlag bezogen werden. Die Seitenzahlen in der Druck- und Onlineversion sind identisch.

ISBN 978-3-96665-034-2
eISBN 978-3-96665-966-6
DOI 10.3224/96665034

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Satz: 3w+p GmbH, Rimpar
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Europe

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung 11

1 Forschungsansatz und Theorie 19

1.1 Die wohlfahrtsstaatliche Konstruktion von Armut in der Moderne 20

1.1.1 Armut und Unterstützungsbeziehungen 21

1.1.2 Der moderne Wohlfahrtstaat als „Schicksalsmacht“ 23

1.1.3 Die Liberalisierung des Wohlfahrtsstaats 25

1.1.4 Das liberale Großbritannien als Untersuchungsraum 27

1.1.5 Fazit 28

1.2 Perspektiven auf Armut – eine Rekonstruktion von Forschungszugängen 29

1.2.1 Einkommensungleichheit und Lebenslagenansatz 29

1.2.2 Armut als Exklusion 35

1.2.3 Armut und Underclass 41

1.2.4 Armut und Eigensinn 45

1.3 Armut und Lebenswelt 51

1.3.1 Lebensweltanalyse des Alltags von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen 53

1.3.2 Armut als Kollektiverfahrung 57

1.3.3 Fazit 60

1.4 Forschungsethik im Umgang mit Personen in Mangel- und Ausschlusslagen 61

2 Beschreibung des methodischen Vorgehens 65

2.1 Sample und Feldzugang 66

2.2 Erhebung: Narratives Einzelinterview und Gruppendiskussion 70

2.3 Auswertung: Hermeneutische Sequenzanalyse 73

3 Armut und Zeit 77
3.1 Normallebenslauf, autobiographische Selbstidentifizierung und Erfahrungshaltung 79
3.2 Sozialisation und Gegenwartsorientierung 82
3.2.1 Biographische Schließung und die Wahrnehmung einer ausgedehnten Gegenwart 84
3.2.2 Biographische Verengung 88
3.2.3 Kontrast: Eigenverantwortung und Zukunftsorientierung 93
3.2.4 Fazit 97
3.3 Erwerbsbiographische Brüche und Stillstand 98
3.3.1 Biographischer Dynamikverlust und Wahrnehmung einer Sackgasse 100
3.3.2 Biographischer Abbruch und Langeweile 104
Exkurs zur konsumbezogenen Erfahrung von alltäglicher Langeweile ... 107
3.3.3 Biographischer Abstieg und die Wahrnehmung ausgebremst zu werden 109
3.3.4 Kontrast: Handlungsoptimismus trotz biographischen Bruchs 112
3.3.5 Fazit 116
3.4 Diskussion 117

4 Armut und Raum 120
4.1 Raum als gesellschaftliche Struktur 123
4.2 Raumsynthesen von Armut: Council Estates 127
4.2.1 „Council Estate“ als stigmatisierender Topos 128
4.2.2 Selbstbezichtigung und räumliches Verhaftetsein 130
4.2.3 Kontrast: Distanzierung und räumlicher Aufbruch 134
4.2.4 Fazit 138
4.3 Re-Platzierungen: Wohnungslosigkeit und Auffangunterkünfte 138
4.3.1 Zwangsräumung und räumliche Desintegration 140
4.3.2 Der Kampf um Verortung: Fluide Räumlichkeiten in der Wohnungslosigkeit 142
4.3.3 Kontrast: Schutz- und Transiträume 147
4.3.4 Fazit 152
4.4 Diskussion 153

5 Der soziale Blick auf Armut 156
5.1 Eine Frage der Ehre: Erfahrungen in der Kernfamilie 158
5.1.1 Fürsorge und Beschränkungen 161
5.1.2 Durchbringen und Versorgen 163
5.1.3 Managen und Tradieren 166
5.1.4 Involvierte Vaterschaft und die Krise des Ernährermodells 170
5.1.5 Fazit 175
5.2 Die Verhandlung von Würde: Erfahrungen in Einrichtungen der Bedürftigkeitsfürsorge 177
5.2.1 Machtlosigkeit und Degradation 178
5.2.2 Nüchternheit und Moralisierung 180
5.2.3 JobCentre vs. Akteure des Dritten Sektors 185
5.2.4 Würde und Anerkennung 187
5.2.5 Fazit 189
5.3 Diskriminierung und Othering: Erfahrungen mit „Zeitgenossen“ . 191
5.3.1 Stigmatisierung und Rechtfertigung 192
5.3.2 Selbstbezichtigung und Furcht 196
5.3.3 Anklagen und Appellieren 200
5.3.4 Fazit 203
5.4 Diskussion 204

6 Die Erfahrung von Armut: Theoretisches Fazit der Ergebnisse 206
6.1 Die Zeitlichkeit der Armut 206
6.2 Die Räumlichkeit der Armut 207
6.3 Die soziale Struktur der Armut 208
6.4 Lebenswelttheoretische Reflexion: Reformulierung des Armutsbegriffs 209
6.5 Machttheoretische Reflexion: Armut im Kontext der Erwerbsgesellschaft 213
6.6 Milieutheoretische Reflexion: Kollektivierung oder Vereinzelung durch Armut? 217
6.7 Reflexion zur Reichweite des Samples 221
6.8 Reflexion für die Praxis: Die Bedeutung von Hilfe in Armut 223

Literatur- und Quellenverzeichnis 226

Vorwort

Was ist Armut? Auf diese Frage, die im Zentrum des vorliegenden Buches steht, wurden soziologisch verschiedene Antworten gegeben. Ich selbst begann sie mir im Zuge der Konfrontation mit den Lebensbedingungen der britischen *underclass* zu stellen: zunächst durch Erkundungen und unvermittelte Eindrücke in den heute deprivierten Vierteln, die einst die stolzen Arbeitermilieus Großbritanniens beheimateten, später durch unverblümte Einordnungen und Erzählungen aus den Biographien und dem Alltag von Personen, die soziale Hilfseinrichtungen besuchen. Da mich stark befremdete und mitunter schockierte, unter welchen Bedingungen diese Personen mitten in einer modernen Industrienation leben und welche mir in diesem Ausmaß bis dahin unbekannten Schicksale sie erleiden, war es mir ein Anliegen, mehr über ihre Lebensrealität zu erfahren. Während der Auseinandersetzung mit ihren Schilderungen ging mir auf, dass mit den gängigen Armutsbegriffen immer nur einzelne Aspekte eines lebenspraktisch komplexen Erfahrungsbündels betrachtet werden können. Diesem Eindruck wollte ich eine umfassendere Perspektive entgegenstellen.

Das vorliegende Buch unternimmt deshalb eine systematische Gesamtschau der Erfahrungsgehalte, die ein Leben in Armut auszeichnen. Es erfüllt damit mehrere Funktionen: Zuvorderst stellt es einen soziologisch-theoretischen Beitrag dar, der die Frage danach, was Armut ist, neu aufrollt. Anders als in etablierten Zugängen wird Armut sozialphänomenologisch als eigensinniger Bereich der Lebenswelt entworfen, der sich vor allem über subjektiv gemachte und mitunter kollektiv geteilte Erfahrungen erhält und der sich analytisch in drei Erfahrungsdimensionen (Zeit, Raum, Sozialwelt) ausdifferenzieren lässt. Darüber hinaus klärt das Buch plastisch über die Verhältnisse auf, in denen Personen in Armut in den modernen Gesellschaften des ‚Westens' leben. Es ist sicherlich nicht jeder Leserin klar, welches Ausmaß das Zusammenspiel von ökonomischer Prekarität, sozialer Isolation und individueller Depression auch und gerade in heutigen Wohlfahrtsstaaten annehmen kann. In diesem Sinne ist das Buch nicht zuletzt auch hilfreich für Ausbildungsgänge der sozialen Arbeit, indem es vielschichtig aber nicht skandalisierend über die Beschaffenheit und Hintergründe von Armut als gelebter Realität informiert. Die differenzierte Kenntnis dieser Realität befähigt, schnell Ansatzpunkte für die Bearbeitung möglicher sozialer Problemlagen zu finden.

Ermöglicht, diskutiert und angeregt wurden die in diesem Buch präsentierten Überlegungen und Ergebnisse durch verschiedene Personen, denen ein besonderer Dank gebührt. Zunächst sind vor allem die Interviewparterinnen und Sozialarbeiter zur erwähnen, die sich für die Gespräche bereit erklärten und dadurch erst die empirische Basis lieferten, ohne die das vorliegende Buch nicht hätte entstehen können. Im akademischen Bereich ist das DFG-geförderte

Forschungsprojekt zu „Weltsichten von Arbeitslosen im internationalen Vergleich“ (2016–2019, Universität Leipzig, für weiterführende Informationen vgl. www.woup.info) zu nennen. Kornelia Sammet, die das Projekt leitete und mit der mich seit 2012 ein gemeinsamer Weg verbindet, ist es zu verdanken, dass ich neben der Projektgestaltung auch meine eigene Forschungsfragen in diesem Kontext entwickeln und verfolgen konnte. Das Erscheinen des Buches ist auch dieser Freiheit und ihrer Unterstützung bei der Themenfindung, der Auswertung und der Endrecherche zu verdanken. Der Mercator Fellow Giselle Vincett, die 2016 bis 2017 im Projekt arbeitete, gebührt Dank, da sie uns den Einstieg in die Feldphase durch ihre Gastfreundschaft und ihr Organisationstalent äußerst komfortabel und effektiv gestaltete. Dazu war sie dauerhafte Ansprechpartnerin für alle Fragen zu aktuellen Debatten rund um das britische Wohlfahrtssystem. Außerdem ist den Projekthilfskräften Johanna Häring, Alexander Mennicke, Charlotte Nate und Almuth Richter zu danken, die wesentliche Teile des Interviewmaterials aufbereitet haben und kleinere Rechercheaufträge übernahmen.

Über den Projektkontext hinaus war die Unterbringung in der Kollegforschungsgruppe „Multiple Secularities“ überaus hilfreich. Neben der optimalen Arbeitsatmosphäre war der Austausch mit den verschiedenen Kolleginnen immer wieder bereichernd und regte zu neuen eigenen Ideen an. Monika Wohlrab-Sahr, Erstgutachterin meiner Dissertationsschrift und Leiterin der Kollegforschungsgruppe, möchte ich für die fachliche Prägung und das Mahnen zur analytischen Genauigkeit danken. Erst durch ihre punktgenauen Kritiken und Anfragen an den Text konnte er die Form annehmen, die er jetzt hat. Stefan Kutzner, der Zweigutachter, steuerte wichtige Fallinterpretationen bei und half, den analytischen Ertrag des Buchs herauszustellen.

Des Weiteren haben Julia Böcker und Lena Dreier die Entstehung des Buchs von Beginn an begleitet. In unzähligen gemeinsamen Auswertungssitzungen haben wir in unserem kleinen *think tank* Ideen und Thesen entwickelt, sind am eigenen Material verzweifelt, haben uns aber auch gegenseitig vor Schnellschlüssen bewahrt. Vielen Dank euch beiden!

Andreas Bischof, Marcus Heinz, Alexander Leistner und Thomas Schmidt-Lux ist dafür zu danken, dass sie immer auch das Übergreifende im Blick behielten und mich regelmäßig daran erinnerten, dass ein Dissertationsprojekt auch abzuschließen ist. Gerade in der finalen Phase der Fertigstellung standen sie mir zudem durch wichtige Korrekturarbeiten zur Seite. Außerdem gab mir Anja Frank essenzielle Hilfestellungen für eine abschließende Textkorrektur.

Schließlich möchte ich mich bei Melanie Malczok bedanken, die nicht nur wichtige fachliche Diskussions- und Sparringspartnerin, sondern – noch wichtiger – auch emotionaler Anker war.

Dieses Buch ist meiner Mutter Kerstin gewidmet, die leider viel zu früh gegangen ist.

Einleitung

Die Idee für dieses Buch entstand in Hilfseinrichtungen für Bedürftige in Großbritannien. Bei den Feldbesuchen an diesen Orten wurde augenfällig, dass sich der Alltag der Personen, die man dort antrifft, durch mehr auszeichnet als durch die Abwesenheit von Erwerbsarbeit und ökonomischem Kapital. Sie besuchen JobCentres und Arbeitsvermittlungen und bekommen dort gesagt, was sie zu tun und zu lassen haben. Sie sind alkohol- und drogenabhängig und machen die Erfahrung, dass sie selbst und ihr soziales Umfeld daran zugrunde gehen. Sie suchen Essensausgaben und Suppenküchen auf, um ihre Familie durchzubringen, und landen in Auffangunterkünften oder auf der Straße. Durch diese Erfahrungen entwickeln sie Gefühle der Scham und der Kränkung. Sie wissen, dass sie nicht Teil der Erwerbs- und Konsumwelt sind, und verzweifeln daran. Gleichzeitig sehen sie oft keinen Ausweg aus dieser Lage. Sie sind frustriert, demotiviert und vor allem mit dem tagtäglichen Über-die-Runden-Kommen beschäftigt. Meine These für das vorliegende Buch ist, dass man sich diesen Erfahrungsgehalten zuwenden muss, um Armut als soziale Tatsache adäquat nachzuvollziehen.

In der Soziologie und Sozialforschung wurden unterschiedliche Erklärungen unternommen und Fokussierungen getätigt, um dem Charakter von Armut auf die Spur zu kommen. Besonders Exklusions- und Unterschichtsdiagnosen hatten Konjunkur, zumal im Zusammenhang mit einer arbeitsmarktpolitisch begünstigten Ausweitung der „Zone der Prekarität" (Brinkmann et al. 2006, S. 15) sowie dem Entstehen einer neuen Klasse der „working poor" (Ehrenreich 2001; Strengmann-Kuhn 2003). So intuitiv eingängig und auch instruktiv diese Beobachtungen und Diagnosen sind, irritiert an ihnen aber ein Aspekt besonders: Sie alle entwerfen Armut ausgehend von einer als selbstverständlich genommenen Erwerbs-, Konsum- und Wohlstandsnormalität. Armut stellt dann immer einen Verlust, einen Mangel und eine Abweichung dar. Sie wird zur Nachtseite der Gesellschaft, zu etwas, dass nicht zu ihr gehört. Eine analytisch offene Haltung dem Gegenstand gegenüber wird so zumindest erschwert. Dazu kommt, dass die Armutsdebatte durch den Hinweis auf ökonomische Verluste und Abstürze der sogenannten Mittelschicht (oder von Teilen von ihr; Nachtwey 2016) entscheidend verengt wird. Tatsächliche Armutsschicksale und die Erfahrungswelten, in die sie eingelagert sind, geraten aus dem Blick. Ludwig-Mayerhofer (2009) hielt diesbezüglich fest:

> Aber ist heute nicht umgekehrt, zumindest was die Forschung angeht, zu konstatieren, dass die ‚Zone der Prekarität' so weit gezogen wird, ihre Gefährdungen so drastisch ausgemalt werden, dass die wirklich am Rande Stehenden manchmal aus den Augen verloren werden? Könnte es nicht sein, dass zunehmend die Sorgen einer sich gefährdet sehenden Mittelschicht den Diskurs (und allmählich die Politik) bestimmen, und einmal

mehr die Probleme jener, die ihre Sorgen nicht einmal artikulieren können, unberücksichtigt bleiben? (Ludwig-Mayerhofer 2009, S. 16)

In diesem Buch entwickle ich deshalb eine lebensweltliche Perspektive, die sich mit Personen, die Erfahrungen saturierter, abgesicherter Lebensverhältnisse womöglich nie oder nur in sehr begrenztem Maße gemacht haben, aus nächster Nähe befasst. Dabei stelle ich die Frage, was ihre Lebenssituation für sie auszeichnet. Mit welchen Problemen sind sie konfrontiert, wie erklären sie sich diese und wie reagieren sie darauf? Beim Beantworten dieser Fragen wird klar, dass Armut nicht nur ökonomische Möglichkeiten und Teilhabeaspekte betrifft. Vielmehr ist immer auch der soziale Status des Einzelnen betroffen, da Armut zentral mit dem Entzug sozialer Anerkennung einhergeht. Auf diese Weise soziologisiert, wird deutlich, dass Armut keine Abweichung von der Gesellschaft darstellt, sondern mitten in der Gesellschaft konstituiert wird.

Wichtig für diese Analyse ist der übergreifende gesellschaftliche Kontext. So steht Großbritannien prototypisch für einen Typ des Wohlfahrtskapitalismus, durch den die Verantwortung für individuelles Wohlergehen privatisiert und ehemals wohlstandssichernde Sozialsysteme abgebaut wurden. Eingebettet sind diese Veränderungen in wirtschafts- und sozialpolitische Großtrends, die einer „neoliberal" überformten Sozialpolitik international den Weg ebneten und die soziale Absicherung des Einzelnen nachhaltig veränderten (Harvey 2007). Ökonomischer Mangel und die fehlende Teilhabe am Erwerbsleben werden der persönlichen Verantwortung zugeschrieben bzw. mit charakterlich-moralischen Verfehlungen in Verbindung gebracht.

In meinen Analysen bleibe ich jedoch nicht bei diesen gesellschaftstheoretischen Diagnosen stehen, sondern buchstabiere empirisch anhand von Interviewmaterial aus, wie sich die wohlfahrtsstaatlichen Rahmenbedingungen in den Alltag der Befragten übersetzen. Das heißt, um ein umfassendes Verständnis von Armut zu erzielen, zeige ich mikrosoziologisch auf, wie gesellschaftliche Strukturen in der Lebenspraxis einzelner Personen wirkmächtig werden und sich dort als *Erfahrung von Armut* niederschlagen. Dabei bin ich darum bemüht, das Leben in Armut – diese Gefahr besteht bei dem Thema – nicht einfach voyeuristisch zu skandalisieren, oder die betreffenden Personen bemitleidend allein zu Opfern gesellschaftlicher Umstände zu machen. Vielmehr fokussiere ich darauf, dass Armut sich durch spezifische lebenspraktische und erfahrungsmäßige Eigenheiten bzw. durch einen spezifischen „Eigensinn" (Dörre 2015, S. 229) auszeichnet, wodurch die „Positivität" (Lewis 1966a, S. xliii) von Armut analytisch zum Tragen kommt. Das hat nicht zum Ziel, mitunter katastrophale Lebensumstände schön zu reden. Oft genug wird deutlich werden, dass sich durch ökonomischen Mangel, Ausschluss und Missachtung die Lebensqualität der Befragten maßgeblich verschlechtert. Gleichzeitig geht es unter künstlicher Ausklammerung von Alltagsmoral darum zu zeigen, dass Armut eine Lebenspraxis darstellt, die subjektive Erfahrungsweisen und

Weltbezüge, aber auch Bearbeitungs- und Coping-Strategien sowie (mitunter) alternative Selbstwirksamkeits- und Anerkennungsräume hervorbringt.

Der Punkt ist also, dass Personen in Armut sich sehr bewusst mit ihrer Lebenslage befassen, diese reflektieren und darauf bezogen handeln – wodurch sie sich in einer Lebensrealität befinden, die sich nicht allein negativ erschließen lässt. Vielmehr muss den subjektiven Brechungen objektiver Lebensumstände Rechnung getragen werden, um so auch den spezifischen „Sinn" zu erkunden, den Armut, für die macht, die sie am eigenen Leib erfahren. Diese Hinwendung zu den subjektiven Erfahrungsweisen, die Armut auszeichnen, verlangt wiederum differenziert vorzugehen. So übersetzen sich Mangel und Ausschluss für die einzelnen Personen in jeweils eigene Handlungsprobleme und in biographisch spezifische Erfahrungskontexte. Armut als Lebenspraxis, die mit subjektivem Sinnsetzungen einhergeht, ist deshalb weitaus vielschichtiger, als man es zunächst annehmen würde:

> [D]ie Lebensumstände in einem New Yorker Slum unterscheiden sich deutlich von denen armer allein erziehender Mütter in Schweden. Die Armutserfahrungen unterscheiden sich nicht nur zwischen verschiedenen Staaten, Ländern oder Regionen, sondern auch innerhalb der Gesellschaften. Armut von chronisch Kranken und Behinderten ist etwas anderes als Altersarmut oder Armut von Personen mit niedrigem Arbeitseinkommen oder von Obdachlosen. (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 421)

Diese Überlegungen werde ich insofern in meiner Analyse gerecht, als ich mithilfe einer *sozialphänomenologischen Herangehensweise* eine abstrahierende Interpretation der Erfahrungen, die Personen in Mangel- und Ausschlusslagen machen, in *zeitlicher*, *räumlicher* und *sozialer* Hinsicht unternehme. So erweitere ich die soziologische Diskussion über Armut um ein Analyseschema, das Armutsphänomene anhand menschlicher Erfahrungskategorien zu analysieren und die verschiedenen Aspekte von Armut zu systematisieren vermag. Zudem lässt sich Armut so als multimodale Erfahrungspraxis entwerfen, die einen eigenen, auf spezifischen Strukturvoraussetzungen, aber auch auf subjektiven Orientierungen und Umgangsstrategien gründenden lebensweltlichen Zugang hervorbringt. Die Lebenswelt aus dieser Perspektive detailliert in ihren verschiedenen Dimensionen abzubilden ist Inhalt dieses Buches.

Das heißt allerdings nicht, dass sich mein Ansatz allein darin erschöpft, Armut als je individuelles Schicksal zu entwerfen. Stattdessen werden immer wieder vermittelt über die Lebensweltanalyse Fragen hinsichtlich gesellschaftlicher Machtkonstellationen aufgegriffen und diskutiert. Dazu kommt die Frage, ob und inwieweit Mangel- und Ausschlusslagen (und deren lebensweltliche Bearbeitung) kollektivierende Effekte zeitigen. Insgesamt wird so deutlich, dass das Analyseschema hilft, ausgehend von individuellen Alltagserfahrungen der Akteure umfassendere gesellschaftstheoretische Fragen in den Blick zu nehmen.

Um diese Punkte genauer zu beleuchten, gehe ich folgendermaßen vor: Im *ersten Kapitel* stelle ich ausführlich meinen Forschungszugang vor, wobei ich detailliert auf den Wohlfahrtsstaat und seine Liberalisierung als historisch-konkrete Kontextbedingungen für die Konstitution von Armut in ‚westlichen' Industrienationen eingehe. Darin begründe ich auch, weshalb sich Großbritannien besonders für die Untersuchung dieses Zusammenhangs eignet. Daran anschließend befrage ich etablierte Studien und Zugänge der soziologischen Armutsforschung, inwieweit sie Hinweise für die lebensweltliche Erforschung von Armut enthalten bzw. ob sie sich für meinen eigenen Zugang adaptieren lassen. Deutlich wird dabei, dass Armut einerseits als ein Mangel an verfügbaren Kapitalien und Handlungsspielräumen bzw. als Fehlen gesellschaftlicher Teilhabe entworfen wird. Als argumentativer Fluchtpunkt dient dafür (zwangsläufig) eine vor allem erwerbsgesellschaftlich verstandene sogenannte Mittelschichtslage. Da es mir allerdings darum geht, Armut als sinnhafte Lebenspraxis zu entwerfen, die eigensinnige Erfahrungen aber auch Haltungen und Orientierungsmuster hervorbringt, bedarf es einer erweiterten Herangehensweise. Für diese gibt es Vorbilder, auf die ich ebenfalls eingehe. Im Anschluss daran entwerfe ich einen eigenen lebensweltanalytischen Ansatz und buchstabiere die grundlagentheoretischen Ausgangsannahmen aus, die hinter dieser Perspektive stehen. Dabei wird der begriffliche Analyseapparat für die Systematisierung der verschiedenen Alltagserfahrungen vorgestellt. Außerdem konturiere ich, wie sich im Kontext der vorgestellten Perspektive mithilfe eines empirischen Ansatzes, der von der rekonstruktiven Analyse von Einzelinterviews und Gruppendiskussionen ausgeht, generalisierte Aussagen zu Armut herleiten lassen. Schließlich diskutiere ich zum Abschluss des ersten Kapitels forschungsethische Belange, die mit Armutsforschungen einhergehen und wie deren Reflexion in das vorliegende Buch eingeflossen sind.

Im *zweiten Kapitel* gehe ich auf den methodischen Zugang ein, der meiner Forschungsarbeit zugrunde liegt. Dabei stelle ich meine auf latente Sinnstrukturen zielende Grundepistemologie vor und begründe, warum dieser Ansatz für die Bearbeitung der in der vorliegenden Arbeit aufgeworfenen Fragestellung geeignet ist. Daran schließen sich Erläuterungen zum verwendeten Sample und die Gestaltung des Feldzugangs an, bei dem die zuvor dargestellten forschungsethischen Erwägungen berücksichtigt wurden. Im Abschnitt zu den verwendeten Erhebungsmethoden beleuchte ich die Verfahren des narrativen Einzelinterviews und der Gruppendiskussion näher. Daran anschließend gehe ich auf die Auswertungsmethode der hermeneutischen Sequenzanalyse ein und zeige, dass sie den erhobenen Datenformen in besonderer Weise entspricht, da sie die Rekonstruktion von latenten Erfahrungsgehalten und Sinngebungen ermöglicht.

Nach diesen Erläuterungen gehe ich zur eigentlichen empirischen Analyse über. Im *dritten Kapitel* stelle ich die spezifische *Zeitlichkeit von Armut* vor. Die Quintessenz dieses Teils ist, dass Armut von einer spezifischen zeitlichen

Erfahrungsweise gekennzeichnet ist. So ist auffällig, dass die Befragten ihr Leben als eine *gedehnte Gegenwart* sehen und sich selbst kaum Handlungs- und Änderungspotenziale für ihre aktuelle Situation zuschreiben. Erkennbar wird das in den Interviews daran, dass den Befragten in unterschiedlichem Ausmaß die Kompetenz abgeht, eine geschlossene, als Prozess angelegte biographische Erzählung von sich selbst zu präsentieren. Stattdessen werden nur Bruchstücke aus dem Lebenslauf genannt und ansonsten das Leben als gleichbleibender Zustand beschrieben. Zurückzuführen ist das darauf, dass sich Personen in Mangel- und Ausschlusslagen in besonderer Weise mit sogenannten erwerbsgesellschaftlichen „Normallebensläufen" (Kohli 1988) konfrontiert sehen. Diese haben auf sie eine starke normative Wirkung und werden deswegen zum subjektiven Problem für sie, weil sie diesen nicht (mehr) entsprechen können.

Als Ursache dafür, dass dem „Normalverlauf" nicht entsprochen werden kann, lassen sich a) spezifische Sozialisationsbedingungen ausmachen, durch die ein Teil der Befragten kaum biographische Sicherheiten vermittelt bekommt und Zukunftsentwürfe so erschwert bzw. verunmöglicht werden. Meine Befragten greifen aufgrund dieser negativen Erfahrungen mitunter zu destruktiven Kompensationsstrategien (Drogen, kriminelles Verhalten), die die Wahrnehmung, dass sich die eigenen Lebensumstände nicht verändern lassen, verstärken. Dazu kommen b) Umbruchs- und Krisenerfahrungen, durch die ein bereits begonnener biographischer „Normalverlauf" zu einem jähen Ende kommt. In den in diesem Kapitel präsentieren Fällen entwickelt sich aufgrund dieser Erfahrungen eine passive bis fatalistische Erfahrungshaltung, die dazu beiträgt, dass den auf die Performanz von Aktivismus und Aspiration zielenden Anforderungen der erwerbsgesellschaftlichen „Normalität" nicht entsprochen werden kann.

Diese Überlegungen werden auch ins *vierte Kapitel* übertragen, wo ich die *Räumlichkeit von Armut* bearbeite. Erkennbar wird, dass auch in Bezug auf die räumliche Selbstverortung starke normative Erwartungen an den Einzelnen herangetragen werden, durch deren Nichterfüllung meine Befragten Scham empfinden sowie Haltungen des Verhaftetseins und der Aussichtslosigkeit entwickeln – was wiederum bestärkend auf die Ausgangslage rückwirkt. Empirisch drängt sich hier der Bezug zum *Wohnen* als alltägliche Basispraxis auf, die für Personen in Mangel- und Ausschlusslagen bei Weitem nicht die gleiche Selbstverständlichkeit genießt wie für Personen aus besser abgesicherten Lebensumständen. In Anlehnung an Löw (2012) führe ich diesbezüglich zum einen vor, wie bestimmte Wohnviertel, sogenannte *council estates*, sozial abgewertet werden. Dabei wird erkennbar, dass sich deren Bewohnerinnen auch selbst der negativen Stereotype (Kriminalität, Drogen, Gewalt) über diese Viertel bedienen und somit (latent) eine Selbstbeschämung und -bezichtigung betreiben. In diesen Praktiken scheinen mithin ein selbstablehnendes Verwiesensein auf die eigene sozialräumliche Herkunft sowie eine Aussichtslosigkeit,

den eigenen Wohnort verlassen zu können, durch. Darüber hinaus gehe ich auf bestimmte Formen der räumlichen Verortung ein, die sich im Material dokumentieren. Besonders mithilfe der Episoden von Wohnungslosigkeit, von denen ein Teil meiner Befragten berichtet, wird ersichtlich, dass bestimmte Selbstverständlichkeiten des Platzierens (bzw. Platziert-Werdens) des eigenen Körpers für Personen in deprivierten Lagen bedroht, wenn nicht gar aufgehoben sind. Erfahrungen der komplexen Derangierung der Alltagsordnung sowie starke Empfindungen der Entwürdigung sind damit verbunden. Zugleich wird aber auch erkennbar, dass Personen, die Episoden der Wohnungslosigkeit erleben, eigene raumbezogene Praktiken und provisorische Formen des Wohnens entwickeln und sich so ihre Lebenslage gestalterisch aneignen. Die Straße als zunächst unbekannter Ort für die Befragten, wird so über geteiltes Wissen und spezifische Konstruktionsleistungen zu einem sinnhaft aufgeladenen Raum. Gleichwohl bleibt, dass sich die Befragten nach den eigenen vier Wänden sehnen und auf der Straße auf die Grundlagen ihrer sozialen Existenz zurückgeworfen sind. Ähnlich wie eine zeitliche Entfaltung im Sinne einer biographischen Prozessstruktur ihnen unmöglich erscheint, ist auch ein Agieren in räumliche Horizonte hinein auf ein Minimum beschränkt. Das räumliche Erleben bezieht sich deshalb meistens ausschließlich auf das Herbeischaffen und Organisieren des zum Überleben Notwendigen. An dieser Stelle sind dann also die physisch-existenziellen Grenzen der gestalterischen Aneignung von abgewerteten Lebensweisen erreicht.

Im *fünften Kapitel* zeige ich schließlich, dass auch auf der Ebene des sozialen Umgangs, wesentliche Armutserfahrungen gemacht werden. Dafür bediene ich mich der sozialen Strukturierung der Lebenswelt die Schütz (Schütz und Luckmann 2003) vorgenommen hat, und untersuche, wie Armut in intimen Wir-Beziehungen, in rollenförmigen Beziehungen mit Vertretern wohlfahrtsstaatlicher Einrichtungen und in anonymen Ihr-Beziehungen erfahren wird. Dabei geht es mir vor allem um den konkreten „sozialen Blick", den meine Befragten in diesen Beziehungen auf sich gerichtet sehen; um Vergleiche, Bewertungen und Beschämungen, die ihnen im Alltag im unmittelbaren oder mittelbaren Sozialkontakt begegnen – und wie sie damit umgehen. Konkret beleuchte ich zunächst Erfahrungen, die in der Kernfamilie gemacht werden und wie dadurch der soziale Status meiner Befragten zum Thema wird (vgl. auch Erhard 2020). Ich zeige anhand von „Care-Arbeit" (Hobler et al. 2017, S. 3), die besonders die Mütter in meinem Sample für ihre Kinder leisten, dass sie ihre Einschränkungen und Abwertung vermittelt über ihre Fürsorgeverpflichtungen erfahren. Zugleich bietet ihnen aber auch das Meistern des Haushalts und die Betreuung der Kinder einen Resonanzboden für soziale Anerkennung und Selbstwertgefühl – was wiederum erklärt, weshalb die Gefährdung dessen ein gravierendes Problem für sie darstellt. Analog dazu wird auch ein Vater vorgestellt, der Care-Aufgaben übernimmt, diese aber eher im materiellen Versorgen als in der emotionalen Fürsorge sieht. Hinzu kommen

Erfahrungen, die mit staatlichen Einrichtungen des aktivierenden Wohlfahrtsstaats gemacht werden. Die Befragten erfahren hier vor allem Bevormundung und Kontrolle und erleben sich als hochgradig abhängig und fremdbestimmt von einer Institution. Erbauung und Motivation erhalten sie von dieser Seite nicht. Solche Bedeutungen schreiben sie vielmehr Einrichtungen des sogenannten Dritten Sektors zu, die produktiv mit ihnen an Lösungen arbeiten und passgenaue Jobangebote suchen. Zuletzt gehe ich noch auf Erfahrungen ein, die meine Befragten im Zusammenhang mit anonymen „Zeitgenossen" (Schütz und Luckmann 2003, S. 116) machen. Hier sind entpersonalisierte „negative Klassifikationen" (Neckel und Sutterlüty 2008) angesprochen, denen meine Befragten in ihrem Alltag begegnen und die ihre allgemeine gesellschaftliche Satisfaktionsfähigkeit betreffen. Damit sind massenmediale Adressierungen aber auch das allgemeine ‚Reden' über ‚Arme' gemeint. Diese Formen anonymer Bezugnahmen auf ihr persönliches Lebensschicksal lösen bei meinen Befragten Kränkungen und Selbstanklagen, aber auch Rechtfertigungen und Widerreden aus. Man erhalte nicht die Möglichkeit, die eigene Lebenslage anderen zu vermitteln, weshalb ein falsches Bild von einem gezeichnet werde und man in die Defensive gerate. Daneben ist aber auch zu beobachten, dass die Befragten selbst zu Agenten der Beschämung werden, indem sie anderen in ähnlicher Lage vorwerfen, nur auf der faulen Haut zu liegen.

In allen Analysekapiteln gehe ich auf *Kontrasterfahrungen* ein. Das heißt, es werden gezielt Fälle präsentiert, in denen produktive Lösungen für die jeweiligen erfahrungsdimensionsspezifische Handlungsprobleme gefunden werden. Deutlich wird dabei immer wieder, welche entscheidende Rolle Hilfseinrichtungen spielen (können), die über die unmittelbare existenzielle Unterstützung hinaus ihren Besuchern Angebote zur Reflexion und Bearbeitung struktureller biographischer Probleme machen. Sie zeigen reelle Jobperspektiven auf und helfen, diese zu verfolgen. Sie vermitteln preiswerte Wohnungen und ermöglichen es so, ein eigenständiges Leben zu verfolgen. Auf diese Weise wird für die Befragten auf unterschiedliche Weise ein Kontakt zur erwerbsgesellschaftlichen „Normalität" hergestellt, die für sie weiterhin eine normative Richtschnur für ein gelungenes Leben darstellt.

Im abschließenden *sechsten Kapitel* rekapituliere ich die Ergebnisse und frage, wie Armut im liberalen Wohlfahrtsstaat (Großbritanniens) hervorgebracht wird. Dafür expliziere ich mehrere Analyseperspektiven, die die einzelnen Auswertungen immer wieder prägten. *Lebenswelttheoretisch* gehe ich darauf ein, dass Armut als fallspezifische Konstellierung von nur analytisch voneinander trennbaren Erfahrungsmustern zu verstehen ist. Erfahrungsdimensionen übergreifend ist dabei erkennbar, dass die Befragten vor die Aufgabe gestellt sind, ihrer sozialen Status zu behaupten, da sie die gesellschaftlich etablierten Anerkennungsmechanismen nicht oder nur bedingt bedienen können. Das leitet zu einer *machttheoretischen* Reflexion der Ergebnisse über. An dieser Stelle gehe ich auf die Konstitutionsbedingungen von Armut im Zu-

sammenhang mit Abwertungspraktiken ein. Dabei wird deutlich, dass die liberalen „gesellschaftlichen Produktionsbedingungen“ (Bourdieu 1991a, S. 330) die Wertigkeit einer Person an bestimmte Performanzen binden, was Personen, die diesen nicht entsprechen können, in die Defensive bringt. Die als Ergebnis festgehaltenen pessimistischen bis fatalistischen Selbst- und Weltwahrnehmungen sowie Selbstbezichtigungen und Abwertungen werden auf diese Weise gesellschaftstheoretisch eingebettet. Außerdem frage ich *milieutheoretisch,* inwieweit vor diesem Hintergrund Armutserfahrungen kollektivierend wirken. Dabei wird zunächst klar, dass im Marx‘schen Sinne kein kollektives Gruppenbewusstsein aus der geteilten deprivierten und abgewerteten Lage erwächst und stattdessen Armut tendenziell vereinzelnd wirkt. Interpretiert man „Kollektiv“ allerdings im Sinne Bohnsacks (1989, 2014a), wird eine implizite Vergemeinschaftung meiner Befragten als „Milieu“ erkennbar. Diese Vergemeinschaftung zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sich die darin eingefassten Personen aufgrund von Abwertung und Scham von ihr abgrenzen. Gleichzeitig bleiben sie aber habituell in ihr verhaftet, wogegen sie aufgrund ihrer Erfahrungsstruktur nur schwer ankommen, was mitunter einen Leidensdruck erzeugt.

Abschließend reflektiere ich kritisch die Reichweite meines Samples. Das heißt, ich beleuchte, welche Personengruppen für eine lebensweltliche Untersuchung von Armut interessant gewesen wären, aber in meine Studie nicht eingeflossen sind und welchen Einfluss das auf die angestellten analytischen Folgerungen und Zuspitzungen hat. Zudem greife ich in einem letzten Kapitel auf, welche Leistungen Hilfseinrichtungen für Personen in deprivierten Lebenslagen erbringen, aber auch welche unbeabsichtigten Effekte sie – vor dem Hintergrund der erzielten Ergebnisse – dabei mitunter zeitigen.

1 Forschungsansatz und Theorie

In diesem Kapitel stelle ich meine theoretischen Ausgangsüberlegungen vor. Das ist geboten, um meine Fragestellung und den Begriffsapparat nachvollziehbar zu machen, die meiner Studie zugrunde liegen. Zunächst setze ich dabei grundsätzlich an und frage, wie und als was Armut in den modernen Industriegesellschaften des ‚Westens' hervorgebracht wird. Dafür wird zum einen die konstitutive Prägewirkung relevant, die das Prinzip der Wohlfahrtsstaatlichkeit auf diese Gesellschaften und die Art und Weise ausübt, wie in ihnen Mangel- und Ausschlusslagen bearbeitet werden. Zum anderen ist der Statusbegriff erkenntnisleitend, da ich Armut als Lebenspraxis entwerfe, die die Auseinandersetzung mit Herabwürdigungen und Stigmatisierungen von Personen, die staatliche Hilfeleistungen erhalten, beinhaltet und zu Erfahrungen führt, aus denen eine eigensinnige Lebenswelt resultiert.

Diese Punkte fächere ich folgendermaßen auf. Im *ersten Abschnitt* gehe ich auf den Wohlfahrtsstaat als historisch konkreten Kontext ein, in dem Armut heute konstituiert wird. Dabei wird ersichtlich, dass Armut vor allem einen ökonomischen Mangel und eine davon abgeleitete strukturelle Position der Hilfsbedürftigkeit meint. Die Tatsache, dass mit dieser Lage vielfältige gesellschaftliche Zugriffe und Wertungen einhergehen, hat damit zu tun, dass sie an einer erwerbsgesellschaftlichen Normalität gemessen wird, hinter die die betreffenden Personen in ihrer Lebensführung zurückfallen. Damit ist die *gesellschaftliche Konstruktion von Armut* angesprochen. Es wird betont, dass Armut zwar unbestritten eine individuell-materielle Grundlage hat, in einem soziologischen Sinn aber erst in sozialen Beziehungen und Bezugnahmen relevant wird, die diese Lebensbedingungen einer Person betreffen. Auf diese Weise ist eine Ausgangsheuristik gewonnen, die es erlaubt, Armut als soziales Phänomen einzukreisen und in einer analytischen Perspektive daraufhin zu befragen, wie genau Hilfsbedürftigkeit im sozialen Umgang sinnhaft aufgegriffen und für das Subjekt als Erfahrung wirksam wird.

Im *zweiten Abschnitt* diskutiere ich, welche Ansätze und Perspektiven in der soziologischen Armutsforschung etabliert sind und welche Hinweise sowie mögliche Gefahren und Fallstricke für die Untersuchung der Erfahrung von Armut als sozialen Status sich daraus ergeben. Im Zuge dessen wird ersichtlich, dass sich die Ansätze grob in zwei Stränge gliedern lassen. Am dominantesten sind Forschungsperspektiven, die Armut als Mangel und somit negativ bestimmen. Armut meint dann, bestimmte Einkommensniveaus zu unterlaufen bzw. von gesellschaftlich relevanten Anerkennungsordnungen – meist die Sphäre der Erwerbsarbeit – ausgeschlossen zu sein. Neben diesen tendenziell objektivierenden und über einen Mangel definierten Zugriffen sind aber auch Forschungsperspektiven instruktiv, die die „Positivität" von Armut hervorheben und Strategien des Umgangs mit dem drohenden oder faktischen Status-

verlust ins Zentrum der Analyse stellen. Das eröffnet die Möglichkeit, Personen in Mangellagen nicht allein als Opfer der Umstände, sondern auch als kompetente Akteure einer eigenen Lebenswelt zu begreifen. Zugleich werden in diesen Forschungen die Ursachen für Armut mitunter kulturalistisch essenzialisiert oder es wird eine anerkennungspolitische Agenda verfolgt, die unter der Hand doch wieder zu einer Viktimisierung der Beforschten führt.

Im Anschluss an diese Diskussion entwickle ich im *dritten Abschnitt* meinen eigenen Ansatz, der von den Befragten hervorgebrachte und thematisierte Handlungsfelder und -probleme des Alltags ins Zentrum rückt. Dabei nehme ich eine Verknüpfung von strukturellen Ausgangs- und Bedingungsfaktoren von Armut und subjektiven Erfahrungsgehalten vor. Das heißt, ich hebe nicht nur allgemein auf ökonomische und soziale Benachteiligungen von Armen ab, sondern zeige im Detail, wie sich diese Lebensumstände in spezifische typisierbare Erfahrungen übersetzen. Insgesamt ergibt sich so ein umfassender Blick auf eine eigensinnige Lebenswelt, die aus Mangellagen und sozialen Ausschlüssen hervorgeht. Als Perspektive, die diese Analyse lebensweltlicher Eindrücke anleiten und systematisieren soll, stelle ich zudem die Adaption der Lebenswelttheorie nach Alfred Schütz (Schütz und Luckmann 2003) vor. Im Zuge dessen wird auch der Erfahrungsbegriff in seinen verschiedenen Facetten diskutiert und erläutert, welche davon sich für die folgende Analyse anbietet.

Zum Schluss, im *vierten Abschnitt*, befasse ich mich mit den ethischen Belangen, die bei der Forschung mit deprivilegierten Personen beachtet werden müssen.

1.1 Die wohlfahrtsstaatliche Konstruktion von Armut in der Moderne

In diesem Abschnitt soll es um die strukturellen Konstitutionsbedingungen von Armut in der Moderne gehen. Das heißt, es geht darum, *wie* und *als was* Armut in den meisten ‚westlichen' Industrienationen hervorgebracht und verstanden wird. Dabei wird das Gestaltungsprinzip der Wohlfahrtsstaatlichkeit entscheidend, dessen historische Einflüsse auf die Konstitution von Armut ich nachzeichne. Die These ist, dass der Wohlfahrtsstaat in modernen Gesellschaften den definitorischen und konturierenden Bezugsrahmen für die Konstruktion von Armut darstellt. Armut wird darin als ökonomische Mangellage entworfen, in Bezug auf die eine objektivierend-versachlichende, öffentlich verantwortete Fürsorgebeziehung aufgebaut wird. Über letztere erhält die Gesellschaft gleichzeitig definitorischen, gestaltenden und vor allem statuszuweisenden Zugriff auf Armut. Dabei spielen meritokratische Moralprinzipien eine Rolle, die historisch vorbereitet sind und heute im lebensweltlichen Primat der Er-

werbsgesellschaft Ausdruck finden. Im Zusammenhang damit wird Armut als Verfehlung der Teilhabe an der Erwerbswelt auf die Eigenverantwortung des Subjekts zurückgeführt und mit Devianz und gesellschaftlicher Schädlichkeit in Verbindung gebracht.

1.1.1 Armut und Unterstützungsbeziehungen

> How can poverty not entail dependence? Self-reliance is a luxury of the rich.
> (Vollmann 2007, S. 132)

Der soziologische Gedanke, dass Armut als Mangellage verstanden werden kann, die mit Hilfsbedürftigkeit einhergeht und in daran anschließende, historisch besondere Unterstützungszusammenhänge eingebettet ist, wurde bereits von Georg Simmel (1992) in seinem Aufsatz „Der Arme" formuliert. Armut versteht er als sozialen Status, der auf einer Beziehung zwischen einer bedürftigen und einer gebenden Partei aufruht:

> Deshalb ist im soziologischen Sinne erst arm, wer unterstützt wird. […] Der Arme als soziologische Kategorie entsteht nicht durch ein bestimmtes Maß von Mangel und Entbehrung, sondern dadurch, daß er Unterstützung erhält oder sie nach sozialen Normen erhalten sollte. (Simmel 1992, S. 551)

Damit ist nicht gesagt, dass es nicht auch eine materielle Grundlage, „das bloße Armsein" (Simmel 1992, S. 554), für diese Sozialbeziehung gebe. Allerdings werde der subjektive Mangel erst gesellschaftlich von Belang, wenn das soziale Umfeld einen Ausgleich dafür organisiert. Das heißt, Armut wird für Simmel erst durch Unterstützungsbeziehungen zu einem sozialen Phänomen – und somit auch soziologisch als Armut thematisierbar. Dieser Punkt ist durchaus schlagend: Erst durch Hilfsbeziehungen entstehen Geber-Empfänger-Dyaden, die unterschiedlich strukturell abstrahiert und semantisch aufgeladen werden können. Das heißt, erst durch sie erhält die Gesellschaft Zugriff auf und damit Gestaltungs- und Definitionsmacht über „den Armen" – was nicht zuletzt Formen der statuszuweisenden Moralisierung, Stigmatisierung und Marginalisierung ermöglicht.

Dabei betont Simmel, dass es keineswegs gesetzt und historisch sowie regional kontingent ist, nach welchem Maßstab Bedürftigkeit bestimmt und wie die Unterstützung spezifisch organisiert wird. Seien in der Vormoderne vor allem die Familie und die Kirche für die Armenversorgung zuständig gewesen, werde in der (europäischen) Moderne das Staatswesen verantwortlich (Simmel 1992, S. 526). Zug um Zug werde so aus einer auf „Barmherzigkeit, Pflichtgefühl oder Zweckmäßigkeit" (Simmel 1992, S. 514) bauenden privaten Armenfürsorge ein Rechtsanspruch auf sozialen Ausgleich. Auch dieser Punkt

überzeugt. So ging die Einbindung der Armenfürsorge in die sich modernisierende Gesellschaft des deutschen Kaiserreichs, die Simmel vor allem als Anschauungsmaterial diente (Kutzner 2016, S. 111–112), mit einer zunehmenden Anonymisierung und Verfahrensmäßigkeit einher. Es war nun nicht mehr (allein) das soziale Umfeld, sondern der Sozialstaat, der sich der Bedürftigkeit annahm, sie definierte und ausglich.[1]

Die „Keimzelle" (Lepenies 2017, S. 12) für diese wohlfahrtsstaatliche Überformung von Armut wird meist in der Einführung der Elisabethanischen *Old Poor Laws* in England am Ausgang des 16. Jahrhunderts gesehen. Die darin kodifizierten Prinzipien prägen die Debatten über Armut zum Teil bis heute (Lepenies 2017, S. 12). So wurden vor allem Unterscheidungen und Festlegungen eingeführt, die das Niveau betreffen, ab dem man öffentliche Unterstützung erhält, außerdem, wie hoch diese sein soll und an welche Bedingungen sie gebunden ist. Wesentlich dafür war die Unterscheidung zwischen „able poor" und „impotent poor" sowie daraus abgeleitete Einschätzungen über die moralische Integrität einer Person („deserving" und „undeserving poor") (Katz 2013, S. 4–5). Konkret geregelt wurde in diesem Zusammenhang, dass es eine steuerfinanzierte Unterstützung für Kranke und Arbeitsunfähige gibt, aber auch, dass für die arbeitsfähigen Armen Arbeit zu besorgen sei (Lepenies 2017, S. 27). Dabei wurde zunächst vor allem – unter der Maßgabe der Leistungsreziprozität – auf Arbeitshäuser zurückgegriffen, in denen die Leistungsempfängerinnen die ihnen gewährte Unterstützung abarbeiten mussten (Lepenies 2017, S. 29). Das heißt, es wurde keineswegs ein Anrecht auf Unterstützung geschaffen, sondern vielmehr Bedingungen aufgestellt, unter denen Bedürftige von ihren Gemeinden Transferleistungen zu erwarten hatten. Mit Simmel gesprochen, wurden bedürftige Personen so zum anonymen *Objekt* von durch die Allgemeinheit legitimierten Verfahren – womit zugleich die spezifisch moderne Konstitutionsform von Armut benannt ist.

Verschärfung fand diese Regelung noch einmal über zweihundert Jahre später in Form der *New Poor Laws* (1834). Im Wesentlichen bedeutete diese Neuauflage eine Bestätigung von Arbeitsfähigkeit als Hauptdiskriminierungskriterium für die Zuweisung von Unterstützung. War man nicht alt, gebrechlich, krank, oder anderweitig eingeschränkt, blieb nur das Arbeitshaus (Lepenies 2017, S. 41). Auch die Anonymisierung der vormals privaten Armenfürsorge durch Verwaltungsapparate, die die Betreuung der Armen über-

1 Da Simmel also das moderne, wohlfahrtsstaatliche Fürsorgearrangement und dann auch noch ein sehr spezifisches für seine Definition von Armut heranzieht, lässt sich seine Herangehensweise als vereinseitigend kritisieren. So vernachlässigt er bspw., dass auch weiterhin private Arrangements der Armenfürsorge bestehen, in denen Armut konstituiert wird – etwa, wenn einer bettelnden Person auf der Straße Münzgeld gegeben wird. Simmel weist in Bezug auf diese privaten Formen der Armenunterstützung lediglich darauf hin, dass die Gefahr des Einrichtens in ihnen bestehe, da in ihnen im Gegensatz zur öffentlichen Fürsorge Arme nicht nüchtern objektiviert würden, sondern subjektiv-emotionale Bindungen entstünden (Simmel 1992, S. 541).

nahmen, wurde verstetigt (Lepenies 2017, S. 42). Entscheidend war nun aber, dass auch eine explizite *Praxis der Abwertung* hinzukam. Durch Tests und eine Quasi-Internierung in den *workhouses* wurde Armut in die Nähe der Kriminalität gerückt und galt als verrufen. Wer dort unterkam, wurde als moralisch verkommen angesehen und lag der Allgemeinheit ‚auf der Tasche'. Damit ist die diskursive Konstruktion von Armen als deviant und gesellschaftsschädlich aufgerufen, die auf einer subjektiven Zurechnung der Gründe für die eigene Mangellage aufbaut und die gesellschaftliche Konstruktion von Armut auch in der Folge begleiten sollte. Damit lässt sich – ein Stück weit als Gegenthese zu Simmel – hier sagen, dass gerade durch die aufkommenden wohlfahrtsstaatlichen Verfahren auch eine *Subjektivierung* geschieht, durch die Armut über Identifizierungs-, Kenntlichmachungs- und individuelle Zurechnungsprozesse als persönlicher Makel erscheint.

Zum Einstieg wird so deutlich, dass seit den Anfängen öffentlich organisierter Fürsorge Armut nie nur dem betreffenden Subjekt überlassen bleibt, sondern in spezifischen Kontexten der Wohlfahrt konstituiert wird. Dabei spielen moralisch codierte Zuschreibungen und Rahmungen eine wesentliche Rolle, die sich in gesellschaftlich etablierten Überzeugungen über das Zustandekommen von Armut und die darauf gemünzte Konditionalisierung von Unterstützung zum Teil bis heute verlängern.

1.1.2 Der moderne Wohlfahrtstaat als „Schicksalsmacht"

Moderne Wohlfahrtsstaaten lassen sich als historische Weiterführungen und Institutionalisierungen der in den *Poor Laws* manifestierten Prinzipien der Armenfürsorge verstehen. Sie entwickelten sich parallel zur europäischen Nationenbildung als staatlich verantwortete Apparate, die dem Auffangen privater Risiken der Daseinsfürsorge dienen. In Deutschland wurde diese Prozesse bspw. im Preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794, aber auch in den Bismarck'schen Sozialgesetzen von 1883/84 manifest (Kaufmann 1988, S. 71). Im zwanzigsten Jahrhundert wurden Wohlfahrtsstaaten, wenn auch verschiedenen Charakters, in allen ‚westlichen' Industrienationen aufgebaut und können seitdem als selbstverständlicher Standard der allgemeinen Wohlstandssicherung gelten (Esping-Andersen 1993).

Dabei orientieren sich Wohlfahrtsstaaten vor dem Hintergrund der sogenannten „Arbeitsgesellschaft" (Offe 1984) an der von ihnen zu leistenden Inklusion der Gesellschaftsmitglieder in die Erwerbswelt. Das hat neben der finanziellen Absicherung den Grund, dass sich Erwerbsarbeit als eine, wenn nicht *die* wesentliche Anerkennungssphäre der modernen Gesellschaft etabliert hat. Dafür lassen sich mit Honneth (2008) gute Gründe anführen. Er zeigt, welche große Bedeutung Erwerbsarbeit in modernen Gesellschaften zugeschrieben wird. Sie stellt eine individuell überaus wichtige Wertsphäre dar, von

der „die Mehrheit der Bevölkerung die eigene soziale Identität“ abhängig macht (Honneth 2008, S. 328). Da sie eben nicht nur die ökonomische Absicherung berührt, sondern auch und vor allem Arena für die Aushandlung geteilter Orientierungen und wechselseitiger Anerkennung ist, ist sie normativ und symbolisch hoch aufgeladen. Mithin bringt der Arbeitsplatzverlust auch Gefühle von Scham, Unsicherheit und Angst mit sich. Die Sphäre der Erwerbsarbeit lässt sich somit als ein generalisiertes „Medium der Sozialintegration“ (Honneth 2008, S. 341) verstehen. Sie ist dominanter Teil der modernen ausdifferenzierten Gesellschaft und damit zugleich primärer Ort und Adressat subjektiver Bestrebungen nach Sinn und Bedeutsamkeit. Fragen nach der Stellung der Einzelperson in der Erwerbswelt berühren daher immer auch Fragen nach ihrer generellen Inklusion in die Gesellschaft und der Sinnfälligkeit im Alltag.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen, dass der Wohlfahrtsstaat, indem er bspw. den arbeits- wie sozialrechtlichen Rahmen für den „marktförmigen Austausch von Arbeitskraft gegen Lohneinkommen“ (Lessenich 2012a, S. 102) setzt, den wirtschaftlichen Wohlstand und vor allem die gesellschaftliche Inklusion derer absichert, die Teil der Erwerbssphäre sind. Bezogen auf die Konstitution von Armut war es daneben aber auch immer Ziel des wohlfahrtsstaatlichen Prinzips, als „alternativer Inklusions- bzw. sekundärer Integrationsmodus“ (Lessenich 2012a, S. 108) auf ökonomischer, aber auch und gerade auf symbolischer Ebene Ausgleichsmechanismen für den Verlust von Erwerbsarbeit zu etablieren – und so gesellschaftliche Teilhabe auch in prekären Lebenssituationen – der Idee nach – zu garantieren.

Als Zeit, in der diese Vergesellschaftungsform zum Erfolgsmodell wurde, gelten die Jahrzehnte nach dem zweiten Weltkrieg. Dabei war nicht zuletzt ein genereller weltweiter Aufschwung ab den 1950er Jahren von entscheidender Wichtigkeit, der in der Herausbildung einer sogenannten stabilen Mittelschicht resultierte (Kaelble 2017, S. 84–92). Getragen von einem verstetigt robusten Wirtschaftswachstum und einer sehr niedrigen Arbeitslosenquote war diese Entwicklung so rasant, dass man in Bezug auf Deutschland bereits 1953 von einer „nivellierte[n] Mittelstandsgesellschaft“ (Schelsky 2009, S. 203) sprechen konnte. Damit ist eine gesamtgesellschaftliche Situation angesprochen, in der die allermeisten Gesellschaftsmitglieder dauerhaft an Wohlstand teilhatten, nicht mehr mit Existenzunsicherheiten konfrontiert und vor Mangelerfahrungen geschützt waren (Bertelsmann Stiftung 2013, S. 9). Durch diese flächendeckende Konsolidierung, die Ulrich Beck prägnant mit dem „Fahrstuhleffekt“ (Beck 1986, 124 ff.) beschrieb, konnten große Teile der Gesellschaft für sich selbst sorgen und nahmen am Konsum teil. Soziale Unterschiede gab es zwar weiterhin, gleichwohl verloren sie ihre Relevanz, da sie entschärft bzw. auf einem insgesamt höheren Niveau etabliert wurden (Lepenies 2017, S. 85; Nachtwey 2016, S. 20). Mithin sank auch das subjektive Risiko, in Mangellagen zu rutschen, was nicht zuletzt die Umverteilungsmechanismen des

Wohlfahrtsstaats entlastete und den Glauben an das Funktionieren und die Legitimität seiner Prinzipien stärkte. Bedürftigkeit galt als Ausnahme, mit der der Wohlfahrtsstaat gut zurechtkam. In dieser Phase, die sich als „soziale Moderne“ (Nachtwey 2016, S. 20) bezeichnen lässt, wurde „das historisch multidimensionale, aber homogene Massenphänomen Armut in vermeidbare oder abgesicherte Einzelrisiken wie Unfälle, Krankheit, Arbeitslosigkeit und Rente“ aufgelöst – was auch damit zu tun hatte, dass man diese Phänomene „nicht länger mit dem Begriff ‚Armut‘ verbinden wollte, um die Integration der Abgesicherten in der Mitte der Gesellschaft zu dokumentieren“ (Lepenies 2017, S. 120).

Durch diese Entwicklungen wurde jedoch gleichzeitig verdrängt, dass – wie Lessenich (1998) und im Anschluss daran auch Mohr (2007) zeigen – Wohlfahrtsstaaten Armut nicht nur ausgleichen und verschwinden lassen wollen. Vielmehr gestalten und strukturieren sie Armut – auch und gerade in Zeiten ihres wohlstandssichernden Erfolgs –, indem sie Niveaus benennen, ab wann und unter welchen Bedingungen jemand als bedürftig gilt und wie konkret die Umverteilung in Form von Programmen, Maßnahmen und nicht zuletzt Transferzahlungen organisiert wird. Insofern kann der Wohlfahrtsstaat – im kapitalismusanalytischen Sinne Max Webers (1988 [1920], S. 4) – als „Schicksalsmacht“ (Lessenich 2012c, 25 ff.) für Bedürftige bezeichnet werden, die zwar einerseits ein auf Erwerbseinkommen fußendes Lebensmodell absichert, aber andererseits auch unter Bezug auf historisch verfestigte Solidaritätskonzepte sowie institutionalisierte Unterstützungsbeziehungen Armut definiert und mit einer lebensweltlichen Form versieht. Diese Prägefunktion, die der Wohlfahrtsstaat in Bezug auf Armut einnimmt, wurde historisch virulenter und auch erkennbarer, als die ökonomische Absicherung und erwerbsgesellschaftliche Teilhabe durch Wirtschaftskrisen für den Einzelnen weniger selbstverständlich wurde und die sozialen Sicherungssysteme verstärkt in Anspruch genommen wurden. Dabei rückten die Betonung von subjektiver Eigenverantwortung und die Abwertung von Armut wieder ins Zentrum der Debatten, wie der folgende Absatz zeigt.

1.1.3 Die Liberalisierung des Wohlfahrtsstaats

Heute gelten die Wohlfahrtsstaaten der ‚westlichen‘ Industrienationen als in der Krise befindlich. Von „post-welfare“ ist gar die Rede – zumal in Ländern wie Griechenland, die von der Finanzkrise 2008–2012 stark betroffen waren und in der Folge einem Reformdruck auf die Sozialsysteme nachgeben mussten (Arapoglou 2018). Als Ursache dafür wird eine Liberalisierung der Wirtschafts- und Sozialpolitiken gesehen, die spätestens in den 1980er Jahren ihren Anfang nahm (Höpner et al. 2011). Ausgangspunkt für diesen „neoliberalen Turn“ (Pfefferkorn 2015) waren wirtschaftliche Krisen, Massenarbeitslosigkeit und

ein Ende des als selbstverständlich genommenen Wirtschaftswachstums – auf die mit einem „tendenziell autoritär[en]" Sozialpolitikstil geantwortet wurde, durch den sich der Sozialstaat „von einem Instrument der Ersatzinklusion zu einem Motor gesellschaftlicher Spaltungen" (Lessenich 2012a, S. 108) wandelte. Angefangen bei Margaret Thatcher, die die Macht der Gewerkschaften stutzte, staatliche Ausgaben drastisch kürzte und die Eigenverantwortung des Einzelnen stärker ins Zentrum rückte (Kaufmann 2003, S. 134–135; Mitton 2008, S. 264; Wincott 2011, S. 346), über Tony Blairs „New Deal" (Schünemann und Boyle 2011, S. 192; Mitton 2008, S. 265) und Gerhard Schröders Agenda 2010, deren markante Eckpunkte die Hartz-Gesetze mit ihrem Prinzip des „Förderns und Forderns" waren, haben diese Reformen schließlich auch die einstigen ‚Musterschüler' der universalen Wohlfahrtsstaatlichkeit in Schweden erreicht (Hort 2008, S. 543; Svallfors 2011, S. 807–808).

Dieser beobachtbare Wandel vom „heroischen Wohlfahrtsstaat" (Lessenich 2012b, S. 158) zum „manageriellen Staat" (Rüb 2004) hat auch Auswirkungen auf den gesellschaftlichen Umgang mit Armut. Angetrieben vom sogenannten „Aktivierungsregime" (Dörre 2011, S. 24–25) werden die Verantwortung für das persönliche Wohlergehen, für ökonomisches Überleben und soziale Teilhabe subjektiviert und stark an das eigenverantwortliche Individuum gebunden (Harvey 2007, 65–66, 76). Damit geht auch eine wiederkehrende moralische Abwertung von Bedürftigkeit einher. Von einer Garantie auf Würde und soziale Anerkennung, die der Wohlfahrtsstaat neben dem ökonomischen Überleben der Idee nach vertritt, ist nicht mehr zu sprechen (Lessenich 2009, S. 164). Stattdessen hält das Leistungsprinzip, das „den institutionellen und normativen Rahmen für die soziale (‚solidarische') Würdigung und Wertschätzung individueller Verhaltens- und Lebensführungsmuster" (Lessenich 2009, S. 166) setzt, Einzug in den gesellschaftlichen Umgang mit Bedürftigkeit. Diese verstärkt erwerbs- und leistungsgesellschaftliche Brechung sozialer Rechte (Lessenich 2009, S. 166) hat zum Resultat, dass Bedürftigen die soziale Anerkennung abgesprochen wird.

Zugespitzt kann man deshalb sagen, dass durch die Umstellung „von der ‚Staatsversorgung' zu Selbstsorge" (Lessenich 2012b, S. 163) die Diskussion über die Legitimation von Transferleistungen zu ihren Ursprüngen in den Poor Laws zurückführt wird. Hatte die Unterscheidung von „deserving" und „undeserving poor" aufgrund des wirtschaftlichen Gesamtaufstiegs der Gesellschaft an Relevanz verloren, wird sie in Zeiten einer wirtschaftlichen Krise wieder virulent. Für Personen, die sich in Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung befinden, bedeutet das, dass sie sich nicht nur in einer ökonomisch prekären Lage, sondern auch unter gesteigertem Legitimationsdruck gegenüber der Gesellschaft befinden und um ihren sozialen Status zu fürchten haben.

1.1.4 Das liberale Großbritannien als Untersuchungsraum

Als besonders hervorstechender Fall eines liberalisierten Wohlfahrtsstaates kann Großbritannien gelten (Esping-Andersen 1993, S. 27; Taylor-Gooby et al. 1999, S. 574). Freiheitliches und utilitaristisches Gedankengut hat hier eine lange Tradition und wurde auch und gerade beim Aufbau und der Ausgestaltung des Wohlfahrtsstaats am deutlichsten in gesetzgebende Praxis umgesetzt (Kaufmann 2003, S. 130–131; Sørensen 1998, S. 364). Bis ins 20. Jahrhundert hinein verließ man sich in Großbritannien ausschließlich auf selbstsorgende und unionistische Lösungen des Risiko- und Schadensausgleichs und installierte keine staatlichen Vorkehrungen (Kaufmann 2003, S. 137). Diese Grundhaltung hat bis heute zur Folge, dass der De-Kommodifizierungsgrad – also die staatlich zugesicherten sozialen Rechte für die Einzelne sowie die Form des zwischen Staat, Markt und privatem Haushalt verteilten Wohlstandes – niedrig ist und staatliche Transferleistungen strikt konditionalisiert und individualisiert werden. Zudem werden Einrichtungen des Dritten Sektors und der sogenannten *voluntary action* offensiv ermuntert, Leistungen der Daseinsfürsorge sowie der sozialen Inklusion und Heranführung an den Arbeitsmarkt zu etablieren, wodurch Leistungen, die in anderen Ländern Aufgaben des Staats sind, delegiert werden. Die einzige, groß angelegte Ausnahme davon stellt der vom sogenannten „Beveridge Report“ (1942) angestoßene National Health Service (NHS) dar, der unter dem Eindruck der Not der Kriegsjahre der erste Schritt hin zu einem umfassend-universellen Wohlfahrtssystem der Nachkriegszeit sein sollte (Kaufmann 2003, S. 144; Mitton 2008, S. 263–264). Obwohl diese steuerfinanzierte Gesundheitsversorgung bis heute Bestand hat, nimmt sie in ihrer Singularität aber auch eine Sonderstellung in der wohlfahrtsstaatlichen Entwicklung Großbritanniens ein. Spätestens mit dem Amtsantritt von Margret Thatcher, der mitunter mit dem Beginn der Krise des britischen Wohlfahrtsstaats gleichgesetzt wird (Wincott 2011, S. 346), wurde für die folgenden Jahrzehnte wieder ein Kurs eingeschlagen, der die Vermarktlichung von Wohlfahrtsleistungen, den Abbau öffentlicher Angebote und die Betonung der individuellen Selbstsorge beinhaltete (Mitton 2008, S. 264). Diese Individualisierung, Privatisierung und Kommerzialisierung von Wohlfahrt (Mitton 2008, S. 264) fand ihre Aktualisierung schließlich im unter Labour um die Jahrtausendwende eingeführten „New Deal“, „allerdings mit radikaler Forcierung auf die sanktionierende Aktivierung“ (Schünemann und Boyle 2011, S. 192) – was auch von den späteren konservativen Regierungen weitergetrieben wurde. Die in diesen Politiken zu beobachtende endgültige Transformation Großbritanniens von einem „welfare state“ zu einem „workfare state“ (Deeming 2015, 863 ff.) brachte in Bezug auf die Konstitution von Armut mit sich, dass Ansprüche von Transferleistungsempfängern noch einmal stärker konditionalisiert und die Eigenverantwortung bei der Suche von Erwerbsarbeit in Zentrum gerückt wurde (Mitton 2008, S. 269). Neben dem zusätzlichen

Druck auf Personen in Mangellagen hieß das, dass Erwerbsarbeit zunehmend flexibilisiert und das Lohnniveau gesenkt wurden (Mitton 2008, S. 268), was die allgemeine Erwerbsprekarität steigerte.

Da die Interviewprotokolle, auf ich mich beziehe, in Großbritannien erhoben worden sind, versprechen diese somit, in besonders prägnanter Weise über die skizzierten Personalisierungen, Moralisierungen und Stigmatisierungen von Mangellagen und sozialen Ausschlüssen sowie den subjektiven Umgang damit Auskunft zu geben. Damit ist indes nicht gesagt, dass sich die Ergebnisse nicht auch auf andere Länder übertragen lassen. Im Gegenteil: Gerade weil es eine internationale Angleichung der Sozialpolitiken unter dem skizzierten liberalen Wohlfahrtsparadigma gab, sind Konstitutionsformen von Armut, die in Großbritannien in besonders zugespitzter Weise zu beobachten sind, auch als darüber hinaus gültig zu betrachten.

1.1.5 Fazit

In diesem Abschnitt habe ich Wohlfahrtsstaatlichkeit als historisch konkretes, armutskonstituierendes Prinzip der Moderne entworfen. Insgesamt lässt sich diesbezüglich sagen, dass Armut zunächst als ökonomische Mangellage, mit der eine Fürsorgebeziehung einhergeht, gesellschaftlich hervorgebracht wird. Das Besondere daran ist, dass diese Fürsorgebeziehung im Zuge der Modernisierung moderner Gesellschaften an objektivierende Verfahren gebunden wurde. Das heißt, die Bearbeitung von Mangellagen wurde zu großen Teilen der privaten Fürsorge entzogen und der öffentlichen Wohlfahrt überantwortet, die dadurch auch definierenden und gestaltenden Einfluss auf Armut erhielt. Wesentlicher Referenzrahmen dafür ist die Erwerbswelt, die symbolisch hoch aufgeladen ist, weshalb das Ausscheiden aus ihr den Verlust einer statussichernden Position in der Gesellschaft bedeutet. Dieses Prinzip hat bis heute Bestand und führte in seiner durch wirtschaftliche Krisenwahrnehmungen hervorgerufenen „neoliberalen“ Verschärfung dazu, dass – ganz ähnlich wie bei den Ursprüngen öffentlicher Fürsorge – Eigenverantwortung und auf die Person zielende moralisch-charakterliche Zuschreibungen für die Erklärung und die Bearbeitung von ökonomischem Mangel und fehlender Einbindung in die Sphäre der Erwerbsarbeit herangezogen werden. Dadurch wird Armut tendenziell (wieder) in die Nähe von Devianz und Gesellschaftsschädlichkeit gerückt, was mit Zuweisungen eines niederen Status einhergeht. Großbritannien steht paradigmatisch für diese Entwicklung, weshalb Interviewmaterial, das dort erhoben wurde, in besonderer Weise verspricht, über Erfahrungsmuster aufzuklären, die in heute international Verbreitung findenden Konstitutionskontexten von Armut hervorgebracht werden.

Darauf aufbauend, frage ich im vorliegenden Buch, welchen lebensweltlichen Niederschlag diese wohlfahrtsstaatlich gerahmte Konstruktion von Armut

für diejenigen hervorruft, die die Statuszuschreibungen betreffen. Um für mögliche Antworten auf diese Frage sensibilisiert zu werden, ist es angeraten, sich zunächst mit den in der Armutsforschung bereits etablierten Ansätzen und Ergebnissen auseinanderzusetzen und diese zu diskutieren. Dies erfolgt im nächsten Abschnitt.

1.2 Perspektiven auf Armut – eine Rekonstruktion von Forschungszugängen

Im vorangegangenen Abschnitt ging es um den konkreten historischen Rahmen der gesellschaftlichen Konstruktion von Armut. Dabei wurde festgestellt, dass ökonomischer Mangel und eine normative Referenz auf die Erwerbswelt dem verbreiteten Armutsverständnis als Bezugsgrößen zugrunde liegen. In diesem Abschnitt sollen nun sozialwissenschaftliche Operationalisierungen dieses Verständnisses vorgestellt und gefragt werden, inwieweit diese dazu beitragen können, die Erfahrung von Armut zu untersuchen. Dabei wird deutlich werden, dass bei dem Thema immer eine Rolle spielt, wie Armut als politisch zu bearbeitendes Problem entworfen wird, was wiederum bestimmten Konjunkturen unterliegt (Leisering 1993).[2]

In meiner Argumentation gehe ich zunächst auf Forschungsperspektiven ein, die Armut vor allem über ökonomischen Mangel und/oder sozialen Ausschluss (aus der Sphäre der Erwerbsarbeit) und damit negativ definieren. Danach werden aber auch Zugänge und Konzepte vorgestellt, die Armut „positiv" über einen lebensweltlichen Eigensinn begreifen, der in der praktischen Auseinandersetzung mit Mangellagen entstehe. Dabei werden auch gesellschaftlich etablierte Machtverhältnisse kritisch thematisiert. Die Aufarbeitung dieser Zugänge ermöglicht es mir, die darin enthaltenen Hinweise auf die Lebensrealität in Mangellagen abzuwägen und so meinen eigenen erfahrungsanalytischen Zugang vorzubereiten. Diesen erläutere ich dann im Anschluss. Zudem werden begriffliche und methodische Fallstricke erkennbar, deren Reflexion ebenfalls in meinen eigenen Ansatz einfließt.

1.2.1 Einkommensungleichheit und Lebenslagenansatz

Ein auf ökonomischen Mangel abhebender Zugang ist, Armut als eine Form sozialer Ungleichheit zu begreifen. In diesen einflussreichen quantitativen

2 Einen umfassenden Überblick über mögliche sozialwissenschaftliche Konzepte, Herangehensweisen und politische Interessen, die mit Armutsbegriffen verbunden sein können, geben Groenemeyer und Ratzka (2012), Böhnke et al. (2018) und Huster et al. (2018).

Forschungen wird meist die Höhe der Ungleichverteilung von ökonomischen Ressourcen in den Blick genommen. Armut bedeutet dann „Ungleichheiten des Wohlstands" (Hradil 2001, S. 242), d. h. Einkommensarmut (Brülle 2018), was für Personen mit geringem Einkommen heißt, dass „keine ausreichenden Hilfsmittel des Handelns […], insbesondere zu geringe Geldmittel vorhanden" (Hradil 2001, S. 243–244) sind. Kernbefund aktueller Untersuchungen in diesem Bereich ist, dass sich die Einkommensungleichheit in den letzten Jahren vergrößert habe (Milanović 2012, 2016; Hradil 2015, S. 16). Mittlerweile besitze weltweit das wohlhabendste eine Prozent der Menschen mehr als die restlichen 99 Prozent (Pimentel et al. 2018). Dieser Prozess sei nicht neu, habe sich aber in den im Zuge der globalen Finanzkrise (Grabka et al. 2019, S. 349) sowie durch die Covid-19-Pandemie (UBS und PwC 2020) drastisch verstärkt. Und er betreffe nicht nur den globalen Süden und Asien, sondern auch und gerade ‚westliche' Industrienationen (Butterwegge 2020). So wurden laut Studien der OECD in den Mitgliedsländern im Zuge der globalen Finanzkrise (mit Abstrichen in Deutschland und Österreich) der gesellschaftlich verfügbare Wohlstand auf der einen Seite und die soziale Not auf der anderen Seite immer ungleicher innerhalb der Gesamtbevölkerung verteilt (OECD 2012). Das bestätigt auch der „Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung" (BMAS 2017). Zwar habe es in den vergangenen zwanzig Jahren eine konstant positive Reallohnentwicklung (in Deutschland) gegeben. Die unteren 40 Prozent der Einkommen hätten davon allerdings nicht profitiert. Im Gegenteil sei die Entwicklung dort „zum Teil deutlich rückläufig, während in den darüber liegenden Dezilen teils ausgeprägte Zuwächse zu verzeichnen waren" (BMAS 2017, S. 59). Diese Entwicklung habe mithin dazu beigetragen, dass mittlerweile die vermögendsten zehn Prozent über 50 Prozent des Anteils am Gesamtnettovermögen auf sich vereinen (BMAS 2017, S. 129). Das ist wiederum vergleichsweise gering gegenüber Großbritannien, das laut Dorling (2017, S. 35), „[the] by far the most economically unequal large country in the European Union"[3] sei. Der Einkommensunterschied zwischen dem wohlhabendsten einen Prozent und dem Rest lässt sich hier auf das Verhältnis 17:1 beziffern (Dorling 2017, S. 39), weshalb der Lebensstandard etwa in Frankreich und Deutschland höher und die Wohnqualität besser seien. Der Autor kommt deshalb zu dem Schluss: „The UK provides the best warning within Europe of what goes wrong when you allow inequality to rise and rise ever higher" (Dorling 2017, S. 35).

Diese Analysen sind erhellend in Bezug auf die (weltweiten) Verteilungsprozesse von ökonomischem Kapital und die Effekte, die sie auf Chancengleichheit und Lebensumstände haben. Gleichzeitig sind die Befunde gerade zu den Entwicklungen in der letzten Dekade nach der Finanzkrise vielfältig differenziert, relativiert und geradezu verwischt worden. So lässt sich etwa sagen,

3 Mittlerweile hat Großbritannien die EU verlassen.

dass der Anstieg sozialer Ungleichheit vor allem auf das Entfernen der Topverdiener vom Rest der Gesellschaft und nicht auf große Einbrüche am unteren Ende der Einkommensleiter hinweist (Milanović 2017, S. 7; Spannagel und Molitor 2019). Neben diesen genauen Auslegungen von zunächst eindeutig erscheinenden Sprüngen in der Einkommensungleichheit müsse man zudem global vergleichen. Schaut man etwa auf die Entwicklung sozialer Ungleichheit in Asien, hat sie sich im Weltmaßstab aufgrund von Einkommensanstiegen und dem Aufbau einer sogenannten Mittelschicht in China und Indien verringert (Milanović 2017, S. 6). Dagegen hat sie sich in den reicheren Ländern Europas vergrößert, wodurch die sogenannten Mittelschichten hier unter Druck geraten seien (Milanović 2017, S. 8). Hierzu lässt sich wiederum einschränkend anführen, dass „[t]axes and transfers were […] quite effective in limiting the effects of the rise of market income inequality" (OECD 2013: 3). Die etablierten wohlfahrtsstaatlichen Hebel europäischer Gesellschaften hätten also das Auseinanderdriften des wohlhabenderen und des ärmeren Teils der Bevölkerung großteils abgemildert, was vor allem die Verarmung der sogenannten Mittelschichten abgefedert habe. Wie Heidenreich (2016a) zeigt, ist diese Diagnose allerdings wiederum vielschichtig und hänge von den konkreten Wohlfahrtskontexten ab. Besonders in den Mittelmeerländern lasse sich beispielsweise eine sozialstaatliche Stabilisierung der Einkommensungleichheiten erkennen, die indes als Pyrrhussieg daherkomme, der mit einer erheblichen Arbeitsmarktkrise erkauft worden sei. Dementsprechend sei die Angleichung nationaler Ungleichheitsverhältnisse zwischen dem Norden und dem Süden der EU mindestens zum Stilstand gekommen (Heidenreich 2016b).

Neben diesen Abwägungen, die vor allem die Absicherungen der sogenannten Mittelschichten betreffen, lässt sich als Grundaussage allerdings festhalten, dass der mit Finanzkrise und den daran anschließenden Maßnahmen in Verbindung gebrachte Anstieg von Einkommensungleichheit in Europa vor allem die unteren zehn Prozent der Einkommensskala betraf. Diese litten am meisten unter den finanziellen Einschnitten und der Geldentwertung, während gleichzeitig die oberen zehn Prozent der Einkommen am wenigsten Schaden nahmen (OECD 2013, S. 4).[4] Es lässt sich somit ableiten, dass besonders diejenigen (zusätzlichen) ökonomischen Einbußen ausgesetzt waren und sind, die ohnehin bereits am unteren Rand der Einkommensskala zu finden sind. Neuere Berichte der Europäischen Kommission zeichnen deshalb auch ein durchwachsenes Bild:

> Income inequality in the EU in the last few years has stabilized at and has marked increases in roughly a third of the Member States. This is the case despite the significant redistributive effects of European tax and benefit systems. […] Moreover, the number of people at risk of poverty or social exclusion, albeit reduced relative to 2012, remains at a level (118 million in 2016) which is still very far from the important Europe 2020 target

4 Zu ähnlichen Befunden kommen Grabka et al. (2019, S. 345).

of taking 20 million out of risk of poverty and social exclusion (European Commission 2018a).

Es zeigt sich also, dass in dieser Operationalisierungsform in einer vermittelten, an Messzahlen orientierten Weise geforscht wird, wobei Armut zu einem vor allem ökonomisch messbaren Phänomen wird, zu dem sich verschiedene Aussagen treffen lassen. Die dabei angestrebte „Objektivität" hängt wiederum vom Zuschnitt des Untersuchungsraums sowie von „highly aggregated, selective and relative inequality indicators" (Heidenreich 2016c, S. 22) wie dem GINI-Koeffizienten[5] ab.

Darüber hinaus müssen, um anhand von Einkommensunterschieden Aussagen über Armut treffen zu können, konkrete Einkommensgrenzen von außen festgelegt werden. Dabei kommen normative Maßstäbe ins Spiel, bei denen die Schwelle, ab der jemand als arm gilt, meist am Einkommensniveau orientiert wird, ab dem ein Sozialhilfeanspruch besteht (Hradil 2001, S. 245). Wie fluide dabei entstehenden Festlegungen sein können, zeigt folgendes Zitat:

> In den EU-Mitgliedstaaten hat sich mittlerweile die 60 %-Einkommensgrenze – die so genannte ‚Armutsrisikogrenze' – als Schwellenwert etabliert, allerdings sind auch mittelwertbasierte 50 %-Armutsgrenze, 75 %-Grenze zur Abgrenzung prekären Wohlstands oder 40 %-Grenze zur Messung extremer Armut gängig (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 392).

Ein solches Vorgehen hat zwar den Vorteil, Armut klar benennen zu können und vor allem messbar zu machen. Zugleich ergeben sich Nachteile. So fasst Leisering zusammen, dass neben der „empirische[n] Triftigkeit der Analyse" (Leisering 2004, S. 250) zu hinterfragen ist, welchen theoretischen Stellenwert eine festgelegte Einkommensschwelle für die Analyse von Armut haben kann. Es handele sich dabei zunächst vor allem um ein „statistisches Artefakt" (Leisering 2004, S. 250), das sich aus einer vorgelagerten Konstruktion der Forschenden ergebe. Zudem mahnt er auch die „ökonomistische, anti-differenzierungstheoretische Annahme" an, der die quantifizierende Armutsforschung aufsitze: Sie setze voraus, „dass die Einkommenslage einer Person ihre Wohlfahrtsposition in allen anderen Lebensbereichen bestimme" (Leisering 2004, S. 249–250). Damit ist der Kritikpunkt der lebensweltlichen Distanz angesprochen. Dieser hebt darauf ab, dass bei Forschungen zu Entwicklung und Folgen von Ressourcenungleichheit oftmals unter den Tisch falle, was Armut neben dem ökonomischen Mangel noch auszeichnet und wie sie sich als lebensweltliches Erfahrungsmuster darstellt.

Auf diesen Vorwurf reagierte wiederum die auf statistisch messbare individuelle Ressourcen abstellenden Forschung mit dem Bemühen, „nicht nur eine Dimension von Lebensqualität bzw. prekärer Lebensweise isoliert" zu betrachten, „sondern die Mehrdimensionalität unterschiedlicher Lebensbereiche in ihrer Wechselwirkung" (Engels 2006, S. 109) zu analysieren. Hierbei war das

5 Vgl. ausführlich zum GINI-Koeffizienten Weiß (2017, S. 52–53).

sogenannte *Lebenslagenkonzept* (Sell 2002, S. 21) einflussreich, das seine Stärken darin hat, auch immaterielle Ressourcen abzubilden (Engels 2006, S. 109). In den Blick kommt dabei die „Gesamtsituation der Versorgung und die hieraus resultierenden Handlungsmöglichkeiten von Menschen. Berücksichtigt werden Lebensbedingungen wie Ernährung, Bekleidung, Wohnung, Gesundheit, Bildung, Arbeitsplatz, Einkommen, Ansehen, Macht, Integration, Kommunikation, Freizeitchancen, Risiken, gesellschaftliche und politische Partizipation" (Hradil 2001, S. 243–244). Das Ziel des Lebenslagenansatzes ist es demnach, sowohl die „objektive Strukturiertheit" von Armut als auch den „Lebens- und Existenzraum von Menschen" zu erfassen (Sell 2002, S. 21). Um dabei auch den subjektiven Umgang einer Person mit der eigenen Lebenslage einzubeziehen, werden aus der Sozialpsychologie entlehnte Faktoren wie „Capability", d. h., die Möglichkeit, eigene Ziele zu verwirklichen und den Stress der Armutssituation zu bewältigen, mitbedacht (Sell 2002, S. 22–23).[6]

Bei dem Lebenslagenkonzept handelt es sich also insgesamt um den Versuch, Armut nicht allein als Mangel an materiellen Ressourcen zu verstehen, sondern als lebensweltlichen Komplex abzubilden, in dem ein geringes Einkommen Auswirkungen auf Entwicklungs- und Teilhabechancen hat (Tophoven et al. 2018, S. 54). Gleichzeitig wird darauf geachtet, dass es zu keiner zu starken Öffnung gegenüber subjektiven Erfahrungen in Lagen der Deprivation kommt und das Lebenslagenkonzept auf von außen bestimmbare „Handlungsvoraussetzungen" beschränkt bleibt, wie Engels (2006, S. 110) klarstellt:

> Gerade angesichts der häufig geäußerten Kritik, das Konzept sei so allgemein, dass sich alles Mögliche darunter subsummieren lasse, erscheint es hilfreich, den *subjektiven Umgang mit der Lebenslage* von diesem Begriff selbst zu trennen. (Engels 2006, S. 110; Herv. i. O.)

Damit bleibt – darauf weist Hradil (2001, S. 244) hin – auch die Analyse von Lebenslagen von Armut ein Versuch, objektivierbare Größen zu finden, mit denen sich Armut messen und definieren lässt – etwa indem man die Ausstattung einer Wohnung bestimmt und daraus einen „proportionalen Deprivationsindex" (Voges 2002, S. 30), auch Halleröd-Index (Halleröd 1995) genannt, bildet. Lebenslagenforschung ist so letztlich in der Logik der Analyse von Ressourcenausstattungen und damit der Attestierung eines objektiv feststellbaren Mangels verhaftet. Außerdem bestehen Schwierigkeiten bei der forschungspraktischen Umsetzung des Lebenslagenkonzepts, die nur durch normative Setzungen aufgelöst werden können. Ähnlich zu den Festlegungen von Armutsgrenzen bei der Analyse von Einkommensungleichheit werden auch im Lebenslagenansatz die Schwellen der Unterversorgung auf multiplen Ebenen

6 Im angelsächsischen Raum hat sich diese Perspektive bereits in den späten 1970ern durchgesetzt. Besonders das Konzept der „relativen Deprivation" von Townsend (1979) war einschlägig, weil es das Verständnis von Armut als Mangel an Einkommen mit Teilhabe- und Verhaltensaspekten verknüpfte. Vgl. dazu Groenemeyer und Ratzka (2012, S. 395).

anhand von normativen Erwünschtheitserwägungen gesetzt.[7] Die dafür verwendeten Indikatoren stellen dabei oft (implizit) auf „Exklusion", das heißt auf das Maß an gesellschaftlicher Teilhabe ab und sind „meist, sofern nämlich auf verfügbare Datensätze zurückgegriffen wird, ein Kompromiss zwischen theoretisch abgeleiteten Definitionen und empirisch lieferbaren Informationen" (Engels 2006, S. 111). Das hat auch damit zu tun, dass die Dimensionen und Indikatoren, nach denen Lebenslagen bestimmt werden, nie systematisch hergeleitet wurden, sondern entweder einem politischen Kalkül folgten oder sich additiv „heuristisch ergeben haben" (Engels 2006, S. 111). Insgesamt bleibt somit festzuhalten, dass bzgl. des Lebenslagenkonzepts kein „theoretisch konsistentes Erklärungsmodell" vorliegt. Gleichzeitig ist es aber dennoch „ein nützlicher Ansatz, um Unterschiede in Versorgungslagen und gesellschaftlicher Teilhabe zu bestimmen" (Voges 2002, S. 26), zu verstehen.

Betrachtet man Armut aus der Perspektive der Messung von Einkommensungleichheit und des Lebenslagenansatzes lässt sich zusammenfassend Folgendes sagen:

- Aus den konsultierten Studien ergibt sich der ernstzunehmende Hinweis, dass materielle Notlagen aufgrund der Vergrößerung von Einkommensungleichheit in Europa zunehmen – zumal in Großbritannien.
- Der daraus ableitbare Anschlussverlust niedriger Einkommen an mittlere und hohe Einkommen kann wiederum auf ein komplexeres Niveau gehoben werden und die Lebenslage, die mit einem geringen Einkommen einhergeht, mitmeinen. So erweitert bezeichnet Armut ein geringes Einkommen *und* weichere Faktoren wie Bildung, soziale Teilhabe oder subjektive (Selbst-)Verwirklichungschancen. Damit wird darauf hingewiesen, dass Armut als umfassendes und nicht nur das Einkommen einer Person betreffendes Phänomen zu verstehen ist.
- Kritisch ist gleichwohl zu sehen, dass Armut in diesen Perspektivierungen als relativer Mangel messbarer Ressourcen begriffen wird, der an einem extern gesetzten Normniveau orientiert ist. Dieses entspricht dem Ideal einer über Berufs-, Konsum- und Selbstverwirklichungschancen wohlintegrierten, sogenannten Mittelschicht. Damit ist in der auf diese Weise entwickelten Operationalisierung von Armut eine Unterlegenheit und Nicht-Konformität von Personen in Mangellagen gegenüber anderen Gesellschaftsmitgliedern impliziert, deren pejorative Kraft nicht zu unterschätzen ist. Dazu kommt die methodologische Unmöglichkeit, Lebens-

7 Vgl. dazu etwa Voges: „In diesem [proportionalen Deprivations-]Index wurde Wohnungsgüter, die bei mindestens 50 Prozent der Wohnbevölkerung vorhanden waren, zusammengefasst. Der Schwellenwert für Unterversorgung wurde bei 60 Prozent angesetzt. Das heißt, Personen, die 60 Prozent dieses Deprivationsindexes – nach Westdeutschland und Ostdeutschland unterschieden – unterschreiten, gelten in Bezug auf die Dimension Wohnen als depriviert" (Voges 2002, S. 30).

lagenarmut in ihren fallspezifisch komplexen Erfahrungsgehalten statistisch abzubilden.

1.2.2 Armut als Exklusion

Mit dem Begriff der Exklusion sind Formen der Beschränkung sozialer Zugehörigkeit sowie individueller Entfaltungsspielräume gemeint, die sich auf die Lebensqualität und Entwicklungschancen der einzelnen Personen auswirken.[8] Nach Groenemeyer und Ratzka zwinge sich dieser begriffliche Zuschnitt geradezu der Armutsdebatte auf, da heute „Verteilungsfragen nicht mehr ohne Bezug zu sozialstrukturellem Wandel und Unsicherheiten gesellschaftlicher Integration gestellt" (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 397) werden dürften. Eine alleinige Fixierung auf Einkommens- oder Ressourcenungleichheiten werde aktuellen Armutsphänomenen nicht gerecht, weshalb die „Erweiterung der Perspektive von Versorgungsdefiziten auf Integrationsdefizite und Zugehörigkeitsaspekte" (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 397) angezeigt sei. An dieser Stelle klingt bereits durch, dass der Begriff der Exklusion – mehr noch als andere Begriffe von Armut – stets eine soziologische und eine sozialpolitische und mithin normative Lesart vereint (Leisering 2004, S. 238; Nassehi 2008, S. 121). Aus dem sozialpolitischen Anspruch, jeder Bürgerin die Möglichkeit auf demokratische Teilhabe und persönliche Entwicklungschancen zu gewährleisten, ergibt sich, dass Ausschlüsse aus wesentlichen Gesellschaftsbereichen als soziales Problem gesehen werden. Ludwig-Mayerhofer (2009, S. 5) betont deshalb, man könne den Exklusionsbegriff „gar nicht adäquat verstehen, ohne seine doppelte Zugehörigkeit zum Feld der Wissenschaft und zu dem der Politik zu berücksichtigen".

In diesem Sinne lässt sich der Exklusionsbegriff auch als (kontinental-) europäische Besonderheit rekonstruieren. So wurde die Kopplung von Armut und Exklusion durch Entwicklungen in Europa (besonders in Frankreich) ab den 1980er Jahren historisch plausibel. In dieser Zeit verfestigte sich Massenarbeitslosigkeit das erste Mal in der Nachkriegszeit, was eine Gruppe hervorbrachte, die nicht mehr teilzuhaben schien am gesellschaftlichen Leben. Das wiederum stellte die nach dem Krieg florierenden Wohlfahrtsstaaten vor neue Probleme (Kronauer 2002, S. 37). Finanziell darauf eingestellt, Notsituationen nur kurzfristig und in Einzelfällen auszugleichen sowie politisch konfrontiert

8 In der Forschung zu sozialer Ungleichheit werden aus den Nachweisen von Einkommensungleichverteilung teilweise Ableitungen zu Exklusionsphänomenen sowie damit verbundene Kausalannahmen vorgenommen, die nicht weiter begründet werden – etwa wenn gesagt wird, dass „[a]s the proportion of people at risk of social exclusion is closely related to income inequality, poverty has grown constantly since 2005" (Lopez 2017, S. 20). Deutlich wird daran, dass Armut in einem doppelten Sinn klassifikatorisch gedacht wird – einerseits als das messbare Gegenstück zu hohem Einkommen und andererseits als ein Ausschluss aus einer gesellschaftlichen Normalität.

mit aufkommenden Forderungen nach „neoliberalen“ Umbauten der Absicherungssysteme (Kronauer 2002, S. 34), geriet der Wohlfahrtsstaat aufgrund der neuentstehenden Massenarbeitslosigkeit an seine Leistungsgrenzen. Nicht mehr vollumfänglich in der Lage, die ihm ursprünglich zugeschriebenen gesellschaftlichen Egalisierungs- und Anschlussfunktionen auszufüllen, musste eine Vielzahl von Personen in den Dauerbezug von Sozialhilfe eingegliedert werden. Ein fehlender Zugang zum Arbeitsmarkt sowie soziale Isolation waren oft die Folge. Das heißt, historisch gesehen entsteht der Exklusionsbegriff durch sozialpolitischen Druck in einer Zeit, die „eine deutliche Abkehr von dem ‚inkludierten‘, sozialstaatlich untermauerten Wohlfahrtkapitalismus der Nachkriegsgesellschaft“ (Ludwig-Mayerhofer 2009, S. 9) mit sich brachte. In seiner Bedeutung sei der Begriff deshalb „auch nicht ohne Bezug auf den Wohlfahrtsstaat zu begreifen“ (Mohr 2007, S. 22).

Popularisiert wurde das Exklusionskonzept in Frankreich, wo ihn zunächst der französische Staatssekretär für Sozialwesen (*l’action sociale*) René Lenoir (1974) in den politischen Diskurs einführte.[9] Später verhalfen Paugam (1998), aber vor allem Castel (2000) dem Begriff auch im Feld der Wissenschaft zum Durchbruch.[10] Man kann dem Begriff deshalb auch ein „französisches“ Gesellschaftsverständnis unterstellen (Engels 2006). In diesem Sinne greift Castel etwa für die Beschreibung des Zustandekommens von Exklusionsprozessen auf die Idee der „organischen Solidarität“ als sozialen Kitt bei Durkheim (1988) zurück:

> Es sieht ganz so aus, als ob unsere Gesellschaft in ihrem Schoß überrascht das Profil einer Bevölkerungsgruppe wiederentdeckte, das man für verschwunden geglaubt hat, ‚Nichtsnutze‘, die sich darin aufhalten, ohne wirklich dazuzugehören. Ihnen kommt die Position der *Überzähligen* zu, die in einer Art gesellschaftlichem no man‘s land herumtreiben, die nicht integriert und zweifelsohne auch nicht integrierbar sind, zumindest in dem Sinne, in dem Durkheim von Integration als der Zugehörigkeit zu einer ein Ganzes bildenden Gesellschaft, bestehend aus voneinander abhängigen Teilen, spricht. (Castel 2000, S. 359; Herv. i. O.)

In der deutschsprachigen Armuts- und Prekariatsforschung hat zunächst Kronauer (2002) das Konzept breit und ausführlich diskutiert.[11] Im Anschluss daran entwickelten es vor allem Bude (2004, 2008; Bude et al. 2008), aber auch andere (Brinkmann et al. 2006) weiter. Zudem tauchen Konzepte von Exklusion, sozialem Ausschluss und fehlender Teilhabe mittlerweile in den meisten

9 Leisering (2004, S. 239) führt den Begriff historisch noch weiter auf Klanfers (1965) Buch „L’exclusion sociale“ zurück.

10 Castel selbst datiert das Aufkommen der Frage nach sozialem Ausschluss in Frankreich auf den Winter 1992/1993, wo sie aufgrund steigender Arbeitslosenzahlen den öffentlichen politischen Diskurs prägte und seitdem kaum an Popularität einbüßte (Castel 2008, S. 69).

11 Die angelsächsische Armutsforschung untersucht ähnliche Phänomene des sozialen Ausschlusses vor allem mit dem Underclass-Konzept (siehe unten). Gleichwohl ist auch das Konzept der „Exclusion“ etabliert wie Byrne (1999), das „Poverty and Social Exclusion Survey in Britain“ (Gordon et al. 2000) sowie neuere Publikationen (Dermott und Main 2018) zeigen.

Armutsberichten – besonders in denen der Bundesregierung (BMAS 2013, 2017) aber auch auf EU-Ebene (European Commission 2018b) – auf und sind somit, wie oben schon angesprochen, über den Wissenschaftsdiskurs hinaus politisch handlungsleitend.

Dieser Bekanntheit des Exklusionsbegriffs stehen aber auch Kritikpunkte gegenüber, die sich aus verschiedenen Richtungen formulieren lassen. So tragen die Ausschlussdiagnosen zwar zunächst dazu bei, einen ad-hoc plausiblen (und empathischen) Zugriff auf die Lebensrealität derer zu bekommen, die heute mit Armut konfrontiert sind. Gleichzeitig drängt sich der Eindruck auf, dass man es dabei oft mit „diagnostischen Verkürzungen" (Liebermann und Loer 2009) zu tun hat. Vor allem die Fixierung auf Erwerbsarbeit und deren Bedeutung für die Gesellschaftsmitglieder verhindern, dass Aspekte in den Blick geraten, die darüber hinaus Mangellagen lebensweltlich prägen.[12] Das soll nicht heißen, dass Erwerbsarbeit keinen hohen subjektiven Wert hat. Dass das der Fall ist, wurde bereits ausgeführt und lässt sich auch und gerade an Personen erkennen, die nicht an ihr teilhaben. Diese sehnen sich nach der Erwerbswelt, streben danach, wieder Teil davon zu werden und teilen die Orientierungen der Arbeitsgesellschaft mitunter in gesteigertem Maße (Sondermann et al. 2009, S. 159; Shildrick et al. 2012, S. 87–98; Weißmann 2016, S. 247). Gleichzeitig gehen aber mit dem Exklusionsbegriff perspektivische Verengungen einher, die vielschichtige Melangen aus strukturellen Deprivilegierungen, biographischen Pfadabhängigkeiten und habituellen Bindungen auf ein einziges Schlagwort und damit auch nur einen einzelnen Aspekt einer meist komplexen Lebenssituation reduzieren.[13] Analog zu Armutskonzepten, die allein auf ökonomischen Mangel abheben, lässt sich das Exklusionskonzept mithin mit dem Vorwurf konfrontieren, zu einseitige, allein auf die Erwerbswelt abhebende Aussagen über den Charakter von Armut zu treffen.

Damit im Zusammenhang steht, dass Exklusionsdiagnosen ebenfalls kaum reflektierte Normativitäten reproduzieren. Kurz gesagt: Auch das Sprechen über „Exkludierte" ruft das Bild von „Mängelwesen" (Dörre 2015, S. 221) hervor. Das hängt damit zusammen, dass Ausschlussdiagnosen allein als Index von privilegierten – und damit auch legitimeren – Positionen der wohlinkludierten Teilhabe an der Erwerbsgesellschaft funktionieren. Eine (drohende) Exklusion zu diagnostizieren, heißt eben immer auch, Sicherheit und Stabilität als selbstverständlich vorauszusetzen (Vogel 2009, S. 229). Im Zuge dessen wird Armut – wenn auch nicht intendiert – zu dem Anderen, zur Nachtseite des

12 Im Grunde ähnlich zu kritisieren, weil auf erwerbsbiographisch relevante Pfadentscheidungen im Jugendalter gerichtet, ist der weniger gebräuchliche Begriff der „Entkopplung" (Brinkmann et al. 2006, S. 15; Fuchs et al. 2018, S. 110–114).

13 Das wird mitunter von den Autoren, die das Konzept popularisiert haben, eingestanden. Castel etwa betont, dass er „[a]us dem Blickwinkel der Arbeit" (Castel 2000, S. 357) seine Diagnosen vornimmt, und folglich die Inklusion in Erwerbsarbeit als Referenzpunkt für die „Überzähligen" heranzieht. Vgl. dazu auch Brinkmann et al. (2006, S. 16).

abgesicherten, „normalen“ Teils der Gesellschaft. In seiner Normativität erhält das Exklusionskonzept so selbst einen exkludierenden Charakter und läuft Gefahr, den diagnostizierten Ausschluss zumindest rhetorisch selbst herbeizuführen (Ludwig-Mayerhofer 2009, S. 16; Dörre 2011, S. 23; Weißmann 2016, S. 48–49).

Diese Kritikpunkte wurden wiederum in die Debatte um den Exklusionsbegriff aufgenommen. So betont etwa Kronauer den dialektischen Charakter von Exklusion[14]:

> Als bloßes Objekt der gesellschaftlichen Fürsorge, ohne Recht in sich selbst, befindet sich der Arme der Gesellschaft gegenüber in der Position des Ausgeschlossenen. Indem sich die Gesellschaft ihm gegenüber jedoch auf diese besondere Weise verhält, bleibt er ein Teil von ihr. (Kronauer 2002, S. 22)

Theoretisch abstrahierend kommt er deshalb zu dem Schluss, dass sich Armut als Status durch eine beständige Gleichzeitigkeit von „Drinnen“ und „Draußen“ reproduziert, die aber immer nur *in* der Gesellschaft wirksam werden kann. Mithin findet „Ausschluss“ auch nur innerhalb der Gesellschaft statt, was auch Kutzner betont: „Von einem Totalausschluss [kann; FE] keine Rede sein“ (Kutzner 2009, S. 74).[15]

Diese Wendung führt den Exklusionsbegriff an das Vokabular der soziologischen Systemtheorie heran. Hier wird zunächst von einer Vollinklusion aller Mitglieder der modernen „Weltgesellschaft“ ausgegangen – das heißt, für jedes Gesellschaftsmitglied ist prinzipiell die Möglichkeit der Adressierung in allen ausdifferenzierten Teilen der Gesellschaft vorgesehen (Stichweh 2005a, S. 181). Gleichzeitig lässt sich zeigen, dass sowohl Parsons als auch Luhmann durch ihre Fokussierung auf Prozesse der Inklusion (in Funktionssysteme) theoriearchitektonisch implizit immer auch schon ein Exklusionsbegriff mitgeführt haben (Stichweh 2005b, S. 46). Das wurde wiederum expliziert (Luhmann 2018 [1998], S. 618–634) und dahingehend verdichtet, dass die Reproduktion der modernen Gesellschaft auf der operativen Gleichzeitigkeit von Inklusion und Exklusion beruht – und dass dieser Prozess auf allen systemtheoretisch vorgesehenen Ebenen sozialer Differenzierung vorzufinden ist (Stichweh 2005a, S. 180). Die Gleichzeitigkeit von Inklusion und Exklusion ist somit Teil jeder operativen Schließung in modernen Gesellschaften. Oder anders gesagt: Durch die Ausdifferenzierung vielfältiger Funktionssysteme, Organisationen und Interaktionen, die gleichzeitig theoretisch für jede Kommunikation als Adressatinnen erreichbar sind, ist eine totale Teilhabe an der Gesamtgesellschaft nicht mehr möglich. Daraus folgt, dass man von den meisten Vorgängen der Gesellschaft faktisch ausgeschlossen ist. Gleichzeitig fällt aber die Gefahr einer Totalexklusion weg. War dies in archaischen Gesellschafts-

14 Dabei lehnt er sich an Simmels (1992) Konzeption des „Armen“ an, die oben referiert wurde.

15 Castel (2008, S. 73) schreibt dazu: „Gewiß gibt es heute Menschen die ‚drin‘, und solche, die ‚draußen‘ sind, doch sie bevölkern keine getrennten Universen“.

formen noch durch räumliche Vertreibung möglich (Luhmann 2018 [1998], S. 623), ist in der gegenwärtigen „Weltgesellschaft" nicht davon auszugehen, dass die Bedingungen für einen Ausschluss aus allen Kommunikationszusammenhängen gegeben sind (Stichweh 2005b, S. 61). Inklusion und Exklusion stehen somit in einer „hierarchischen Opposition" (Stichweh 2005b, S. 61) zueinander, was bedeutet, dass Inklusion Exklusion mit umgreift und man also Exklusion nur als inkludiertes Gesellschaftsmitglied erfahren kann – bzw. abstrahiert gesagt, dass die „Differenz Inklusion/Exklusion […] *innergesellschaftlich* rekonstruiert" (Luhmann 2018 [1998], S. 623, Herv. i. O.) wird. Eine Position außerhalb der Gesellschaft ist damit – auch für Menschen ohne Erwerbsarbeit – ausgeschlossen.

Gleichzeitig ist mit dieser hierarchisch-dialektischen Konzeption des Exklusionsbegriffs noch nicht beantwortet, wie sozialer Ausschluss im sozialpolitischen Sinn mit der Sprache der Systemtheorie beschrieben werden kann. Das erkannte auch Luhmann, der in einem in der Exklusionsforschung berühmten Zitat überrascht feststellte, dass es – kontrafaktisch zu seinem Theorieentwurf – Personen gibt, die von der gesellschaftlichen Reproduktion ausgeschlossen sind:

> Zur Überraschung aller Wohlgesinnten muß man feststellen, daß es doch Exklusionen gibt, und zwar massenhaft und in einer Art von Elend, das sich der Beschreibung entzieht. Jeder, der einen Besuch in den Favelas südamerikanischer Großstädte wagt und lebend wieder herauskommt, kann davon berichten. Aber schon ein Besuch in den Siedlungen, die die Stillegung des Kohlenbergbaus in Wales hinterlassen hat, kann davon überzeugen. Es bedarf dafür keiner empirischen Untersuchung. Wer seinen Augen traut, kann es sehen, und zwar in einer Eindrücklichkeit, an der die verfügbaren Erklärungen scheitern.[16] (Luhmann 1999, S. 147)

Um an dieser Stelle zu einer Auflösung zu kommen, wurde der Versuch unternommen, sozialpolitisch verstandene Exklusion als Kumulation von Teilexklusionen (im systemtheoretischen Sinn) aus einzelnen Sequenzen, Interaktionen, Organisationen und Teilsystemen zu rahmen (Stichweh 2005b, S. 52). Exklusion wird so zu einem mehrdimensionalen Phänomen, das zwar – wie gezeigt – systematisch immer Teil modernen Gesellschaftsformationen ist, aber als „wechselseitige Verstärkung von Exklusionen" (Luhmann 2018 [1998], S. 633) ein soziales Problem in Form einer „Statusverhärtung am ‚unteren' Rand" (Engels 2006, S. 114) produziert. Diese Rückbindung von Armut als Exklusion an den Statusbegriff bringt gleichwohl kaum Erkenntnisgewinn im Vergleich zu den bisher aufgeführten, erwerbsgesellschaftlichen Exklusionsdiagnosen. Zudem wird auf diesem Wege der exkludierende Charakter des Exklusionsbegriffs wieder in die Theoriesprache eingeführt. Somit erweist es sich an dieser Stelle, dass das Begriffswerkzeug der Systemtheorie in Bezug auf

16 Diese Unsicherheiten seiner eigenen Theorie gegenüber und das ungewohnt empiristische Ringen Luhmanns damit, Exklusion doch noch irgendwie als Form der Inklusion zu begreifen, kann man auch an anderer Stelle (Luhmann 2018 [1998], S. 630–633) beobachten.

Exklusion an seine Grenzen gerät. Oder anders gesagt: Die dem Begriff (historisch) eingeschriebene Verschränkung analytischer und sozialpolitischer Lesarten sind auch nicht durch „definitorische Radikalisierung" (Leisering 2004, S. 247) aufzulösen bzw. nur um den Preis, dass der Begriff als Heuristik für das Beschreiben von Armutsphänomenen stumpf wird. Nassehi (2008, S. 122) erklärt deshalb „Exklusion als theoretischen Begriff für untauglich".

Folgende Punkte lassen sich in Bezug auf die Exklusionsforschung für den weiteren Argumentationsgang festhalten:

- Eine Ausgangsbeobachtung ist, dass es zu einer historisch nachweisbaren Überforderung von Wohlfahrtsstaaten kam, durch die diese dysfunktional geworden sind. Da daraus – neben finanziellen Engpässen – eine fehlende Einbindung in die im Alltag überaus relevante Sphäre der Erwerbsarbeit resultierte, wurde Armut als sozialer Ausschluss interpretiert. Dabei muss konstatiert werden, dass diese Erweiterung des Armutsverständnisses über den reinen materiellen Mangel hinaus eine hohe Ad-Hoc-Plausibilität für die Vorstellung dafür besitzt, was Armut lebensweltlich kennzeichnet.
- Gleichzeitig wurde deutlich, dass das Konzept vereinseitigend vorgeht. Es führt Armut hauptsächlich auf die Sphäre der Erwerbsarbeit zurück, zu der die betreffende Person keinen Anschluss mehr hat. Damit soll nicht bestritten werden, dass Erwerbsarbeit als relevanter Inklusionsmechanismus in die Gesellschaft etabliert und von überaus großer Bedeutung für die subjektive Sinnstiftung im Alltag ist. Zugleich ist mit dieser Fixierung auf die Sphäre der Erwerbsarbeit eine Engführung entstanden, die ein komplexes Nachvollziehen von Armutserfahrungen nur begrenzt möglich macht.
- Daran schließt sich an, dass dem Exklusionskonzept ein normatives Bias eingeschrieben ist. Das ergibt sich aus der sozialpolitische Parallelverwendung des Begriffs, der, orientiert an einer „Normalinklusion" einen Mangel impliziert und dadurch eben *Nicht*-Inklusion meint. Er funktioniert daher ausschließlich als Negativbeschreibung, die die Gefahr der Reifizierung des Benannten in sich birgt.
- Daraus ergibt sich gleichsam das Anschlussinteresse, distanziert zu betrachten, was die lebensweltliche Bedeutung von und Reaktion auf eine Lage ist, in der man aufgrund struktureller Arrangements vor allem auf sich selbst verwiesen ist. Da gesellschaftstheoretisch davon ausgegangen werden muss, dass eine Totalexklusion einzelner Gesellschaftsmitglieder ausgeschlossen ist – zumal im Zusammenhang mit wohlfahrtsstaatlich strukturierter Armut –, werden gerade die „residualen Vernetzungen" sowie die „Formen der Identitätsbildung" (Stichweh 2005b, S. 59), die sich in diesen Bereichen sozialer Marginalisierung finden lassen, interessant. Weißmann (2016) hat diesbezüglich bereits gezeigt, dass Ausschluss nicht nur passives Erdulden mit sich bringt, sondern auch eine lebensweltliche Aktivität in

dem Sinne anstoßen kann, dass um ein „Dazugehören“ (zur Sphäre der Erwerbsarbeit) zumindest gerungen wird.

1.2.3 Armut und Underclass

Während in Bezug auf den Exklusionsbegriff davon gesprochen wird, dass er vor allem in Kontinentaleuropa seinen Ursprung hat und dort Verwendung findet, prägte die Debatte um Armut im angelsächsischen Raum ab den 1980er Jahren vor allem der Underclass-Begriff (Kronauer 2002, S. 12). Die zwei Konzepte sind sich insofern nah, als sie auf einen gesellschaftlichen Strukturwandel und Brüche in der Erwerbswelt reagieren, die als wesentlicher gesellschaftlicher Inklusionsmotor verstanden wird. Wo allerdings das Exklusionskonzept nach „drinnen“ und „draußen“ unterscheidet, kommen in der Underclass-Debatte Stratifizierungs- bzw. Zentrum-Peripherie-Modelle zum Tragen (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 411). Einschlägig war in dieser Debatte vor allem Myrdal (1965), der den Begriff zur Beschreibung Arbeitsloser und Unterbeschäftigter in den US-amerikanischen Diskurs einführte (Leisering 2004, S. 239) und vor „Konsequenzen der strukturellen Verfestigung“ (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 410) der Lebensbedingungen dieser Bevölkerungsgruppe warnte. Weitere wichtige Impulse gab die empirische Studie von Wilson (1987), in der der Autor einen Strukturansatz verfolgte, um den Anstieg von Armut und die Ghettoisierung bestimmter, vor allem schwarzer Bevölkerungsteile in den USA zu erklären. Zentraler Bestandteil seines Entwurfs war die Beschreibung eines Teufelskreises aus marginalisierter ökonomischer Position und sozialräumlicher Segregation, der zu einer selbstverstärkenden sozialen Isolation der schwarzen Bevölkerung geführt habe:

> In short, the communities of the underclass are plagued by massive joblessness, flagrant and open lawlessness, and low-achieving schools, and therefore tend to be avoided by outsiders. Consequently, the residents of these areas, whether women and children of welfare families or aggressive street criminals, have become increasingly socially isolated from mainstream patterns of behavior. (Wilson 1987, S. 58)

Analytisch machte er mithin vor allem die äußeren Konstitutionsbedingungen von Armut und deren Folgen für die soziale Unangepasstheit einer Minderheit an Mittel und Ziele der vornehmlich weißen Mehrheitsgesellschaft für die Bildung einer Underclass verantwortlich. Mit dieser begrifflichen Wendung wurde die Diskussion um Armut sowie ihrer Ursachen und Folgen auf die Frage nach der Verteilung von Macht und Mitbestimmung in der Gesellschaft gelenkt. Dabei reflektiert der Begriff in Großbritannien vor allem Erfahrungen mit Migrantinnen aus dem Commonwealth, die auf „Partizipationssperren“ bezüglich der Erwerbswelt und des Wohlfahrtssystems stoßen (Bude 2004, S. 7). In den USA wird Underclass hingegen vor dem Hintergrund einer „merito-

kratische[n] Mittelklassekultur“ interpretiert und ist dort als negatives Gegenstück zur wohlintegrierten, arbeitssamen und selbstverantwortlichen sogenannten Mittelschicht gemeint (Bude 2004, S. 7–8). Gleichsam wurde der Begriff damit politisiert, weshalb er oft in einem Zug mit *class* und *race* genannt wird und also (implizit) die deprivilegierten und diskriminierenden Lebensumstände von vor allem schwarzen Minderheiten anklagt (Massey 1990).

Neben dieser besonders auf Strukturbedingungen abhebenden Auseinandersetzung lässt sich auch ein stärker kulturalisierender Zweig der Underclass-Debatte ausmachen (Weißmann 2016, S. 34). Dabei wird die Grundannahme verfolgt, dass (auch) eine habituelle Prägung der Mitglieder der Underclass die gesellschaftliche Marginalisierung mit aufrechterhält, was letztlich zu einer Selbstsegregation führe. Häufig wird diese Diagnose auf schwarze Personen angewendet, denen eine auf Faulheit und moralischen Verfall gründende verstetigte Abhängigkeit von wohlfahrtsstaatlichen Leistungen zugeschrieben wird. Einschlägig war diesbezüglich vor allem Murrays (1984) Untersuchung US-amerikanischer Armutsmilieus, die er später (Murray 1990a, 1990b) um einen Vergleich mit der (entstehenden) britischen Underclass ergänzte. Darin gesteht er zwar ein, dass es strukturelle Benachteiligungen bestimmten Gruppen in der Gesellschaft gebe – diese könnten aber gleichzeitig nicht als alleinige Begründungfolie für eine Verfestigung von Armut am unteren Rand der Gesellschaft herhalten. Stattdessen arbeitet er auf, wie es vermittelt über vermeintlich falsche wohlfahrtsstaatliche Anreize und eine angeblich falschverstandene politische Korrektheit der (weißen) Eliten dazu kommen konnte, dass mangellagenbegünstigende Faktoren zu individuell funktionalen und gesellschaftlich geduldeten Handlungsoptionen wurden. Diese Faktoren, die für ihn zugleich die Umrisse der Underclass ausmachen, sind der Anstieg unehelicher Kinder und daraus resultierenden Haushalte alleinerziehender Mütter, fehlende Bildung, die ausbleibende Aneignung einer strebsamen, selbstaufopfernden Arbeitsmoral in der formativen Phase der Jugend, sowie Kriminalität und Gewalt. Zusammenfassen lässt sich das folgendermaßen:

> If illegitimate births are the leading indicator of an underclass and violent crime a proxy measure of its development, the definitive proof that an underclass has arrived is that large numbers of young, healthy, low-income males choose not to take jobs. (Murray 1990a, S. 17)

Strukturelle Bedingungen haben in dieser Rational-Choice-Lesart[17] der Bedingungsfaktoren von Armut demnach durchaus einen Einfluss, entscheidend für die Entstehung und Perpetuierung von Armut sind allerdings Fehlanreize, aus denen habituelle Prägungen folgen, die es dem Einzelnen auf subjektiver Ebene erschweren, die Anforderungen der Arbeitsgesellschaft zu bedienen.[18]

17 Vgl. dazu Neckel (1997, S. 72–73).

18 Noch radikaler argumentieren Ansätze, in denen direkt sozialpolitische Empfehlungen gegeben werden, auf die Einstellungen der betreffenden Personen einzuwirken, damit sich ihre Ar-

Unter Einbezug der in diesen Sichtweisen lauernden Gefahr einer kulturalistischen Essentialisierung von Armut, nahm eine Forschungsgruppe um Robert MacDonald das konservative Underclass-Konzept von Charles Murray zum Anlass, seit den 1990er Jahre eigene qualitative Längsschnittuntersuchungen in deprivierten Vierteln im nordenglischen Teeside anzustellen (MacDonald 1997, 2008; MacDonald et al. 2005). Er und seine Kollegen fokussieren dabei vor allem auf Biographien gefährdeter Jugendlicher in Großbritannien, der so genannten *dangerous youth.* Analysiert wurde, wie Wirtschaftskrise und Rezession sowie darauf reagierende, „neoliberale" Wirtschafts- und Sozialpolitiken ab den späten 70ern die Ausgangsbedingungen für Jugendliche beim Übergang ins Berufsleben verschlechtert haben. Diese Passage aus dem Jugend- ins Erwachsenenalter, wie sie gemeistert wird und auf welche Ressourcen die Jugendlichen zugreifen können, steht dabei besonders im Fokus. Dabei wenden die Autoren das mitunter kulturalisierende Underclass-Konzept heuristisch und betonen sein Erklärpotenzial (Roberts 1997, S. 42). Sie zeigen, dass kulturelle Faktoren wie bspw. „class-based values, identities and social practices evinced in young adults' valorization of community life and the social networks embedded therein" (MacDonald et al. 2005, S. 886) durchaus eine entscheidende Rolle in der Reproduktion einer selbstbezüglichen, sozial geschlossenen Lebenswelt spielen. So trüge das von Jugendlichen in deprivierten Viertel erworbene soziale Kapital dazu bei, dass sie einem funktionierenden Netzwerk angehören und dadurch eher inkludiert als exkludiert seien. Gleichzeitig bewirke die sozialräumlich begrenzte Reichweite dieses Netzwerks und die darin gepflegten Überzeugungen und Weltsichten, dass bspw. Jobmöglichkeiten auch nur auf die (wenigen) Möglichkeiten innerhalb dieses lokalen Netzwerks begrenzt blieben. Darüber hinaus werde durch die starke soziale Bindung verhindert, dass sich die Adoleszenten aus ihrem Umfeld hinausbewegten (MacDonald et al. 2005, S. 884). Auf diese Weise sei ein Kreislauf der Selbstsegregation angestoßen, innerhalb dessen durch fehlende „Opportunities for comparison with more ‚successful' or affluent biographies" eine „acceptance of the normalcy of their experiences of growing up in poor neighbourhoods, their familiarity with the place and their inclusion in strong, supportive family and social networks" (MacDonald et al. 2005, S. 880) einsetze. Die Verfestigung von Armut lässt sich somit auf positiv beschreibbare soziale Bindungen und habitualisierte Sichtweisen auf die eigenen Erfolgsaussichten zurückführen.

Im deutschen Sprachraum befasste sich zunächst Ralf Dahrendorf (1984) mit dem Underclass-Konzept im Sinne einer „sozialen Kategorie" (Dahrendorf

mutslage verbessere (Mead 1991; Schwartz 1991). Dementsprechend müssten wohlfahrtsstaatliche Maßnahmen nicht als Kompensations-, sondern als Sanktionsmechanismen eingesetzt werden, die bestimmte, für die Eingliederung in die Arbeitsgesellschaft favorisierte charakterliche Eignungen und Handlungsweisen belohnen.

1984, S. 96), die eine Vielzahl abwertender Attribute wie „arbeitslos“ oder „alleinerziehend“ bündelt. Darüber hinaus führe der Begriff für ihn aber vor allem analytisch in die Irre, da es sich bei der Underclass eben nicht um eine Klasse im Marx‘schen Sinn handele. Eine kollektive soziale Lage, die zu Solidarisierungen führt, liege nicht vor, vielmehr vereinzele die Unterklassenzugehörigkeit die betreffenden Individuen und setze sie in Konkurrenz zueinander. Die Mitglieder der Underclass seien deshalb „gerade nicht in einer gemeinsamen Klassenlage, sondern in einer vielfach gleichartigen individuellen, ja persönlichen Lage“ (Dahrendorf 1984, S. 97). Das liege vor allem daran, dass kein „Bewußtsein der systematischen Verursachung der Situation“ (Dahrendorf 1984, S. 99) unter den Mitgliedern der Underclass vorliege.

Mit dieser Konzeption greift er eine Diskussion auf, die Marx (und Engels) bereits über das sogenannten „Lumpenproletariat“ führte(n). Auch Marx hat einen Sammelbegriff vor Augen, der „Vagabunden, entlassene Soldaten, entlassene Zuchthaussträflinge, entlaufene Galeerensklaven, Gauner, Gaukler, Lazzaroni, Taschendiebe, Taschenspieler, Spieler, Maquereaus [Zuhälter], Bordellhalter, Lastträger, Literaten, Orgeldreher, Lumpensammler, Scherenschleifer, Kesselflicker, Bettler, kurz, die ganze unbestimmte, aufgelöste, hin- und hergeworfene Masse, die die Franzosen la bohème nennen“ (Marx 1959, S. 160–161), umfasst. Dieser Gruppe, die er als „Abhub aller Klassen“ (Marx 1959, S. 161) und „dunkle Existenzen“ (Marx 1960, S. 26) bezeichnet, attestiert er Korrumpierbarkeit und ein fehlendes solidarisches Bewusstsein, was sie zu einer Gefahr für die politischen Bestrebungen der Arbeiterklasse mache (Marx und Engels 1959, S. 472). Erkennbar wird also, dass Marx „wie eine Obrigkeit, die um Disziplin und Anstand fürchtet“ (Bisky 2018) über eine Gruppe schreibt, die er unter- oder außerhalb der Klassenformation der Gesellschaft ansiedelt. Die Persistenz und Reproduktion dieser Gruppe führt er in seiner Kapitaltheorie darauf zurück, dass es sich bei ihnen um das wirtschaftsformimmanente „Invalidenhaus der aktiven Arbeitsarmee und das todte Gewicht der industriellen Reservearmee“ (Marx 2017, S. 581) handele. Kurz: Weil der (industrielle) Kapitalismus systematisch Menschen in abhängige Erwerbsarbeit bringe und nach deren Passung dafür einteile, produziere er zugleich eine Personengruppe, die dieser Passung – auch aufgrund von Verschleiß – nicht (mehr) entspricht. Wirtschaftsanalytisch gewendet sind deshalb die, die sich eben nicht mehr in Ausbeutungsverhältnisse bringen lassen, der „tiefste Niederschlag der relativen Uebervölkerung“ (Marx 2017, S. 581) und damit vor allem Opfer der Selektionsmechanismen der herrschenden Wirtschaftsweise.

Bündeln lassen sich diese Punkte folgendermaßen:

– Einerseits kommen im Underclass-Konzept Klassen- und Schichtmodelle zur Anwendung, die Armut im Kontext von strukturellen Benachteiligungen und sozialräumlicher Segregation bestimmter Bevölkerungsgruppen betrachten helfen. Dabei wird auf gesellschaftliche Macht- und Diskrimi-

nierungskonstellationen abgehoben. Diese Perspektive hilft somit, auf Prozesse sozialer Marginalisierung aufmerksam zu werden, die die Erfahrung von Armut mitunter prägen. Diese werden gleichsam nicht ausbuchstabiert.

– Daneben werden auch Kulturmerkmale in die Diskussion über die Underclass eingebracht. Darin lässt sich der Versuch erkennen, auch die Lebenswelt von Personen in Mangellagen in den Blick zu nehmen. Allerdings sind damit zum Teil essenzialisierende Unterstellungen über das Wesen oder den Charakter von Armen verbundenen, die – oft mit einem pejorativen oder infantilisierenden Unterton – die Ursachen für den jeweiligen Mangel den betreffenden Personen selbst zuschreiben. Dadurch kommt es zu einer moralisch-abwertenden Aufladung der Armutsdebatte.
– Für meine eigene Analyse heißt das wiederum, dass strukturelle Benachteiligungen und damit auch die politische Dimension von Armut für die Rekonstruktion der Erfahrung von Armut ernst zu nehmen sind. Zugleich ist aber darauf zu achten, nicht vorschnell Kausalitäten über das Herausbilden einer marginalisierten Schicht am unteren Rand der Gesellschaft aufzustellen. Stattdessen gilt es, bspw. Erfahrungen der Devaluierung auf ihre struktur- und sinnbildenden Effekte hin zu begutachten.

1.2.4 Armut und Eigensinn

Entgegen den bisher vorgeführten Zugangsweisen zu Armut, die vor allem auf ökonomischen Mangel und Ausschluss aus der Erwerbssphäre abheben, zeige ich in diesem Abschnitt auf, dass Armut nicht nur objektivierbarer Status ist, sondern immer auch eine subjektive Erfahrungskomponente besitzt. Unter diesem zweiten, ‚weicheren' Aspekt von Armut wird mitunter lediglich ein schlechtes „Wohlbefinden" bzw. eine sich negativ entwickelnde „subjektive Lebenszufriedenheit" (Tophoven et al. 2018, S. 54) verstanden. Außerdem führt bspw. Heidenreich (2016a, S. 26) „subjektiv wahrgenommene Armut" als eine Art kontrafaktisches Beschreibungsmusters ein, das starken Einfluss auf das subjektive Sicherheitsempfinden hat.[19]

Im Folgenden sollen stattdessen Ansätze Beachtung finden, in denen Personen in deprivierten Lebenslagen (implizit) als kompetente Expertinnen im Umgang mit einer Lebenswelt bestimmt werden, die für sie vor allem Herausforderungen und Zumutungen bereithält. Lister (2005) betont in diesem Zusammenhang, dass Personen in Mangel- und Ausschlusslagen zwar einer-

19 Dem Autor zufolge habe das mit transnationalisierten Bewertungsmaßstäben für die eigene Lebenssituation zu tun, wodurch selbst Personen, die um ihre eigene Einkommenssicherheit wissen, aufgrund der im transnationalen Maßstab ungleichen Verteilung von Einkommen auf einzelne Länder, Firmen oder Personen sich selbst als arm oder von Armut bedroht wahrnehmen (Heidenreich 2016a, S. 26).

seits nur wenig Bestätigung erführen, mitunter angefeindet würden und sich in der Folge machtlos fühlten (Lister 2005, S. 7). Gleichzeitig weist sie mithilfe ihrer Taxonomie von *agency* in Mangellagen darauf hin, dass diese Personen ihre Lage nicht einfach nur passiv durchstünden oder aushielten, sondern verschiedene Wege fänden, damit umzugehen. Anstatt Bedürftige also als Opfer der Umstände darzustellen, hebt sie auf deren Problembewältigungsfähigkeiten ab. Einen ähnlichen Gedanken formuliert auch Dörre (2015), der unter Bezug auf die ständigen „gesellschaftlichen Bewährungsproben", von einem spezifischen „Eigensinn" der betreffenden Personen spricht, der sie zu Aktivität anstachele und somit eine „Quelle von Widerspenstigkeit und Widerständigkeit" (Dörre 2015, S. 229) sein könne. Damit öffnen beide Autoren den Blick für handlungspraktische Reaktionen auf durch Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses gestellte Herausforderungen und einer daraus erwachsenden eigenen Lebenspraxis. Armut lässt sich auf Handlungsebene so als eine Art produktiver *Behauptungskampf* lesen, der auf Strukturebene eigene verfestigte Weltbezüge mit sich bringt.

Der bekannteste Vorreiter, der sich dieser Operationalisierungsweise von Armut zuordnen lässt, war Oscar Lewis (1966a, 1966b), der bereits in den 1960ern zu sogenannten „Cultures of Poverty" arbeitete. Er vertrat die nah an der Underclass-Debatte befindliche These, dass sich als Reaktion auf äußerlich ähnliche Umstände der Benachteiligung[20] ein eigener Lebensstil entwickele, der sich entlang der Bearbeitung strukturell ähnlicher Probleme im Alltag entfalte (Lewis 1966a, xliii). Die daraus entstehende, sich von den Ausgangsproblemen verselbstständigende „Kultur" liefere wiederum „Orientierungen und Werthaltungen, die den in ihr Lebenden eine Handlungs- und Orientierungssicherheit und damit ein Überleben unter Armutsbedingungen vermitteln" (Groenemeyer und Ratzka 2012, S. 404). Damit ist zugleich die „Positivität" von Armut angesprochen, mit der hervorgehoben wird, dass sich Armut nicht nur über Mangellagen, Abweichungen und Ausschlüsse beschreiben lasse. Vielmehr bringe das Leben in diesen Lagen eigene Lebensweisen und Weltsichten mit sich. Oder mit Lewis gesprochen:

> [T]he culture of poverty in modern nations is not only a matter of economic deprivation, of disorganization or of the absence of something. It is also something positive and provides some rewards without which the poor could hardly carry on. (Lewis 1966a, S. xliii)

20 Folgende Strukturbedingungen fasst Lewis als Nährboden für das Entstehen einer „Culture of Poverty" zusammen: „(1) a cash economy, wage labor and production for profit; (2) a persistently high rate of unemployment and underemployment for unskilled labor; (3) low wages; (4) the failure to provide social, political and economic organization, either on a voluntary basis or by government imposition, for the low-income population; (5) the existence of a bilateral kinship system rather than a unilateral one; and finally, (6) the existence of a set of values in the dominant class which stresses the accumulation of wealth and property, the possibility of upward mobility and thrift, and explains low economic status as the result of personal inadequacy or inferiority" (Lewis 1966a, S. xliii–xliv).

So eingängig dieser Zugang in seiner verstehenden Absicht zunächst wirkt, so ist er doch auch kritikwürdig. Vor allem irritiert Lewis' Weiterführung seiner These, dass neben den strukturellen Umständen auch die intergenerationale Tradierung von habituellen Mustern zur sozialen Reproduktion der Unterschicht beitrüge (Lewis 1966a, S. xlv). In kulturalisierend-essenzialistischer Schließung seiner zunächst funktional-analytischen These unterstellt er dabei eine Verfestigung eines subkulturellen Gepräges, durch das sich deprivierte Personen selbstverschuldet nicht aus ihrer Lage befreiten. Es kommt zu einem Umbruch in seiner Argumentation, in der nun – an Murray erinnernd – die entstehende Armutskultur selbst zur Armutsursache wird. Aus dem dynamischen Zusammenhang von Strukturbedingungen und darauf antwortenden Umgangsformen wird dabei die Behauptung psychologischer Dispositionen, die die Abkopplung von Personen in Mangellagen von der Mehrheitsgesellschaft begünstigen (Lewis 1966b, S. 21). Strukturelle Ungleichheiten oder Devaluierungspraktiken kommen nicht zur Sprache. Neben diesen Punkten führt Ehrenreich (1990, S. 49–56) an, dass es in Lewis' kulturalisierender Perspektive zu einer Infantilisierung von Armut kommt. Darin lauert wiederum zumindest die Gefahr von bedauernden Abwertungen und der Reifizierung von Unten-Oben-Dichotomien.

Neben diesem Armutskulturansatz lassen sich dezidiert ethnographische Herangehensweisen finden, die die Spezifik einer gesellschaftlich marginalisierten und deshalb kaum beforschten Gruppe unter Hervorkehrung des sinngebenden Eigenwerts ihrer Praktiken erfassen möchten. Armut wird in diesen Forschungen vor allem über eine explizit lebensweltliche Nähe und „dichte Beschreibungen" erschlossen. Sie sind besonders in der angelsächsischen Armutsforschung etabliert und gehen meist auf das biographische Erfahrungswissen des jeweiligen Autors bzw. der jeweiligen Autorin zurück. Die ersten systematischen Zugänge dieser Art[21] lassen sich in den *community studies* der

21 Als prominenten Vorläufer kann man Friedrich Engels verstehen, der bereits in seinem 1845 veröffentlichten Buch über die „Lage der Arbeiterklasse in England" eine haptische Schilderung aus dem Milieu der irischen Gastarbeiter in England lieferte. Diese waren in den boomenden Industriestädten in eigenen Vierteln untergebracht, aus denen Engels nach eigener Anschauung berichtet. Ähnlich wie Marx' Beschreibungen des Lumpenproletariats sind seine Darstellungen der Lebensumstände in diesen Armutsquartieren des aufblühenden Manchester Kapitalismus durchzogen von – wohl auch dem Zeitgeist geschuldeten – oberflächlichen Vorurteilen, fehlenden Abstraktionen und tendenziösen Parteinahmen: „Diese irischen Arbeiter […] nisten sich überall ein. Die schlechtesten Wohnungen sind übrigens gut genug für sie; ihre Kleider machen ihnen wenig Müh, solange sie nur noch mit einem Faden zusammenhalten, Schuhe kennen sie nicht; ihre Nahrung sind Kartoffeln und nur Kartoffeln – was sie drüber verdienen, vertrinken sie, was braucht ein solches Geschlecht viel Lohn? Die schlechtesten Viertel aller großen Städte sind von Irländern bewohnt […] Wie zu Hause baut er sich seinen Schweinstall ans Haus, und wenn er das nicht kann, so läßt er sein Schwein bei sich im Zimmer schlafen. […] der Irländer hängt an seinem Schwein wie der Araber an seinem Pferd, nur daß er's verkauft, wenn es zum Schlachten fett genug ist – sonst aber ißt er mit ihm und schläft mit ihm, seine Kinder spielen mit ihm und reiten darauf und wälzen sich mit ihm im Kot, wie man

verschiedenen Generationen der Chicago School finden.[22] Ausgangspunkt dafür waren die spezifischen sozialen Problemlagen in den stark wachsenden Industriestädten der USA zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Besonders Chicago war zwischen 1840 und 1920 von 4500 auf drei Millionen Einwohner förmlich explodiert, wobei um 1900 bereits die Hälfte der Stadtbewohnerinnen Migrantinnen waren. Soziale Missstände, Segregation und Spannungen waren die Folge. Die Begründer der Chicago School machten sich daran, die entstehenden lokalen Communities, Mikrokosmen und „moralischen Teilwelten der Landstreicher, Jugendbanden und taxi-dancers, von Little Italy, unter jüdischen Immigranten und entlang der Chicagoer ‚Goldküste' umfassend" (Neckel 1997, S. 76) zu untersuchen und begründeten somit gleichzeitig die ersten Ethnographien moderner (Stadt-)Gesellschaften. Ob nun Thomas und Znanieckis (1918) „The Polish Peasant", Andersons (1923) „The Hobo", Wirths (1928) „The Ghetto", Whytes (1943) „Street Corner Society", Beckers (1963) „Outsiders" und Andersons (1990) „Streetwise" – immer ging es den Forschern um die Beschreibung und das Verstehen der von ihnen aufgesuchten Lebenswelten. Dabei waren sie der grundlegenden Überzeugung, dass es soziologisch wichtig und relevant ist, anhand von Einblicken in den Alltag von Randständigen und Außenseitern Handlungslogiken aufzuzeigen, die einem, der nicht Teil des untersuchten Kosmos ist, verschlossen bleiben. Das hieß gleichwohl nicht, dass es ihnen darum ging, eine mit fehlenden Ambitionen zur Teilhabe verbundene Armutskultur im Sinne Lewis nachzuzeichnen. Vielmehr zeigten sie auf, wie segregierte und benachteiligte Gruppen und Communities unter Adaption geltender, hegemonialer „Prinzipien von Aufstieg und Respektabilität, die aufgrund von Pauperisierung bloß keine legitimen Anwendungsbedingungen mehr finden" (Neckel 1997, S. 75), ihren eigenen Platz in der Gesellschaft behaupten. Es ging also immer auch um eine Würdigung einer gewöhnlich aus dem Blickfeld geratenden sozialen Wirklichkeit. Mit dem in diesem Ansatz eingelagerten Fokus auf Machtkonstellationen verbunden war immer auch ein aufklärerischer, sozialreformerischer Impetus. An die Vertreter der Chicago School wurden deshalb auch von Beginn an Erwartungen herangetragen, ihre Erkenntnisse und Konzepte in sozialpolitische Vorschläge und Maßnahmen zu gießen, was allerdings nur bedingt eingelöst wurde.

An diese Tradition anschließend hat Wacquant (2013) auf sozialräumliche Schließungsprozesse in US-amerikanischen Schwarzen-Ghettos hingewiesen.

> das in allen großen Städten Englands Tausende von Malen sehen kann. […] Möbel ist der Irländer nicht gewohnt – ein Haufen Stroh, ein paar Lumpen, die zu Kleidern total verdorben sind, das ist genug für sein Nachtlager. Ein Stück Holz, ein zerbrochner Stuhl, eine alte Kiste statt des Tisches, mehr braucht er nicht; ein Teekessel, einige Töpfe und Scherben, das reicht hin, um seine Küche, die zugleich Schlaf- und Wohnzimmer ist, auszurüsten. […] Und da der arme Teufel doch einen Genuß haben muß und von allen andern ihn die Gesellschaft ausgeschlossen hat – so geht er hin und trinkt Branntwein" (Engels 1972, S. 321–322).

22 Für die folgende Darstellung beziehe ich mich vor allem auf Neckel (1997).

Konkret hervorgebracht würden diese durch Ausgrenzungspraktiken, die ein historisch gewachsener, selektiv strafender Rechtsstaat und ein darin eingespannter Gefängnisapparat betrieben (Wacquant 2013, S. 205–218). Unter dem Primat „neoliberaler" Wirtschaftsanforderungen an den Wohlfahrtsstaat (Wacquant 2013, S. 99–107) würde Armut auf diese Weise kriminalisiert und bestraft.[23] Einen ähnlichen Ansatz verfolgt Goffman (2009, 2015), die ausführt, wie in einer spezifischen US-amerikanischen „poor Black communit[y]" (Goffman 2009, S. 340) für die dort in ärmlichen Umständen lebenden Menschen das Strafverfolgungssystem zur das alltägliche Leben dominierenden Institution wird. Die Fokussierung dieser ethnographischen Armutsforschung zielt also vor allem auf von Justiz und Polizei betriebene Praktiken der Kriminalisierung und Zersetzung von Sozialstrukturen sowie einem auf diese Weise entstehenden allgemeinen Klima der Einschüchterung und des gegenseitigen Misstrauens, die das Leben in den untersuchten Vierteln prägen (Goffman 2009, S. 353).

Daneben gibt es aktuelle Armutsethnographien, die in Großbritannien angesiedelt sind und aus dezidiert anerkennungspolitischen Absichten heraus für Positivbeschreibungen von Armutsmilieus werben. Dabei werden die Armut betreffenden Macht- und Legitimitätsaspekte reflexiv auf die bisherige Armutsforschung selbst gewendet. So sei eines der Hauptprobleme dieser Forschung, dass sie von Personen betrieben werde, die selbst nicht in Mangellagen leben oder gelebt haben, mithin keine authentischen Einblicke vor allem in das emotionale (Er-)Leben innerhalb von Armutsquartieren erhalten könnten und deshalb auch nicht legitimiert seien, darüber zu schreiben. Ein Beispiel für diesen Ansatz liefert McMenzie (2015), die im Stil einer *community study* aus St. Ann's, einem sogenannten *council estate* in Nottingham berichtet, wo sie selbst seit vielen Jahren lebt. Bezugnehmend auf die von Bourdieu inspirierten Klassen- und Machtanalysen von Skeggs (1997) möchte sie – neben den ökonomischen Grundlagen – auch und gerade die kulturelle Dimension der Stigmatisierung, mit der Armut oft einhergeht, ergründen (McKenzie 2015, S. 8). Im Anschluss an Lewis hebt sie dabei auf eine alternative Form von Moralität ab, die eigene Praktiken und Wertorientierungen hervorbringe, die aus meritokratischer Mittelschichtsperspektive deviant und verwerflich erscheinen. Zugleich lassen sich die daraus abgeleiteten Handlungsweisen als eine produktive Anpassung an als feindlich wahrgenommene Lebensumstände lesen, wodurch sie eine hohe Funktionalität aufwiesen (McKenzie 2015, 14–17, 202). Diesbezüglich hebt die Autorin vor allem auch auf die Komplexität des Lebens in einem Armutsquartier ab (McKenzie 2015, S. 154). Bei alldem verfolgt sie eine konkrete Agenda: Sie möchte den Misrepräsentationen und Devaluierungen, die den öffentlichen Diskurs bestimmen, eine ‚angemessene',

23 Daneben beleuchtet Wacquant auch Strategien des kriminalisierenden Ausschlusses, die auf der moralischen Stigmatisierung schwarzer Personen als Sexualstraftäter bauen (Wacquant 2013, S. 219–245).

wohlwollendere Analyse des britischen Armutsmilieus von einer, die ihm selbst entstammt, entgegen stellen (McKenzie 2015, S. 9). Statt dem Bild eines *broken Britain*, das in Armutsvierteln zu beobachten sei, rückt sie deshalb den starken Sinn für Gemeinschaft (*community*) und die deutliche Familienorientierung in den Vordergrund.[24]

In einem ähnlichen politisierten Duktus schreibt McGarvey (2018) in einer Reportage anwaltlich gegen den bisherigen Umgang mit Armut im Wissenschaftsdiskurs an. Anstatt von außen zu kommen und eine *poverty safari* zu veranstalten, müsse man in den Verhältnissen aufgewachsen sein, um auch die subjektiv-emotionale Seite, die Not und die Alltagsprobleme, die ein Leben in Mangellagen bedeuten, adäquat in die Analyse einbeziehen zu können. Das heißt, anstatt auf wissenschaftlicher „Objektivität" zu beharren, müssten Berichte, Positionen und Meinungen von Personen aus unteren Schichten betont werden (McGarvey 2018, S. 37). Mehr noch: Verharren in der „Objektivität" lasse sich auch als Prokrastination von sozialreformerischen Entscheidungen lesen (McGarvey 2018, S. 91). Der Hauptpunkt des Autors – den auch McKenzie (2015, S. 169–182) anspricht – ist, dass Armut von einer spezifischen emotional-subjektiven Erfahrung begleitet wird, die sich aus Enttäuschung über sich selbst und dem Unverständnis gegenüber der als feindselig wahrgenommenen, leistungsgesellschaftlichen Außenwelt speist und in gesteigertem negativem Stressempfinden äußert. Dieser Stress sei es, der spezifische, als deviant wahrgenommene Lebensstiladaptionen begründe:

> Stress is the connective tissue between social problem such as addiction, violence and chronic illness as well as the multiple crises in our public services. […] In terms of poverty, stress is one of the biggest variables in the equation. (McGarvey 2018, S. 176)

Fasst man diese verschiedenen Forschungen und Thesen zusammen, die sich der Positivität und dem Eigensinn von Armut widmen, wird ersichtlich:

- Dass man sich nicht damit zufriedengibt, Armut allein als Mangel, Abweichung oder Ausschluss zu verstehen und stattdessen auf die lebensweltliche Eigenlogik in diesen Ausgangslagen abhebt. Dabei wird anschaulich vermittelt, was die subjektive Erfahrungs- und Emotionsgrundlagen von Menschen in Lebenslagen des Mangels und der Hilfsbedürftigkeit sind. Sie setzen sich aus sozialräumlicher Segregation, Erfahrungen mit Suchtmitteln und – aus mehrheitsgesellschaftlicher Perspektive – als deviant empfundene handlungspraktische Anpassungen an feindselige äußere Strukturen zusammen.
- Gleichzeitig besteht bei diesen Versuchen, ähnlich wie in der Underclass-Debatte, die Gefahr, vorschnell in Milieuzuschreibungen und -exotisie-

24 Durch diese lebensweltlichen Nähen und die Loyalitätskonflikte, die daraus entspringen, liest sich die Zielstellung ihrer Studie dann auch folgendermaßen: „I hope I am able to do you justice within this book, and I promise I will never give up the fight against inequality, and the lack of justice in our society for working-class people and communities" (McKenzie 2015, vii).

rungen zu verfallen und tendenziell essenzialisierend auf eine geteilte kulturelle Prägung und psychologische Dispositionen abzuheben, durch die die Diversität von Erfahrungshintergründen und Handlungspraxen aus den Augen verloren wird.

- Problematisch ist zudem, dass die Studien auf höchst subjektive Eindrücke und Meinungen der Forschenden zurückgehen. Die Einsichten wirken deshalb meist nicht methodisch reflektiert und sind von Distanzlosigkeiten, Parteinahmen und Solidarisierungen durchzogen. Damit im Zusammenhang steht auch, dass sich meist eine Hemmung zur analytischen Abstraktion von den *small stories* (McKenzie 2015, S. 54), in die man persönlich verwickelt war oder ist, beobachten lässt. Armutsstudien dieser Art fehlt daher oft die theoretisierende Systematik. Ausführliche Porträts und in Protokollen oder Interviews eingefangene Nahaufnahmen aus dem Feld sollen letztlich als dichte Beschreibungungen ‚für sich selbst' sprechen. Ein Bezug auf eine dezidiert soziologische Problemstellung fehlt (mitunter) bzw. wird mit Verweis auf sozialpolitische Problemlagen übergangen.
- In diesem Buch nehme ich diese Hinweise dahingehend auf, dass ich davon ausgehe, dass eine Lebenspraxis, die mit ökonomischem Mangel und Ausschluss aus Anerkennungszusammenhängen konfrontiert ist, spezifische lebenspraktische und erfahrungsmäßige Eigenheiten hervorbringt, die sich nicht allein negativ erschließen lassen. Zugleich gilt es bei deren Untersuchung aber eine analytische Distanz zu wahren, die sich von den konkreten Schicksalen löst und eine Stärke darin sieht, dass der Forscher gerade nicht Teil der beforschten Lebensrealität ist. Das soll nicht verbergen, dass in dieser Arbeit neben der soziologischen auch eine soziale und politische Frage verhandelt wird. Diesbezüglich nehme ich besonders die Hinweise auf Macht- und Legitimitätsaspekte, die mit Armutsforschungen einhergehen, ernst, die von dem in diesem Abschnitt behandelten Studien aufgeworfen werden.

1.3 Armut und Lebenswelt

Aus dem Vorangegangenen leitet sich ab, dass der Armutsbegriff umkämpft ist und es zu seiner Klärung einer komplexen Zusammenschau bedarf, die sowohl äußere Umstände als auch subjektive Erfahrungen miteinbezieht. Es wurde ersichtlich, dass Armut in modernen Gesellschaften zuvorderst ökonomischen Mangel und den Ausschluss aus Erwerbsarbeit meint. Da es sich dabei zugleich um überaus relevante Marker für die soziale Anerkennung einer Person handelt, führt diese Konstellation nicht zuletzt dazu, dass Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses stigmatisiert und in die Nähe von Devianz und Gemeinge-

fährlichkeit gerückt werden. Armut wird somit auch und gerade als sozialer Status hervorgebracht und nicht allein über ökonomisch-materielle, sondern auch über soziale Faktoren für das Subjekt erfahrbar.

Diese verschiedenen Aspekte werden in den porträtierten Theorieperspektiven unterschiedlich betont und zueinander ins Verhältnis gesetzt. Dominant sind zum einen Ansätze, die sich auf den (objektivierbaren) *strukturellen* Aspekt des Mangels und der fehlenden Teilhabe konzentrieren und Armut dabei negativ konzeptualisieren. Neben der materiellen Ebene wird dabei immer auch auf die Verteilung sozialer und symbolischer Ressourcen verwiesen. Mein Argument ist, dass innerhalb dieser Diskussionen über die Umstände von Armut deren alltagspraktischer Niederschlag tendenziell aus den Augen verloren geht. Erst im Alltag entfaltet eine Lebenslage allerdings ihre Wirkkraft, weshalb immer auch die *Handlungs- und Erfahrungsebene* bei der Analyse von Armut eine wesentliche Rolle spielen muss. Was Armut lebenspraktisch bedeutet, wird für den Einzelnen eben erst in spezifischen situativen Kontexten manifest, in denen auf die strukturellen Herausforderungen reagiert werden kann und muss. Armut möchte ich deshalb im Folgenden *lebensweltlich* entwerfen, indem ich davon ausgehe, dass sich die verschiedenen Facetten des Mangels, des Ausschlusses und der Stigmatisierung in subjektiven Erfahrungen niederschlagen.

Am nächsten kamen diesem Verständnis Ansätze, die darum bemüht sind, dem Eigensinn, der in Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses entsteht, Rechnung zu tragen. Dabei wurde darauf abgehoben, dass Bedürftige den sie umgebenden Umständen nicht einfach ausgeliefert sind. Zwar sind die Umstände, die ihre subjektive Lebensführung stark vorstrukturieren, nicht von der Hand zu weisen. Zugleich provozieren diese immer auch Bearbeitungsformen und Umgangsweisen, in denen sich nicht zuletzt auch eine spezifische Handlungskompetenz und Moralität, oder allgemein gesprochen: ein eigener erfahrungsbasierter Weltzugang dokumentiert. Betont wird somit, dass Bedürftige eine spezifische Lebenspraxis verfolgen, die auf dem Widerspiel von strukturellen Einschränkungen und der produktiven Bearbeitung der dadurch gestellten Handlungsprobleme beruht.

Dieser Punkt der subjektiven Überformung von Armut ist einerseits überzeugend. Wird so doch deutlich, dass Mangel und Ausschluss das Schicksal der Einzelnen nicht einfach determinieren, sondern immer anhand von Aneignungen und Umgangsweisen subjektiv gebrochen werden. Andererseits ist diese Lesart aber zu unspezifisch formuliert und droht zur Plattitüde zu werden. Oder anders gesagt: Welche Lebenspraxis ist nicht dadurch gekennzeichnet, dass sie auf Herausforderungen reagiert und sich über die Bildung eigensinniger Routinen daran abarbeitet? Es bedarf also der empirischen Spezifikation und vor allem der analytischen Systematisierung. Außerdem schießen Ansätze, die die Positivität, Handlungskompetenz und Widerständigkeit eines Lebens in Armut in den Vordergrund stellen, mitunter über das Ziel hinaus. Denn zwar

lassen sich – auch in meinem Material – Formen der aktiven Aneignung und produktiven Wendung von zum Teil katastrophalen Lebensumständen beobachten. Gleichzeitig verwischt eine Überbetonung dieser Aspekte, wie einschneidend Erfahrungen der Abwertung, Missachtung und Beschämung sich auf die subjektive Konstitution niederschlagen können. Wie ich zeigen werde, sind diese Erfahrungsgehalte äußerst präsent für meine Befragten und führen dazu, dass sich bei ihnen oftmals eine passive und pessimistische Haltung gegenüber der Umwelt und dem eigenen Schicksal etabliert.

Um diese Punkte und Abwägungen zu verdeutlichen, stelle ich im Folgenden die Empirie in den Vordergrund. Das heißt, ich analysiere anhand von Alltagsproblemen und Handlungsfeldern, die in Interviews mit Personen in Mangel- und Ausschlusslagen aufgerufen werden, Armut als Lebenspraxis, die systematisch strukturell ähnliche Erfahrungen hervorbringt. Dabei kommen zum Teil auch Aspekte zum Vorschein, die in den zitierten Studien bereits hervorgekehrt und bearbeitet wurde. Der Wert des vorliegenden Buchs liegt indes darin, diese Ergebnisse nicht nur aufzuzeigen, sondern sie analytisch zu systematisieren und theoretisch auf eine neue Ebene zu heben. So dimensioniere ich mithilfe eines sozialphänomenologisch inspirierten Zugangs Armutserfahrungen in räumlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht. Das ermöglicht es mir zu zeigen, dass die Interviewten im Alltag immer wieder mit ihrem ökonomischen Mangel, der fehlenden Zugehörigkeit zur Erwerbswelt und damit zusammenhängenden Abwertungen konfrontiert sind und diese Konfrontation in unterschiedlichen Bereichen ihres Alltags greifbar wird. Die dabei hervorgebrachte spezifische Lebenswelt wird erst durch einen soziologisch systematisierten Blick greifbar. Um diesen Ansatz zu verdeutlichen, gehe ich im Folgenden auf den formalsoziologischen Analyseapparat meiner Untersuchung ein.

1.3.1 Lebensweltanalyse des Alltags von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen

Armut wird in diesem Buch als Handlungspraxis verstanden, die eine eigensinnige lebensweltliche Gestalt hervorbringt. Diese Lebenswelt ist wiederum nur über die Erfahrungen zu erschließen, die Personen machen, die sich in Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses befinden. Auf die Begrifflichkeiten und Konzepte, die in diesen Annahmen enthalten sind und wie diese miteinander in Verbindung stehen, gehe ich im Folgenden ein. Ausgehend vom Konzept der Lebenswelt, entwickle ich den meine Untersuchung anleitenden Erfahrungsbegriff und führe vor, wie eine phänomenologische Dimensionierung von Erfahrungsgehalten zur Systematisierung und Präzisierung der lebensweltlichen Ausformung von Armut beiträgt.

Das Konzept der *Lebenswelt* wurde von Edmund Husserl als „das Allerbekannteste, das in allem menschlichen Leben immer schon Selbstverständliche, in ihrer Typik immer schon durch Erfahrung uns vertraut[e]“ (Husserl 1954 [1936], S. 126) in den philosophischen Diskurs eingeführt. Das war auch und vor allem in Abgrenzung zu den objektivistischen Ansätzen seiner wissenschaftlichen Zeitgenossen gemeint. Husserl wies deshalb darauf hin, dass sich die Welt immer nur von einer „leistenden Subjektivität“ (Husserl 1954 [1936], S. 68) aus erschließt und mithin an die im alltäglichen Vollzug nicht explizierten Erfahrungsprinzipien eines Handlungssubjekts gebunden ist. Wer von der Lebenswelt spricht, meint somit immer ein „egologisches Gebilde“ (Hitzler 2008, S. 131), das als unhinterfragte Weltvertrautheit zu verstehen ist, die durch tätiges Handeln sowie daraus abgeleitetes Wissen erworben wird. Alfred Schütz (1945; Schütz und Luckmann 2003) adaptierte diese Herangehensweise und überführte sie in „eine *proto*-soziologische Unternehmung“ (Hitzler 2008, S. 131, Herv. i. O.), bei der er sich vor allem auf die *Alltagswelt* als die „paramount reality“ (Schütz 1945, S. 549) bzw. „Realität par excellence“ (Berger und Luckmann 2018 [1969], S. 24) konzentrierte. Diese stellte für ihn den Wirklichkeitsbereich dar, „den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 29). Sie ist die bewusstseinsmäßig dominante Welt der pragmatischen Gestimmtheit, in der ich handle, mich betätige und die ich modifiziere (Berger und Luckmann 2018 [1969], S. 25). Alltagswelt und Lebenswelt lassen sich deshalb weitestgehend synonym verwenden.[25]

Entscheidend ist daran, dass für Schütz die Lebenswelt immer auf die jeweils vom Subjekt ausgehende, handelnde Aneignung von Welt zurückgeht und auch nicht unabhängig von diesem pragmatischen Seinsmodus gedacht werden kann. Das heißt, die Lebenswelt existiert nicht unabhängig vom Handlungssubjekt, dessen Absichten, Handlungspläne und Relevanzsetzungen ihr erst eine sinnhafte Struktur geben (Hahn 1994, S. 194–195). Mithin hat sie auch nur den Status einer „quasi-ontologische[n] Struktur, im weiteren Sinne“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 53), an der vor allem „die Art und Weise, wie sie als Alltagswelt erscheint, und […] wie sie als solche intersubjektiv gewiss wird“ (Steets 2015, S. 59) interessiert. Ob es eine ‚objektive‘ Welt außerhalb

25 Schütz gliedert die Lebenswelt in eine des Alltags der selbstverständlichen Erledigungen und Belange sowie in diverse Sondersinnprovinzen (Schütz 1945, S. 551–552). Letztere sind geprägte von einem eigenen kognitiven Stil bzw. einer eigenen Epoché und heben sich damit von der „natürlichen Einstellung“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 30–32) des Alltags ab. Schütz geht dabei immer (implizit) von einer in verschiedenen Ausmaßen erreichbaren Transzendenz des Alltäglich-Selbstverständlichen aus, die durch einen „Sprung“ des Bewusstseins zu erzielen sei. Als Sondersinnprovinzen dieser Art versteht er die künstlerische Betrachtung, die wissenschaftliche Kontemplation und die religiöse Erfahrung (Schütz 1945, S. 553); oder gar verschiedene „worlds of phantasms“, wie Tagträume, Spiele, Märchen und Witze (Schütz 1945, S. 555).

dieser durch den pragmatisch-interpretierenden Zugriff von Handlungssubjekten hervorgebrachten Lebenswelt gibt, ist nebensächlich.

Vor diesem Hintergrund ist nun wichtig, dass eine Untersuchung von Armut, die auf „Lebenswelt" abhebt, den Weg über *subjektive Erfahrungen* gehen muss, da sich in ihnen die handelnde Auseinandersetzung der Akteure mit im Alltag begegnenden Problemen und Herausforderungen niederschlägt. Um das zu verstehen, ist wiederum Schütz' Erfahrungsbegriff essenziell. Erfahrung liegt nicht einfach vor, sondern ergibt sich nach Schütz erst durch die rückschauende Bezugnahme eines Subjekts auf ein vergangenes, abgeschlossenes Erlebnis, wodurch diesem auch erst ein Sinn verliehen wird (Schütz und Luckmann 2003, S. 44). Oder anders gesagt: „Erfahrung ist erkannte Wirkung (Anschauung) des zur Ruhe gekommenen Handelns, deren Resultat" (Hahn 1994, S. 196) in reflexiver Einstellung betrachtet wird. Sinn ergeben Handlungen und Erlebnisse für das Subjekt demnach auch erst, „wenn sie Erfahrung geworden sind, das heißt abgeschlossen, auf einen ‚Erkenntnisstil' hin genommen und *als Wissen verfügbar*" (Hahn 1994, S. 196; Herv. i. O.). Möchte man also in lebensweltanalytischer Herangehensweise den Sinn ergründen, den Subjekte im handelnden Umgang mit strukturellen Umständen des ökonomischen Mangels, des Ausschlusses und der Stigmatisierung legen, muss man sich auf die Rekonstruktion der von ihnen in diesen Umständen gemachten Erfahrungen konzentrieren. Damit ist ein Hinweis auf die lebensweltlichen Konstruktionsleistungen von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen gegeben, durch die die oben bereits angerissene „Positivität" von Armut als analytisches Konzept wieder interessant wird – allerdings auf eine andere, wenn man so will, ‚neutralere' Weise, also von den zitierten Autoren und Autorinnen intendiert.

So lässt sich bezüglich der hier behandelte Fragestellung formulieren, dass Lagen des Ausschlusses und des Mangels zwar bestimmte Erfahrungsweisen unwahrscheinlich machen oder gar verunmöglichen – woraus sich eben Zugänge ableiten lassen, die negativ argumentieren. Gleichzeitig entstehen durch die spezifischen Probleme, Herausforderungen und Abwertungen im Alltag eine eigene Erfahrungswelt, die sich von der in anderen Lebenslagen unterscheidet und eben (analytisch) positiv beschreibbar ist. In Blick geraten so subjektive Erfahrungsweisen, aber auch Bearbeitungsformen, Weltbezüge, Orientierungen und Haltungen, die das Leben in Armut kennzeichnen. Damit sollen mitunter katastrophale Lebensumstände nicht beschönigt werden. Gleichwohl geht es mir unter Ausklammerung von Alltagsmoral darum, die aus diesen Lebensumständen hervorgehenden subjektiven Erfahrungsgehalte möglichst umfänglich abzubilden und Armut so lebensweltlich beschreibbar zu machen. Folgt man diesem Ansatz, wird erreicht, dass Personen in Mangel- und Ausschlusslagen nicht anhand „their presumed social and economic distance and dislocation from ‚the rest'" (MacDonald 2008, S. 236), d. h. als Abweichung von der Gesellschaft beforscht werden. Vielmehr wird über die Analyse

und Darstellung ihrer Erfahrungsmuster hervorgekehrt, dass sie einen Teilbereich der Gesellschaft darstellen, der eine spezifische, aus Erfahrungen gespeiste Rationalität und Art und Weise des Weltzugangs aufweist. Mithilfe einer solchen Perspektivierung lässt sich folglich herausstellen und analytisch ausdifferenzieren, welchen „Sinn" es macht, arm zu sein, ohne gleich Schmarotzertum oder kulturell-habituelle Unzulänglichkeiten zu unterstellen.

Für die Systematisierung und Präzisierung dieser lebensweltlichen Perspektive auf Armut ist instruktiv, dass Schütz drei Erfahrungsmodi ausdifferenziert, durch die sich die Lebenswelt für das Erfahrungssubjekt zusammensetzt. Diese sind:

a) die räumliche Aufschichtung, die ausgehend von der egologisch gedachten „Wirkzone" entworfen wird,
b) eine zeitliche Struktur, die sich aus dem Abgleich „innerer Dauer" und äußerlicher Zeitverläufe ergibt, sowie
c) die Sozialität, also Mitmenschen, mit denen das Subjekt gemeinsam handelt und zu denen es verschieden geartete Beziehungen unterhält (Schütz und Luckmann 2003, S. 69–146).

Das heißt, wie sich die umgebende Alltagwelt für mich gestaltet und wie ich mich als Handlungssubjekt entwerfe, variiert je nach räumlicher Positioniertheit und zugeschriebener Wirkfähigkeit, zeitlicher Strukturiertheit sowie sozialer Eingebundenheit. Das „‚Hier' meines Körpers und das ‚Jetzt' meiner Gegenwart" (Berger und Luckmann 2018 [1969], S. 25) sowie die „Tatsache, daß die Zone meiner Handhabungen sich mit Zonen der Handhabung anderer überschneidet" (Berger und Luckmann 2018 [1969], S. 29), sind also die maßgeblichen erfahrungsmäßigen Bezugsdimensionen für meine Selbst- und Weltwahrnehmung.

Diese Dimensionierung der Lebenswelt eröffnet die Möglichkeit, die Erfahrungen, die mit Lagen des Mangels und des Ausschlusses in Verbindung stehen, soziologisch zu systematisieren. In der folgenden Analyse werde ich deshalb ausbreiten, welche typischen Erfahrungen in Bezug auf Zeit, Raum und Soziales den Alltag von Personen, die sich in diesen Lebenslagen befinden, prägen und wie diese Erfahrungen sich jeweils in einzelnen Aspekten der Selbst- und Weltwahrnehmung des Subjekts niederschlagen. Dabei wird unter Bezug auf die lagespezifischen Herausforderungen deutlich, dass auf den verschiedenen Ebenen der Erfahrung den Normalitätserwartungen der ökonomisch abgesicherten, wohl integrierten Teile der Gesellschaft auf je spezifische Weise nicht entsprochen werden kann. Konkret heißt das, dass Personen in Mangel- und Ausschlusslagen meist keine selbstbestimmte Erwerbsbiographie verfolgen, nicht frei über ihre räumliche Platzierung entscheiden können und in sozialen Beziehungen diese Autonomieeinbußen augenfällig werden, weshalb sie Beschämungen, Missachtungen und Abwertungen ausgesetzt sind. Somit wird deutlich, dass ihre Alltagswelten immer im Abgleich und aktiver Aus-

einandersetzung mit gesellschaftlich etablierten Standardannahmen über räumliche, zeitliche und soziale Verfügbarkeiten und Idealgegebenheiten hervorgebracht werden. Daraus resultieren meist subjektive Wahrnehmungen der Aussichtslosigkeit und Inferiorität, wodurch die Erfahrungen von Armut von passiven und pessimistischen Haltungen begleitet werden und einen (selbst-) abwertenden Index erhalten.

Um bei diesen Ausführungen zugleich nicht in Viktimisierungen zu verfallen, werden diese Erfahrungsmuster des Autonomieverlustes und der sozialen Degradation aber immer auch kontrastiert mit solchen, in denen das Unterbeweisstellen von Selbstbestimmung, Selbstwirksamkeit und Bestätigung von außen zum Ausdruck kommen. Das soll nicht als zynische Relativierung von fraglos problematischen Lebenslagen verstanden werden, sondern hebt eben darauf ab, die produktiven Kompetenzen und Wissensformen, die Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses *auch* kennzeichnen, nicht aus den Augen zu verlieren. Wie deutlich werden wird, sind in diesem Zusammenhang oftmals sozialarbeiterische Interventionen oder biographisch-habituelle Prägungen wirksam, die subjektive Resilienzen und ein Ausbrechen aus Passivität und Demotivation ermöglichen.

1.3.2 Armut als Kollektiverfahrung

Die im letzten Abschnitt beschriebene lebensweltliche Rückbindung von Armut an das individuelle Erfahrungssubjekt soll im Ergebnis jedoch nicht in einer empiristischen Atomisierung, eine „milliardenfache Vielfalt" – im Sinne Hitzlers (2008, S. 131) – der Erfahrungszusammenhänge jedes einzelnen Befragten ausufern. Stattdessen ist davon auszugehen, dass Menschen in ähnlichen Lebenslagen – nicht zuletzt denen des Mangels, des Ausschlusses und der Stigmatisierung – strukturell ähnliche Erfahrungsmuster ausbilden. Das heißt, so individualisiert das Erleben von Bedürftigen im Einzelfall auch sein mag, so lässt sich doch von einer geteilten Erfahrungswelt ausgehen. In diesem Zusammenhang bietet das theoretische Konzept des *konjunktiven Erfahrungsraums* methodisches Potenzial, das hier in Kürze ausbuchstabiert werden soll.

Der Begriff des „konjunktiven Erfahrungsraums" wurde von Karl Mannheim (1980, S. 214) konzipiert und besonders von Ralf Bohnsack (1989, 1996; Bohnsack et al. 2001; Bohnsack et al. 2007) für heutige Forschungen aufbereitet. Die Autoren verknüpfen dabei subjektive Handlungspraxis mit der Idee einer kollektiven Erfahrungsbildung. Der Begriff meint dann nicht oder nur bedingt Kollektivierungen, die „auf vorgängigen konkreten Interaktionen, Netzwerkbildungen oder politischen Organisationen beruhen" (Weiß 2014, S. 341). Die Mitglieder eines konjunktiven Erfahrungsraums müssen sich nicht kennen oder die geteilten Erfahrungen tatsächlich gemeinsam gemacht haben. Stattdessen ist eine implizite, nicht-intentionale und emergente Koordinierung

von Perspektiven und Handlungsmotivationen gemeint, deren Ursprung in geteilten *strukturähnlichen* Erfahrungen gesehen wird. Mannheim spricht diesbezüglich von einer spezifischen „Lagerung" (Mannheim 1964, S. 525–526). Diese Lagerung bringe wiederum gemeinsame „Orientierungsmuster" (Bohnsack 2007, S. 230) hervor, was sich unter Anlehnung an das Habituskonzept Bourdieus (1999, S. 97–121) spezifizieren lässt. So bezieht sich der Dualismus von Lagerung und Orientierungsmuster auf eine handlungsleitende personale Erfahrungsstruktur, die sich im Zuge der jeweils subjektiven Lebenspraxis ausgebildet hat und durch diese reproduziert wird. Personen, die ähnliche Erfahrungen machen, ‚ticken' in diesem Sinne ähnlich. Für sie sind dieselben Sachverhalte selbstverständlich, sie entwickeln gemeinsame Sichtweisen auf die Dinge und teilen gemeinsame Haltungen – was wiederum dazu führt, das strukturähnliche Erfahrungen gemacht werden.

Solche Erfahrungen stellen sich indes nicht voraussetzungslos ein. Sie ergeben sich vielmehr dadurch, dass Personen mit ähnlichen, existenziell herausfordernden Handlungsproblemen konfrontiert sind, für die sie lebenspraktisch Lösungen finden müssen. Damit sind nicht zwingend besonders einschlägige Kollektivereignisse gemeint: Konjunktive Erfahrungsräume „bilden sich nicht dann, wenn die ganze Welt Di's Tod beweint, sondern in Auseinandersetzung mit ‚Existenzbedingungen', also überdauernden und/oder schwerwiegenden Rahmungen menschlicher Handlungsmöglichkeiten" (Weiß 2014, S. 346). In diesem Sinne sei „denkbar, dass z. B. […] die Bewältigung schwerer Erkrankung oder die Bewältigung rassistischer Exklusion Lagerungsähnlichkeiten bedingen" (Weiß 2014, S. 345–346).

Anschließend an diese Überlegungen lässt sich in Verlängerung der ausgeführten erfahrungsbasierten Perspektivierung von Armut die erkenntnisleitende These aufstellen, dass *Armut auch einen eigenen konjunktiven Erfahrungsraum* darstellt.[26] Das heißt, es lässt sich heuristisch von einer qua Erfahrungsaufschichtung latent vorliegenden ähnlichen lebensweltlichen Lagerung ausgehen. Da Personen in deprivierten Lebenslagen vor ähnliche Herausforderungen gestellt werden, machen sie auch tendenziell strukturähnliche Erfahrungen, woraus sich wiederum ähnliche Orientierungen entwickeln. Die Rekonstruktion und Analyse typischer, zunächst nur das Individuum betreffender, lebensweltlicher Erfahrungsmuster wird damit in eine Diskussion über davon ableitbare kollektivierende Effekte überführt.

Diesbezüglich ist der besondere Zuschnitt des Milieubegriffs, wie er in Forschungen zu konjunktiven Erfahrungsräumen Verwendung findet, von Interesse. So sieht Bohnsack „Milieus als ‚konjunktive Erfahrungsräume' dadurch charakterisiert, dass ihre Angehörigen, ihre Träger durch Gemeinsamkeiten des Schicksals, des biographischen Erlebens, Gemeinsamkeiten der

26 Angedeutet findet sich dieser Gedanke bereits bei Sammet (2017). Zur konjunktiven Lagerung von „Klassen" vgl. auch schon Mannheim (1964, S. 525–526).

Sozialisationsgeschichte miteinander verbunden sind“ (Bohnsack 2014b, S. 113). Mithin wird mit diesem Entwurf eine Alternative zu zwei prominenten Milieukonzepten gegeben. Einerseits strukturtheoretische Ansätze, die mit dem Milieukonzept ihren Forschungen zu sozialer Ungleichheit „zu mehr Lebensnähe“ (Hradil 1987, S. 170) verhelfen möchten und sie also in ihre „objektiven“ wie „subjektiven“ Bestandteile zerlegen (Rebstein und Schnettler 2014, S. 47). Andererseits individualisierungstheoretische Ansätze, die eine engagierte Zugehörigkeit stark machen und Milieus als Szenen, „kleine soziale Lebenswelten“ (Luckmann 1970; Honer 1993) oder „Teil-Zeit-Welten“ (Hitzler und Honer 1984) verstehen, die sich jeweils durch „Sonderwissensbestände, Routinen und Interaktionsmuster auszeichnen, die wiederkehrend im gemeinsamen Zusammenhandeln ihrer Mitglieder erfahrbar werden“ (Rebstein und Schnettler 2014, S. 53). Im Vergleich dazu geht die Annahme einer Vergemeinschaftung zum Milieu als konjunktiver Erfahrungsraum nicht von einer bewussten Identifizierung mit oder dem Entschluss der Zugehörigkeit zu ihm – von Bohnsack „sekundäre Sozialität“ (Bohnsack 2014a, S. 16) genannt – aus. Vielmehr baue diese auf eine „primordiale“ (Bohnsack 2014b, S. 64) Form der Sozialität auf, die aufgrund von unhintergehbaren, „atheoretischen“ (Mannheim 1980, S. 73) Prägungen bestehe und expliziten oder von außen zugeschriebenen Kollektivierungen vorgelagert ist.

Neben den Erkenntnissen über die lebensweltlichen Modalitäten von Armut, die im Zentrum der Analyse steht, rückt so die Frage nach dem sich daraus ableitendem spezifischen Erfahrungswissen und den Orientierungsmustern, die sich fallübergreifend beobachten lassen, in den Fokus. Das heißt, es geht an dieser Stelle weniger um die phänomenologische Aufschichtung der diversen Erfahrungen von Armut, sondern um die Diskussion, ob sich auf der Basis dieser Erfahrungen die Frage nach Wesen und Gestalt sogenannter „Armutsmilieus“ neu stellen lässt. Sparschuh formuliert diesbezüglich bereits, dass sich solche Milieus aufgrund von kollektiv erlebten, biographischen Verunsicherungen – im Fall ihrer Befragten „in familiären, in Peer-Beziehungen und auch im Arbeitsleben“ (Sparschuh 2014, S. 257) – formierten. Mit diesen Milieus seien wiederum „Milieu-Kulturen“ (Sparschuh 2014, S. 257) verbunden, womit eigene, überindividuelle Orientierungsrahmen angesprochen sind. Dieser Orientierungsrahmen ist im Fall von Sparschuh ein von ihr sogenannter „Schicksalsrahmen, der impliziert, dass undurchschaubare Mächte das Leben der Menschen steuern“ (Sparschuh 2014, S. 243). Das heißt, für die von ihr untersuchten deprivierten Familien im ländlichen Raum ist ein „Erklärungsfatalismus“ (Sparschuh 2014, S. 255) kennzeichnend: Man attribuiert weder bei sich, noch im sozialen Nahbereich persönliche Verantwortung für Veränderungen in der eigenen Lebenswelt und sieht mithin nicht die Möglichkeit „überhaupt aktiv handeln zu können“ (Sparschuh 2014, S. 255).[27] Diese

27 Da die Autorin dabei vor alle auf biographische Verläufe und darauf bezogene subjektive

Sichtweise ist unter ihren Befragten als selbstverständlich etabliert, wird nicht mehr hinterfragt und nicht zuletzt intergenerational weitergegeben.

Wie weiter unten deutlich werden wird, sind diese Hinweise für meine eigenen Analysen durchaus instruktiv, wenn sie auch erweitert werden müssen. So werden in den Interviews und Gruppendiskussionen spezifische Erfahrungshaltungen erkennbar. Diese habitualisierten Sichtweisen auf die eigenen Handlungschancen prägen wesentlich, als wie handlungsfähig man sich in Bezug auf verschiedene Selbstverständlichkeiten des Alltags entwirft. Damit ist nicht zuletzt auch ein weiterer Aspekt der analytischen Positivität von Armut angesprochen, bei der man sich an einen Gedanken von Karl Mannheim halten kann:

> Eine jede *Lagerung* schaltet also primär eine große Zahl der möglichen Arten und Weisen des Erlebens, Denkens, Fühlens und Handelns überhaupt aus und beschränkt den Spielraum des sich Auswirkens der Individualität auf bestimmte umgrenzte Möglichkeiten. Aber mit dieser Fixierung auf *negative* Beschränkung ist noch nicht alles erfaßt. Es inhäriert einer jeden *Lagerung* im *positiven* Sinne eine Tendenz auf bestimmte Verhaltungs-, Gefühls- und Denkweisen, die aus dem eigenen Schwergewicht der Lagerung heraus von Soziologen aus verstehend erfaßbar sind. (Mannheim 1964, S. 528; Herv. i. O.)

Mithin beziehe ich mich also darauf, wie sich die Erfahrungen der Befragten in Haltungen gegenüber der Welt und sich selbst niederschlagen und reflektiere abschließend, ob sich darin (implizit) kollektivierende Effekte abzeichnen. Dabei ist darauf zu achten, nicht vorschnell in Homogenisierungen zu verfallen. Das ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund der hohen Pluralität der „Bildung und Gesinnung, an Interessen und Vergangenheit" in Lebenslagen der Deprivation, auf die bereits Simmel (1992, S. 553) hinweist, angezeigt. Zudem besteht die Frage, was aus dem Nachweis einer atheoretischen Milieukollektivierung folgt. Liegt darin das Potenzial zur gemeinsamen politischen Aktion, was eine positive Identifizierung mit der eigenen gesellschaftlichen Position voraussetzen würde? Oder wirkt das Kollektivschicksal, das auf sozialer Abwertung und (Selbst-)Beschämung aufruht, nicht vielmehr stark individualisierend, sodass aus einer impliziten Vergemeinschaftung heraus kein explizites Bekennen dazu erfolgt?

1.3.3 Fazit

Nach diesem Unterkapitel ist die nun methodologisch unterfütterte These dieses Buchs folgendermaßen zu reformulieren: Armut lässt sich über sozioökonomische Merkmale hinaus in einer sozialphänomenologisch inspirierten

Haltungen zu eigenen Einflussmöglichkeiten zielt, erinnern ihre Ergebnisse zumindest in Teil daran, was Schütze (1989) „kollektive Verlaufskurve" genannt hat.

Perspektive als komplex aufgeschichtete Lebenswelt begreifen, die sich aus idealtypisch isolierbaren Erfahrungsdimensionen zusammensetzt. Um auszubuchstabieren, was Armut in dieser Sichtweise auszeichnet, ist deshalb im Folgenden eine empirische Rekonstruktion der konkreten Erfahrungen von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen nötig. Zudem lässt sich diese zunächst auf einem methodologischen Individualismus aufbauende Perspektive dahingehend erweitern, dass aus der lebensweltlichen Betrachtung von Armut auch eine Milieudiskussion eröffnet werden kann. Damit ist auf konjunktive Effekte, das heißt, auf geteilte Erfahrungen und Orientierungen hingewiesen, durch die Personen in Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses (möglicherweise) implizit vergemeinschaftet sind. Empirisch zu klären bleibt diesbezüglich, in welchen Erfahrungen und welchen Orientierungen genau diese Gemeinsamkeiten liegen und was daraus bspw. für das politische Bewusstsein von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen folgt.

1.4 Forschungsethik im Umgang mit Personen in Mangel- und Ausschlusslagen

Zuletzt gehe in diesem Kapitel auf ethische Belange ein, die zu beachten sind bei der Forschung mit Personen in Lebenslagen des Mangels, des Ausschlusses und der Stigmatisierung. In Bezug auf diese gesellschaftlich marginalisierte Gruppe kommt zunächst meist die Frage nach dem Grad der forschungspraktischen Nähe auf, die man zu ihnen herstellt bzw. zulässt. So kann gerade gegenüber Beforschten, die benachteiligt sind und sich in multiplen Problemlagen befinden, der Drang erwachsen, sich mit ihnen aus Mitleid zu identifizieren und innerlich zu solidarisieren (Fuchs et al. 2018, S. 110). In der Forschungsethikdebatte wird diesbezüglich unter Rückgriff auf das Weber'sche Werturteilfreiheitspostulat meist auf nüchterne Distanznahme gepocht und betont, dass zu große emotionale Involviertheit ethisch fragwürdig sei. Dieses Argument ist durchaus schlagend: Zu große Anteilnahme und Gemeinmachen mit den nicht zu übersehenden Problemen der Interviewten können als Hilfeversprechen aufgefasst werden, die man im Nachhinein womöglich nicht einhalten kann. Vielmehr noch: „In der Parteinahme zugunsten der Verlierer gesellschaftlicher Entwicklungen verbirgt sich eine kaum reflektierte Allmachtsphantasie, was die Möglichkeiten der Sozialforschung betrifft" (Fuchs et al. 2018, S. 139). Daneben besteht auch die Gefahr, die wahrgenommenen Auffälligkeiten der Befragten durch eine einfühlende Viktimisierung noch zu verstärken (Gouldner 1968, S. 107). Dazu kommen professionsspezifische Bedenken, die nicht einfach zu umgehen sind: „Anders als in therapeutischen Kontexten besteht ja das Interesse an der gegebenen Situation zuvorderst auf

der Forschungsseite, nicht auf der Seite der Beforschten“ (Fuchs et al. 2018, S. 110). Das heißt, im Gegensatz zu dafür ausgebildeten Sozialarbeitern und Therapeutinnen ist man als Sozialforscher nicht (vorrangig) an der Besserung der Umstände und der Genesung von seelischem Leid interessiert, sondern verfolgt eine Forschungsfrage im Feld – und es wäre unlauter gegenüber den Beforschten, einen anderen Eindruck zu erwecken. Zudem garantiert Parteinahme nicht per se die bessere Erkenntnis, sondern lenkt eher vom eigentlichen Forschen ab, was mit den praktischen und professionellen Zielen von Sozialforscherinnen konfligiert (Fuchs et al. 2018, S. 139; Gouldner 1968, S. 104).

Gerade diesen Punkt bezweifeln wiederum ethnographisch arbeitende Armutsforscher im angelsächsischen Raum, die selbst in deprivierten Viertel aufgewachsen sind und weiterhin dort leben (McKenzie 2015; McGarvey 2018). Sie stellen infrage, wie weit es her ist mit dem wissenschaftlich postulierten Bestreben nach „Objektivität“ (im Zusammenhang mit Armutsforschung), und ob dieses überhaupt durch eine vermeintlich nüchterne Haltung einlösbar ist. Der „unvoreingenommene[.] […] Blick“, der sich frei gemacht hat „von den eigenen Vorurteilen, sowohl Stigmatisierungen wie auch Parteinahmen“ (Fuchs et al. 2018, S. 139), ist eben auch nur eine Idealkonstruktion, der der Forscher immer nur graduell entsprechen kann. Damit ist die Reflexion des eigenen Vorgehens nicht zuletzt auf gesellschaftliche Machtverhältnisse gelenkt, die auch durch (sozial-)wissenschaftliche Forschung reproduziert werden. Diesbezüglich besteht vor allem das Risiko, dass durch normative Alltagsurteile, die die Forscherin mit in den Forschungsprozess und die Ergebnisdarstellung einbringt, selbst Abwertungen und Ausschlüsse reproduziert werden. Mithin rückt in der Armutsforschung „[v]ielleicht noch deutlicher als bei anderen Forschungsfeldern […] die Grundsatzfrage nach einem methodisch kontrollierten *Fremd*verstehen und der Vermeidung subsumtiver, sozio-optischer Fehl- bzw. Kurzschlüsse in den Mittelpunkt, nicht nur mit Blick auf die Validität der Forschungsergebnisse, sondern auch hinsichtlich ihrer Präsentation“ (Hirseland und Flick 2018, S. 4–5, Herv. i. O.). Im Anschluss daran lässt sich nicht zuletzt auch fragen, welche Personen welche wissenschaftlichen Fragen stellen können, von welcher habitualisierten gesellschaftlichen Normalität aus sie argumentieren und welches Wissen dabei produziert wird. Gerade das Beharren auf objektivistischer Nüchternheit kann in diesem Sinne „Klassismus“ (Kemper und Weinbach 2009) reproduzieren.[28]

28 Als besonders anschauliches Beispiel kann diesbezüglich der von Max Weber unternommene Versuch gelten, für Personen in deprivierten Lebenslagen einen möglichst nüchtern-analytischen Topos zu finden. Weber (1980, S. 295) bezeichnet sie als „negativ privilegierte“ Menschen, womit er auf die gesellschaftliche Verteilung von Gütern abhebt: Die einen, die viele Güter anhäufen konnten, seien positiv privilegiert, die anderen, die weniger hätten, negativ. Die Gruppe der Negativprivilegierten umfasste für ihn deshalb die „untersten, ökonomisch unsteten Schichten des Proletariats … und ebenso die proletaroiden oder dauernd notleidenden und mit Proletarisierung bedrohten sinkenden Kleinbürgerschichten“ (Weber 1980, S. 295). Erkennbar wird in dieser umschreibenden Charakterisierung die soziale Abwertung, die Weber damit auch

Dazu kommt die Position, dass durch ein Beharren auf wissenschaftlich-analytischer Annäherung an Lebensrealitäten, die „aufgrund von Devianzen geltenden Normalitätsanforderungen nicht entsprechen" (Fuchs et al. 2018, S. 106), tendenziell die Erfahrungen, die dieser Lebensrealität zugrunde liegen, ausgeblendet und deshalb auch im öffentlichen Diskurs kaum sichtbar werden (Sng 2018). Vor diesem Hintergrund erscheint es wiederum geradezu als methodische Notwendigkeit, eine lebensweltliche und emotionale Nähe zu den „underdogs" der Gesellschaft und ein davon abgeleitetes Mitgefühl in der Forschung einzufordern, um brauchbare, über die eigenen blinden Flecken hinausgehende Erkenntnisse zu erzielen (Gouldner 1968, S. 116).[29] Argumentationsweisen diesen Typs gehen mitunter sogar so weit zu sagen, dass sich Aussagen über das Leben in Mangel- und Ausschlusslagen besser von einer Innenperspektive aus treffen ließen, da der Forscherin auf diese Weise eine „vorgängige Gemeinsamkeit" (Wohlrab-Sahr 1993, S. 133) und somit ein nicht weiter begründeter epistemologischer Vorsprung gewährt sei.

Mit diesem Standpunkt ist die mittlerweile in den Minderheiten- und identitätspolitischen Debatten aufzufindende Position verwoben, dass nur *legitimiert* sei, über gesellschaftlich benachteiligte Lebenslagen zu urteilen und Aussagen zu treffen, wer selbst Teil der deprivilegierten Erfahrungswelt ist bzw. war, da letztere durch Urteile von außen eine Entmündigung erführe. Dagegen lässt sich gleichwohl die Frage stellen, ob nicht auch und gerade Personen ‚von außen' in der Lage sind, den nicht zwingend beabsichtigten, also latenten Sinn hinter der sozialen Praxis von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen zu erkennen und im Zweifel auch „*gegen* den von den Subjekten *gemeinten* Sinn" (Wohlrab-Sahr 1993, S. 129, Herv. i. O.) im Sinne des verfolgten Forschungsanliegens durchzusetzen. Damit sind zugleich verschiedene epistemologische Grundanliegen angesprochen, die eine Forschung in marginalisierten gesellschaftlichen Bereichen verfolgen kann: Sollen als besonders verstandene Erfahrungsweisen, Perspektiven und Orientierungen, die in marginalisierten gesellschaftlichen Bereichen entstehen, herausgearbeitet werden und somit eine Öffentlichkeit finden; oder soll der soziale Mechanismus, durch den Marginalisierungen entstehen und über den aus spezifischen Erfahrungen latente handlungsleitende Sichtweisen und Orientierungen hervorgebracht werden, untersucht werden? Beide Anliegen haben ihre Berechtigung, nur letztere entspricht aber einer originär soziologischen Herangehensweise. Das heißt nicht, dass soziologische Armutsforschung nicht auch anerkennungspolitisch auf Herausforderungen, Probleme und spezifische Sichtweisen hinweisen kann und muss, die sonst unterthematisiert bleiben. Gleichzeitig darf sich

verbindet. Wie bereits hingewiesen, tendieren auch manche Zweige der Exklusions- und der Underclassdebatten in diese Richtung.

29 Diese „*underdog* identification" bzw. „partisanship" reicht weit zurück und beeinflusste u. a. die Arbeiten der Chicago School stark (Gouldner 1968, S. 104, Herv. i. O.).

die Arbeit darin nicht erschöpfen, sondern muss stattdessen ihr Hauptaugenmerk auf das theoretische Verstehen der sozialen Funktionsweisen des beobachteten Ausschnitts von Gesellschaft legen.

Insgesamt wird so im Zusammenhang mit Armutsforschung klar, dass bei der praktischen Gestaltung des eigenen Vorgehens die Forschungsfragen und -ziele mit forschungsethischen Belangen vereinbart werden müssen. In die vorliegende Arbeit flossen die dafür nötigen Reflexionen dergestalt ein, dass Personen, die sich in Mangel- und Ausschlusslagen befinden, selbst zu Wort kommen und so einen ausführlichen Eindruck aus ihrer Lebenswelt vermitteln können. Gleichzeitig stand von Beginn an das offen kommunizierte wissenschaftliche Interesse im Zentrum der Begegnungen mit den Befragten, wodurch konkrete, mir persönlich bekannte Personen und ihre mitunter dramatischen Lebensgeschichten zu Fällen und damit zu *Objekten* der interpretativen Analyse wurden (Wohlrab-Sahr 1993, S. 131). Die dafür notwendige Distanzierung liegt darin begründet, dass analytische Ergebnisse nur entstehen können, wenn dem *going native*, also dem möglichst tiefen, lebensweltnahen Eintauchen in ein Forschungsfeld, ein *going scientific*, also eine analytische Befremdung durch das Verfassen von Protokollen und methodologisch reflektierte Interpretationsverfahren folgt (Amann und Hirschauer 1997, S. 28). Das bedeutet nicht, dass ich bei den Erhebungen oder mit Beginn der Auswertung der Daten ‚kalt' und emotionslos geworden bin gegenüber dem Schicksal der Beforschten.[30] Im Gegenteil: Wie in diesem Buch deutlich wird, sind viele der Erfahrungen, die in den Interviews zu Sprache kommen, kaum nüchtern zu betrachten und erzeugen Mitleid und Wut. Insgesamt ist die vorliegende Arbeit aber dennoch von dem Bemühen um eine professionelle Haltung geprägt, die die Lebensrealitäten, die Lagen der Deprivation mit sich bringen, emotional ernst nimmt, zugleich aber auf analytisch abstrahiertes Wissen über die Gestalt der Lebenswelt von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen zielt. Dieses Wissen ist nicht deckungsgleich mit autobiographisch-habituell angeeignetem Wissen aus dem Feld und möchte es auch nicht sein.

30 Wie forschungsethische Überlegungen bei Erhebung und Auswertung der Daten mit einflossen, reflektiere ich jeweils einzeln in Kap. 2.

2 Beschreibung des methodischen Vorgehens

Meine Arbeit ist dem interpretativen Paradigma verschrieben. Das heißt, aufbauend auf Überlegungen der phänomenologischen Wissenssoziologie (Schütz 1953), des symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie (Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1981) gehe ich davon aus, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit von impliziten Überzeugungen, Wissensbeständen und Routinen getragen ist und man diese latenten Gehalte menschlicher Sozialität offenlegen muss, um ein soziales Phänomen und dessen „Sinn" zu verstehen. Prägnant verdichtet kann man diesbezüglich von der „Sinnstruktur" (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 33) sprechen, die der sozialen Wirklichkeit zugrunde liegt. Dabei ist zu beachten, dass diese Struktur nicht als schlicht gegeben, sondern als in sozialer Praxis hervorgebracht, reproduziert und bearbeitet zu denken ist. Damit ist gemeint, dass zwar einerseits eine „objektive" bzw. latente Regelhaftigkeit der sozialen Wirklichkeit zugrunde liegt. Gleichzeitig müssen diese Regeln immer erst durch Handeln aktualisiert und also mit Leben gefüllt werden (Oevermann 2000, S. 64–68). Das heißt, implizite Sinnbestände erhalten ihre Gültigkeit erst dadurch, dass man sich im Vollzug subjektiver Handlungsentscheidungen auf sie bezieht. Die Rede von Sinnstrukturen meint somit die impliziten, meist unreflektierten Wissensformen, Basisüberzeugungen und intersubjektiv verfestigten Regeln des sozialen Umgangs, die der jeweils fallspezifischen sozialen Praxis das Fundament geben.

Methodisch gewendet heißt das, dass sich soziologische Analysen, die dem interpretativen Paradigma folgen, den „Prozessstrukturen der Herstellung" (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 34) der sozialen Praxis zuwenden müssen. Es muss analysiert und expliziert werden, auf welchem als selbstverständlich genommenen Fundament das jeweils untersuchte soziale Handeln aufruht. Das hat Einfluss auf wesentliche Punkte des Forschungsprozesses:

- Die Auswahl der untersuchten Fälle bestimmt darüber, auf welche Sinnstrukturen man gestoßen wird, was ein theoretisch gut begründetes und gleichzeitig auf den Forschungsprozess selbst flexibel reagierendes *Sampling* (Glaser und Strauss 1967/1980; Strübing 2014, S. 28–32) nötig macht. Dabei ist ein Folgeproblem, dass der konkrete *Zugang zum Feld*, dem man meist nicht selbst angehört, bewusstgemacht und geklärt werden muss.
- Die Sinngrundlagen alltäglicher Praxis sind gewöhnlich nicht reflektiert und können nicht direkt abgefragt werden.[31] Vielmehr kondensieren sie in Erfahrungsgehalten, die durch die „kognitiven Aufbereitung[en]" (Przy-

31 Wie Przyborski und Wohlrab-Sahr (2008, S. 34) betonen, würde ein subjektives Bewusstmachen der Sinngrundlagen sozialer Praxis diese selbst stören bzw. auf eine neue Metaebene heben – und dort auch wieder auf nicht thematisierten Grundlagen beruhen.

borski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 93) erlebter Ereignisse, also bspw. in Interviews, beobachtbar und protokollierbar gemacht werden können. Bei der eigentlichen *Erhebung* wird deshalb auf standardisierte Formen der Befragung verzichtet und stattdessen auf das Hervorbringen von „‚natürlichen' Protokollen, d. h. von vom Untersuchungsgegenstand selbst edierten Ausdrucksgestalten" (Oevermann 2000, S. 59) Wert gelegt. Auf diese Weise werden eigene Schwerpunktsetzungen der Akteure möglich und deren eigene Orientierungen wirksam. Damit das geschieht, muss gleichzeitig ein geeignetes Interviewformat gefunden werden.

– Schließlich muss die *Auswertung* einem hermeneutischen Verfahren folgen, das es erlaubt, die Sinnstruktur der erhobenen Daten rekonstruierend aufzudecken.

Wie ich diese Punkte in meinem Forschungsdesign umgesetzt habe, vertiefe ich in diesem Kapitel. Das heißt, ich stelle zunächst mein Sample vor, das aus Personen besteht, die Einrichtungen und Zentren der sogenannten Armenhilfe in Großbritannien besuchen. Diese Personen sind mit verschiedenen Problemen und Herausforderungen in ihrem Alltag konfrontiert, wodurch ein breites Erfahrungsspektrum durch sie abgedeckt wird. Gleichzeitig musste der Zugang zu diesem Feld reflektiert werden. Erhoben wurden u. a. Gruppendiskussionen und narrative Einzelinterviews, in denen ‚natürliche' Unterhaltungen, Berichte und Erzählungen zu einem Leben in Mangel- und Ausschlusslagen provoziert wurden. Das zielte darauf ab, die Erfahrungsgehalte, die diese Lebenslagen auszeichnen, rekapitulierend hervorzulocken. Die Gespräche wurden transkribiert und in Form von Textprotokollen und den Prinzipien der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse (Oevermann 2000; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 249–260; Erhard und Sammet 2018) folgend ausgewertet.

2.1 Sample und Feldzugang

Für die vorliegende Studie greife ich auf Daten zurück, die für das eingangs erwähnte Forschungsprojekt erhoben wurden. Im Projekt wurde sowohl in Großbritannien als auch in der Republik Irland umfangreiches Material in Form von narrativen Einzelinterviews und Gruppendiskussionen mit Bedürftigen und Transferleistungsempfängern gesammelt, wobei ich mich hier auf die Daten aus Großbritannien beschränke. Dazu kamen Expertinnengesprächen, ethnographischen Feldnotizen und verschiedene im Feld eingesammelte Informationsflyer. Da ich mich für die Erfahrungsmuster von Personen in Lebenslagen des Mangels und Ausschlusses interessiere, gingen nur die Gruppendiskussionen und Einzelinterviews in die Analyse ein. Das hat den Hintergrund, dass – wie bereits in Bezug auf Schütz (Schütz und Luckmann 2003,

S. 44) festgehalten wurde – Erfahrungen, die Personen im alltäglichen Lebensvollzug machen, immer erst durch reflexive Bezugnahmen auf diesen Vollzug hervorgebracht werden und auch so erst als solche protokollierbar sind. Die Rekonstruktion von Erfahrungsmustern muss deshalb den ‚Umweg' über subjektive Berichte, Erzählungen und den interaktiven Austausch über Erlebtes gehen. Die Expertengespräche, Feldnotizen und Flyer erfüllen dieses Kriterium des subjektiven Erfahrungsberichts nicht und wurden für spezifische andere Fragestellungen ausgewertet (Sammet und Erhard 2018b, 2018c). Für die vorliegende Arbeit dienten diese Protokolle gleichzeitig zur allgemeinen Kontextuierungen der Ergebnisse. Insgesamt wurden vier Gruppendiskussionen und 36 Einzelinterviews in Großbritannien erhoben. Zwar kann von einem theoretischen Sampling im strengen Sinn, das allein an der im vorliegenden Buch orientierten Forschungsfrage orientiert war und diese rückkoppelnd zu präzisieren half, durch die Vorauswahl, die durch den Projektkontext gegeben war, nicht gesprochen werden. Allerdings erfolgte die Auswahl aus den verfügbaren Protokollen trotzdem in Anlehnung an die Kriterien der „empirischen Sättigung" der Fragestellung und der „theoretischen Durchdringung" des Materials (Strübing et al. 2018, S. 91). Da man nicht den gesamten Auswertungsprozess abbilden kann, finden letztlich zwei der Gruppendiskussionen und 15 der Einzelinterviews, durch deren Analyse das Erreichen dieser kritischen Punkte plausibel wird, in diesem Buch Erwähnung.

Die Diskussionen und Einzelinterviews wurden in unterschiedlichen Einrichtungen und Zentren erhoben, die sich der Hilfe für Personen mit geringem Einkommen, ohne Erwerbsarbeit oder in Wohnungslosigkeit widmen: Arbeitsvermittlungen, *community centres*, die Beratungen und Kurse anbieten, *food banks*, Wohnungsvermittlungsagenturen, Charity-Organisationen und Selbsthilfegruppen. So entstanden Interviews mit Personen, die verschiedene biographische Hintergründe mitbringen und die auf je eigene Weise „multipel von Deprivationen getroffen" (Bosch 2010, S. 447) sind. Von Jugendlichen, die auf der Straße leben und für die Drogenkonsum und Kleinkriminalität zum Alltag gehören, bis zu Personen, die fest im Erwerbsleben gestanden haben und nun um Wiederanschluss an die Erwerbssphäre bemüht sind; von alleinerziehenden Müttern, deren Alltag von der Sorge um ihre Kinder dominiert ist, bis zu (älteren) alleinstehenden Männern, die stark alkoholabhängig sind und an Depressionen leiden; von Personen, die die Schule abgebrochen haben, bis zu Personen mit Universitätsabschluss wird ein breites Spektrum abgedeckt. Für eine Untersuchung von Erfahrungen, die in Mangel- und Ausschlusslagen gemacht werden, steht somit eine Vielzahl möglicher Fälle zu Verfügung.

Neben den konkreten Erhebungsorten sind auch die Städte relevant, in denen die Interviews geführt wurden, stellen sie doch den alltäglichen Erfahrungskontext für die Befragten dar. Diese Städte sind B-Town im Norden Englands, C-Town und F-Town in Südwales und S-Town an der Südküste Englands. Die Auswahl dieser Orte erfolgte anhand eines kontrastierenden

Samplings. Zunächst wurden – nicht zuletzt mithilfe der Mercator-Fellow, Giselle Vincett, die lange Zeit in England lebte und selbst qualitative Studien in als depriviert geltenden Vierteln in britischen Großstädten durchgeführt hat (Vincett 2016) – verschiedene Regionen ins Auge gefasst, die besonders vom industriellen Strukturwandel, den „neoliberalen" Reformen und der Wirtschafts- und Finanzkrise 2008 betroffen waren und daher hohe Arbeitslosigkeitsquoten sowie damit verbundene Deprivationsraten und soziale Verwerfungen aufweisen (Noble et al. 2019, S. 35). B-Town, das in einem von Leeds, Sheffield, Liverpool und Blackburn begrenztem Landstrich angesiedelt ist, der einst von einer starken Textilindustrie geprägt war, erfüllt diese Voraussetzungen beinahe idealtypisch. Besonders die Jugendarbeitslosigkeit (26 Prozent im Jahr 2015) stellt ein zunehmendes Problem dar.[32] Im engen Kontrast wurde Südwales als Erhebungsregion ausgewählt, das auf eine lange Geschichte der Kohle- und Stahlindustrie zurückblickt, aber mit dem Verschwinden des Bergbaus – die letzte Mine schloss im Jahr 2008 – einen deutlichen wirtschaftlichen Abschwung hinnehmen musste. Besonders die Dörfer und kleinen Städte in den alten *mining valleys* waren davon betroffen. Eines dieser Städtchen war F-Town. Aber auch C-Town, das eines der letzten, ständig von der Schließung bedrohten Stahlwerke als alleinigen Großarbeitgeber beheimatet, ist mit einer hohen „overall deprivation" (StatsWales 2018) konfrontiert, was sich u. a. in einem großen sogenannten *council estate* (Sozialbauviertel) äußert, das einst die *working class* beheimatete, mittlerweile aber als eines der Viertel in ganz Wales gilt, das ökonomisch und sozial am depriviertesten ist. In einem größeren Kontrast zu diesen beiden Regionen wurde Sussex im Südosten Englands ausgewählt, das relativ wohlhabend ist und vergleichsweise geringe Deprivationsraten aufweist (Noble et al. 2019, S. 35). In Sussex liegt S-Town, das prosperiert, eine etablierte bunte Alternativszene beheimatet und als Seebad durch eine Tourismus- und Vergnügungsindustrie geprägt ist. Zugleich wird für S-Town wie auch für andere Küstenorte im Süden Englands ein zunehmender Verfall diagnostiziert, was vor allem an rückläufigen Gehältern, öffentlichen Sparmaßnahmen und vor allem an ausbleibenden Urlaubsgästen liegt, die eher Pauschalreisen nach Südeuropa buchen. Als Resultat dieser Entwicklung liegen in S-Town sehr teure Luxusunterkünfte und Hotels direkt neben sehr deprivierten Vierteln, in denen es die landesweit höchsten Raten von Drogentoten sowie hohe Suizidquoten gibt. In kondensierter Form lässt sich folglich hier die vielzitierte ‚Kluft zwischen Arm und Reich' besonders gut beobachten.

Die Einrichtungen, die letztlich in die Erhebung eingingen, wurden durch Online-Recherchen, später aber auch durch Hinweise und Empfehlungen im Feld lokalisiert. Wir kontaktierten sie per Email oder Telefon, um die offiziellen Mitarbeiterinnen, meist Sozialarbeiterinnen und Streetworker, über unser Projekt

32 Im Sinne der Anonymisierung verzichte ich auf solche Nachweise bei der Charakterisierung der Einkommens- und Sozialstruktur, die eine konkrete Identifizierung der Erhebungsorte zulassen würden. Daten zu den Regionen, in denen diese liegen, weise ich dafür nach.

zu informieren und um Mithilfe zu bitten. Bereits an dieser Stelle übernahmen diese oftmals eine Gatekeeper-Funktion und sicherten ab, dass der Feldaufenthalt des Forschungsteams die benachteiligte Lebenssituation der Nutzer nicht in Form eines voyeuristischen Bestaunens exotisiert, ausnutzt oder gar verschlimmert. Spätestens hier wurden wir auf das Problem des *Feldzugangs* gestoßen. Dieses stellt zwar eine klassische Herausforderung qualitativer Forschung dar, da man als Forscher immer in spezifischer Weise nicht Teil der Personengruppe ist, die man beforscht und sich mit einem professionellen Interesse dem Feld nähert (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 53–62). Zugleich traten in unserem Fall in besonderer Weise Machtungleichheiten zwischen Forscherinnen und Beforschten zutage und wurden im Feld thematisiert. Das heißt, wir als Interviewer wurden damit konfrontiert, dass wir das Feld wenigstens als Teil der sogenannten Mittelschicht, wenn nicht gar als tendenziell elitär wahrgenommene Repräsentantinnen einer Institution mit spezifischer Deutungsautorität (Universität) betraten. Darin wurde die Gefahr gesehen, dass unser Auftreten „feelings of inferiority, rejection, shame, guilt, and defensiveness" (Mao und Feldman 2019, S. 129) bei den Befragten auslöst. Potenziert wurde das dadurch, dass die Befragten häufig psychisch vorbelastet waren und Lebenskrisen hinter ihnen lagen. Deshalb war es zunächst wichtig, auf diese Bedenken einzugehen, Vertrauen aufzubauen und sich mit Bedacht dem Feld anzunähern. Einige der angefragten Einrichtungen haben einer Kooperation mit Verweis auf die Vulnerabilitäten der Nutzer dennoch nicht zugestimmt.

Kam eine Zusammenarbeit zustande, stellten wir uns im nächsten Schritt bei einem Kennenlerntermin der Leitung der jeweiligen Einrichtung persönlich vor und informierten in einem längeren Gespräch über das Ziel des Projektes und die Absicht des Feldaufenthalts. Die Mitarbeiterinnen erklärten ihrerseits die Ziele und Vorgehensweisen der Einrichtung. Waren alle Fragen geklärt und mögliche Bedenken ausgeräumt, organisierten wir dann (zum Teil spontane) Gruppendiskussionen, die neben der Datenerhebung auch den Effekt hatten, dass wir uns und unser Projekt den Anwesenden mit eigenen Worten vorstellen konnten. Dadurch fiel es später leichter, sie für die narrativen Einzelinterviews zu gewinnen, die den Kern des Datenkorpus darstellen. Durch ihre prominente Stellung im Feld erwiesen sich bei beiden Interviewformaten die Mitarbeiter als wichtige Vermittler. Sie waren als Vertrauenspersonen etabliert, teilten tendenziell die Lebenswirklichkeit der Befragten vor Ort und konnten so helfen, den Graben zwischen Beforschten und Forscherin zumindest ein Stück weit zu schließen. So informierten sie die Nutzer meist mithilfe eines von uns bereitgestellten Informationsflyers über unser Kommen und moderierten unsere Anwesenheit. Die wenigsten Nutzerinnen reagierten deswegen überrascht oder ablehnend auf unsere Kontaktaufnahmeversuche. Oft gingen die Mitarbeiter auch die Einwilligungserklärung mit den Befragten durch – was z. B. bei den häufigen Fällen von Analphabetismus nötig war – und halfen aufkommende Fragen zu klären. Insgesamt wurde so die Bereitschaft zum Interview enorm erhöht. Dazu

kamen Einkaufsgutscheine für lokale Läden über 10 GBP für die Teilnahme an einer Gruppendiskussion bzw. 15 GBP für die Teilnahme an einem Einzelinterview, der in seiner Anreizwirkung aber auch als Gegenleistung gerade bei Personen mit wenig ökonomischen Mitteln nicht zu unterschätzen ist. Zum Aushändigen von Gutscheinen anstatt von Bargeld rieten uns an verschiedenen Stellen die Sozialarbeiterinnen und Mitarbeiter der Einrichtungen.

2.2 Erhebung: Narratives Einzelinterview und Gruppendiskussion

Die Daten für die vorliegende Studie wurden mithilfe von *narrativen Einzelinterviews* und *Gruppendiskussionen* erhoben. Mit diesen Erhebungsformen wurde beabsichtigt, möglichst ausführliche, unverfremdete Auskünfte über den Alltag der Beforschten und die Erfahrungen, die sie darin machen, zu erhalten. So ist es das Ziel von narrativen Interviews, durch generative Fragen dem Ideal einer spontanen „Stegreiferzählung" (Schütze 1983, S. 285) möglichst nahe zu kommen und also die Interviewten zur Rekapitulation von den Alltag bestimmenden Grunderfahrungen in Form von konkreten Begebenheiten und Erlebnissen zu stimulieren. Dabei ist unter Annahme einer „Homologie von Erzählkonstitution und Erfahrungskonstitution" (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 93) unterstellt, dass „alle narrativen Stegreif-Aufbereitungen eigenerlebter Erfahrungen […] das System der Indexikalitäten, das für die narrativ berichteten aktuellen Handlungen relevant war, nicht nur prinzipiell durch[halten], sondern […] es noch deutlicher zum Ausdruck [bringen], als das in der faktischen Handlungspraxis möglich ist" (Schütze 1982, S. 577).[33] Das heißt, es wird von einer Gleichartigkeit derjenigen Sinnbezüge, die ein Handeln – oder im Sinne Schützes (1995) auch ein Erleiden – in der Vergangenheit anleiteten, und derjenigen Sinnbezüge, die in der „kognitiven Aufbereitung des erlebten Ereignisablaufs" (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 93) zur Anwendung kommen, ausgegangen. In der Forschungspraxis ermöglichten die narrativen Interviews so einen Zugriff auf die latenten „Prozessstrukturen" (Schütze 1983, S. 284), die den Alltag der Befragten bestimmen und zur Aufschichtung von Erfahrungsgehalten führen. Thema waren besonders biographische Hintergründe, Episoden und Aussichten für die Zukunft sowie Berichte über die Herausforderungen und Probleme, denen die Befragten im Alltag begegnen.

Die erhobenen Gruppendiskussionen halfen wiederum, Datenmaterial für die Rekonstruktion kollektiv geteilter Erfahrungen sowie damit im Zusam-

33 Diese Annahme ist nicht unumstritten und lässt sich auch und gerade biographietheoretisch hinterfragen (Nassehi 1994).

menhang stehende habitualisierte Orientierungsmuster zu erheben (Bohnsack 2000; Schäffer 2003; Bohnsack et al. 2010; Loos und Schäffer 2001). Das heißt, unter Annahme eines selbstläufigen Einpendelns auf gemeinsame Erfahrungen wurden die Befragten miteinander ins Gespräch gebracht, ohne dass sie sich zwingend persönlichen kannten, um so auf sogenannte „Homologien" in den Weltzugängen der Befragten zu stoßen (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 103–105). In diesen Diskussionen wurden vor allem starke Fokussierungen auf das tagtägliche ‚Über-die-Runden-Kommen' erkennbar – bspw. im Angesicht von (drohender) Wohnungslosigkeit oder dem Behaupten gegenüber dem JobCentre. Kontrastierend dazu wurde oftmals die Einrichtung, in der die jeweilige Gruppe versammelt war, gelobt. Die Diskussionstranskripte ziehe ich vor allem zur Rekonstruktion dieser Erfahrungsmuster heran. Außerdem sind ausgewählte Einlassungen einzelner Gruppenteilnehmer, die nicht zwingend geteilte Erfahrungsgehalte dokumentieren, hilfreich, um bestimmte interpretative Zuspitzungen aus den Einzelinterviews zu bestärken bzw. zu kontrastieren.

Die Rolle der Interviewerinnen beschränkte sich bei beiden Formaten auf das Moderieren und Hervorlocken von eigenständigen Ausführungen. Für diesen Zweck stand für die narrativen Einzelinterviews ein grob gegliederter Leitfaden bereit, der zum einen Fragen nach der biographischen Herkunft und Entwicklungsgeschichte[34] enthielt, die mit „immanenten Nachfragen" (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 83) zu krisenhaften Momenten, biographischen Transferphasen und Zeiten von Erwerbslosigkeit, die die Interviewten erwähnten, vertieft wurden. Zum anderen wurde in einem „exmanenten" Teil (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 84) – flexibel und sensibel auf die jeweilige Interviewsituation reagierend – mithilfe vorbereiteter Fragen nach den besten und den schlechtesten Zeiten im Leben, nach dem alltäglichen Leben im jeweiligen Erhebungsort („what is it like to live here?") sowie nach Einschätzungen zu Solidaritätskonzepten („In your opinion, who should support unemployed people/the poor/people in need?") gefragt. Für die Gruppendiskussionen lagen analog dazu vorbereitete Diskussionsimpulse[35] vor, die allerdings nur sporadisch eingesetzt wurden, da noch mehr als in den Einzel-

34 Der konkrete Einstiegsstimulus, der nach der Begrüßung und Erläuterung der Interviewabsicht gestellt wurde, lautete: „At the beginning of the interview, I'm interested in your personal life story, what you have experienced. Maybe you can just tell me what your life has been like or what has happened in your life. You can start wherever you want – perhaps with telling me, how you grew up and how your life went on. Maybe you can start with your childhood." Situativ wurde dieser Stimulus adaptiert, um den bis dahin natürlichen Charakter des Gesprächs nicht zu stören.

35 Auf die Gestaltung der Leitfäden und Diskussionsimpulse konnte ich durchaus im Sinne meines Erkenntnisinteresses Einfluss nehmen und das Projektteam auf mir wichtige Punkte bei der Interviewführung hinweisen. Zugleich bleibt, dass die Erhebungen zuvorderst für das erwähnte Forschungsprojekt stattfanden und mithin bei Weitem nicht alle Passagen der erhobenen Protokolle für die vorliegende Studie relevant waren.

interviews die sich entwickelnden Eigendynamik des Gesprächs und die darin vorgenommenen Schwerpunktsetzungen wichtig waren. Auf diese Weise wurden selbstläufig „Fokussierungsmetaphern“ (Bohnsack 2003) hervorgelockt, in denen die Befragten interaktiv dicht, ausführlich und gegenseitig ergänzend ein Thema behandeln (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 287).

Ähnlich wie beim Feldzugang musste auch bei den Erhebungen darauf geachtet werden, die ausgeführten forschungsethischen Überlegungen praktisch angemessen umzusetzen. So war bei der Art der Interviewführung darauf zu achten, die „symbolische Gewalt“ (Mao und Feldman 2019, S. 127; Bourdieu 1992; Moebius und Wetterer 2011), die die Befragten in Bezug auf ihre Lebensführung im Alltag erfahren, nicht auch selbst auszuüben. Eine mögliche Form, ein Interview auf diese Weise zum Erliegen zu bringen, sind etwa Fragen, die Grundorientierungen der liberalen Gesellschaft wie Entscheidungsfreiheit und ein biographisches Handlungsschema unterstellen – mit denen Personen in deprivierten Lebenslagen mitunter nicht viel anfangen können (Mao und Feldman 2019, S. 131). Diese Erfahrung mussten auch wir machen. So zeigte sich, dass manche der Interviewten mit Fragen nach der eigenen biographischen Entwicklung überfordert waren und nicht wussten, was sie darauf antworten sollten – was in der vorliegenden Arbeit als ein Befund über das Feld behandelt wird (Kap. 4). Deshalb war es nötig, die genaue Formulierung der Stimuli und Fragen fortlaufend zu optimieren und eine Sensibilität dafür zu entwickeln, wann eine Nachfrage angebracht oder die Auskunftsgrenze der Befragten erreicht ist. War letzteres der Fall, galt es, das Gespräch auf andere, greifbarere Themen lenken. Daneben war es wichtig, sich über den Interviewort, an dem sich die Befragten nicht fremd fühlen, Gedanken zu machen und die allgemeinen Sprachroutinen zu reflektieren. Beide können einschüchtern und einem flüssigen Interview entgegenwirken (Mao und Feldman 2019, S. 130). Nicht zuletzt deshalb waren bei der konkreten Interviewplanung aber auch teilweise bei den anschließenden Interviews die Mitarbeiterinnen der jeweiligen Einrichtung ebenfalls involviert. Sie unterstützten uns dabei, Personen anzusprechen, die Gespräche mit ihnen anzubahnen und in „einfacher Sprache“ das Anliegen der Forschungsvorhaben zu erklären. Zudem gaben sie Tipps zu möglichen Interviewworten oder boten gleich einen Gruppenraum in der eigenen Einrichtung an. Schließlich gaben sie mitunter Hinweise zu bestimmten Triggerthemen und Vorbelastungen von einzelnen Interviewteilnehmern. Die durch diese Hinweise und Hilfestellungen gesteigerte Sensibilität half, den Befragten offen zu begegnen, sie in ihren Ausführungen zu bestärken und ihnen bei emotional schwierigen Themen Freiräume zu lassen. Das bedeutete, den Beforschten „die Expertise über die eigene Lebenslage selbst zu überlassen“ (Fuchs et al. 2018, S. 130), sie mithin ernst zu nehmen und zu ermutigen, der Forscherin die eigene Lebenswelt näher zu bringen. In dieser Hinsicht waren also Empathie und Respekt nicht allein deswegen wichtig, um das Gegenüber nicht mit den eigenen habituellen Selbstverständlichkeiten zu

überfordern oder gar vulnerable Aspekte der Lebensführung zu berühren, sondern auch, um wichtige Ergebnisse zu sichern.

Gleichzeitig musste bei aller Einfühlung die professionelle Rolle im Feld offengelegt und durchgehalten werden (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 59). Auch und gerade weil die Mitglieder des Forschungsteams über Handlungsprivilegien und Herrschaftswissen gegenüber den Beforschten verfügten, wurde stets offen kommuniziert, dass der Aufenthalt der Forschung gilt und keine direkten Verbesserungen der subjektiven Lebenslage zu erwarten sind. Jeder Idee eines über den als Anreiz und Dankeschön gedachten Gutschein hinausführenden Tauschgeschäfts – etwa zwischen zur Verfügung gestellten Daten und daran geknüpfte Hilfeleistungen – war deshalb ein Riegel vorzuschieben.[36] Damit war unseres Erachtens auch der jeweils interviewten Person gedient, die schließlich damit rechnen können muss, „daß ihre Erzählung keine entsprechenden Folgewirkungen hat wie eine private Kommunikation“ (Wohlrab-Sahr 1993, S. 131).

2.3 Auswertung: Hermeneutische Sequenzanalyse

Die Auswertung der Daten erfolgte mittels einer hermeneutischen Rekonstruktion von Erfahrungsmustern anhand einzelner Fälle. Dafür wurden die Interviews zunächst als „Minimaltranskript“ im Sinne des Transkriptionssystems GAT 2 (Selting et al. 2009) verschriftlich und so als Textprotokolle für die Analyse bereitgestellt. Um leichteren Zugriff auf relevante Stellen in den Protokollen zu erhalten, wurde zudem für jedes Interview ein „thematischer Verlauf“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 287), also eine tabellarische Übersicht über die im Interview besprochenen Themen inkl. der Markierung markanter Stellen verfasst. Zusätzlich wurden die „objektiven Daten“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 260–263) der Teilnehmerinnen der Einzelinterviews aus den Textprotokollen und aus von den Befragten ausgefüllten Fragebögen extrahiert. Die Analyse dieser Daten diente der Vergegenwärtigung und Thesenbildung zur biographischen Lagerung des vorliegenden Falls, um so einen ersten „analytischen Hintergrund“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 261) für die darauffolgende Feinanalyse zu erarbeiten. Auch wenn biographische Entwicklungsmerkmale und Fallstrukturen für die vorliegende Arbeit nur bedingt eine Rolle spielen, war so ein erster Eindruck über den jeweiligen

36 Solche Erwartungen wurden mitunter von den Mitarbeitern geäußert, denen aber vor allem an der Geste der Wertschätzung für die Teilnahme der Befragten an unserer Studie gelegen war. Mit unserem Hinweis auf die Gutscheine gaben sie sich deshalb meist zufrieden. In die besuchten Foodbanks brachten wir mitunter kleine Spenden wie Hygieneartikel mit, die der Allgemeinheit der Nutzerinnen zur Verfügung gestellt wurden.

Fall, die darin angelegten Spannungen und die damit in Zusammenhang stehenden (möglichen) Erfahrungsmuster gewonnen.

Die hermeneutische Feinanalyse der Interviewprotokolle erfolgte in verschiedenen Interpretationgruppen[37] und war angelehnt an die Prinzipien und Verfahren der *objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse* (Oevermann 1983; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 240–271; Sammet und Erhard 2018a, S. 20–36). Dieser Ansatz beruht auf der Annahme, dass soziale Praxis durch sequenziell aneinander anschließende Entscheidungen von Handlungssubjekten hervorgebracht wird. Das ist nicht als beliebige, willkürliche Wahlfreiheit der agierenden Subjekte zu verstehen, sondern als Hinweis darauf, dass Subjekte in ihren Handlungen immer auf die überhaupt verfügbaren Möglichkeiten des Handelns verwiesen sind. Dieser Möglichkeitsraum wird durch eine Struktur aus als selbstverständlich angenommene Wissensformen, Grundüberzeugungen und verfestigte Regeln des sozialen Umgangs vorgeben, auf der die soziale Wirklichkeit aufruht. In der Sequenzanalyse geht es darum, zu explizieren, wie sich ein subjektives Handeln systematisch auf diese quasi-objektive Struktur bezieht. Das geschieht anhand der Rekonstruktion von Entscheidungssystematiken, die sich im interpretierten Datenstück zeigen. In der Zusammenschau von Struktur und auf subjektiven Dispositionen beruhender Entscheidungssystematik wird der *latente Sinn* einer sozialen Praxis, der Handeln und Erleben der Akteure ‚in ihrem Rücken' anleitet, erkennbar (Oevermann 2000, S. 64–65). Das heißt auch, dass vor dem Hintergrund dieser „besondere[n] Allgemeinheit" (Wohlrab-Sahr 1994, S. 272–273), die jeder Handlungspraxis eigen ist, die in den Interviews zum Vorschein kommende Erfahrungsbasis der Befragten nicht subsumptiv anhand bereits vorher festgehaltener „klassifikatorische[r] Begriffe" zugeordnet, sondern vielmehr als praktisch vollzogener Sinngehalt *rekonstruiert* wird (Oevermann 2000, S. 61). Dafür wird am konkreten Fall nachvollzogen, „wie in der sozialen Wirklichkeit die objektive Bedeutungsstruktur realisiert wird" (Sammet und Erhard 2018a, S. 30) und welche subjektiven Erfahrungen dabei gezeitigt werden.

Im Zuge dessen entstehen zunächst Fallstrukturen, die die innere Logik einer Handlungspraxis sowie sich darin abzeichnende Erfahrungsmuster abstrahieren, woraufhin wiederum mithilfe von Vergleichen einzelne Fallstrukturen in Typisierungen überführt werden (Wohlrab-Sahr 1994, S. 273–274). Die in den Interviews festgehaltenen Erfahrungen werden so durch ein „in-

37 Eine Interpretationsgruppe bestand aus den Mitarbeitern und Hilfskräften des erwähnten Projekts, die andere aus zwei Kolleginnen, Julia Böcker (Lüneburg) und Lena Dreier (Leipzig), die ebenfalls Material für ihre Dissertationsschrift einbrachten, und mir. Dazu kamen Auswertungen bei Workshops mit verschiedenen Fachkollegen, Frank Bauer (Düsseldorf), Stefan Kutzner und Jan Gellermann (Siegen) sowie Claudia Globisch (Insbruck), und bei mehreren Treffen des „Netzwerks für empirische Kultursoziologie" in größerer Runde. In diesen verschiedenen Konstellationen wurden unterschiedliche Thesen aus dem Material herausgearbeitet, was die Theoretisierung der Ergebnisse sehr befruchtet hat.

duktives Vorgehen“ (Wohlrab-Sahr 1994, S. 271) aus ihren konkreten lebenspraktischen Umständen herausgelöst und zu analytischen Kategorien verdichtet. Da dieser Prozess der Typenbildung nicht ohne heuristische Hebel und Anhaltspunkte auskommt, wird er nicht zuletzt auch immer wieder „formalsoziologisch“ (Bohnsack 1989, S. 10) informiert. Das heißt, an das Material werden systematisch soziologische Begrifflichkeiten herangetragen und auf ihr Erklärpotenzial für die vorliegende soziale Praxis abgeklopft.

In Bezug auf mein Datenmaterial heißt das, dass ich rekonstruiert habe, wie sich bestimmende Erfahrungsgehalte in einzelnen Interviewprotokollen manifestieren, reproduzieren und sich so zu einem generalisierbaren Bild verdichten. Diesbezüglich gab die vorangestellte Aufarbeitung verschiedener Forschungsperspektiven zu Armut instruktive Hinweise. Durch sie wurden in der folgenden Analyse wichtig werdende Aspekte wie Marginalisierung, Benachteiligung und Abwertung aufgezeigt. Um bei den Typisierungen und Zuspitzungen gleichwohl nicht in Klischees und Milieustereotype zu verfallen und in vorschnellen konzeptionellen Engführungen, Reifizierungen und Anmaßungen zu enden, wurde im Laufe der Auswertung Kontrast- und Ergänzungsfälle herangezogen. Diese dienten dazu, die erarbeiteten Kategorien zu befremden, zu verfeinern und zu kontextualisieren. Das bedeutete, die in der Literatur formulierten Diagnosen zu deprivierten Lebenslagen zwar ernst zu nehmen, in abwägender Halbdistanz dazu allerdings auf latente Sinnstrukturen und die tatsächlich realisierten Erfahrungsgehalte innerhalb dieser Lebenslagen scharf zu stellen. Als systematisierende Heuristik für die so erzielten Einsichten dienten wie ausgeführt die Dimensionen der lebensweltlichen Erfahrungsaufschichtung im Sinne der Sozialphänomenologie. Durch den auf diese Weise theoretisch geschärften Blick auf das Datenmaterial wurde ersichtlich, dass die in Mangellagen gemachten Erfahrungen sich auf verschiedene Aspekte der lebensweltlichen Verortung des Erfahrungssubjekts und der diesbezüglich wirksamen Normalitätsstandards beziehen.

Bei diesen Theoretisierungen des Materials war – wie auch bei der folgenden Darstellung der Ergebnisse – darauf zu achten, die eigene Sprache und die verwendeten Kategorien auf ihre weiterführenden Implikationen hin zu reflektieren. Damit sollte der Gefahr begegnet werden, dass in dem hier wissenschaftlich produzierten Wissen über Personengruppen, die sich selbst nicht im öffentlichen Diskurs äußern können, Vorurteile und moralische Verurteilungen entstehen oder reifiziert werden. Gleichzeitig wurde bei den Auswertungen augenfällig, dass durch die distanzierenden Abstraktionen, die qualitative Sozialforschung notwendigerweise mit sich bringt, möglicherweise allzu nüchtern erscheinende Bezugnahmen auf deprivilegierte Gruppen nie gänzlich eliminiert werden können. Im Ergebnis steht dennoch ein methodisch reflektiertes und kontrolliertes Vorgehen, das es den Befragten selbst überlässt, als Experten ihrer Lebenswelt Auskunft zu geben, das dabei allerdings auch ge-

sellschaftliche Normativitäten und Machtverhältnisse mitthematisiert und diese Reflexion in das eigene Vorgehen selbst einfließen lässt.

3 Armut und Zeit

In diesem Kapitel beleuchte ich die spezifischen Zeiterfahrungen in Armut. Zum grundlegenden theoretischen Verständnis des diesbezüglich gemachten Arguments ist zunächst der Hinweis auf die lebensweltliche Verzahnung von übergreifenden Zeitperspektiven und zeitbezogenem Erleben und Handeln im Alltag wichtig, die Brose et al. (1993, S. 159–223) ausführlich untersucht und beschrieben haben. Die Autoren heben hervor, dass die Biographie bzw. mit Schütz (2003, S. 94) die „Biographische Artikulation", die entscheidende zeitliche Erfahrungs- und Selbstidentifizierungskategorie für moderne Subjekte darstellt, die sich nicht zuletzt auch auf die Selbstkonzeption im Hier und Jetzt niederschlägt.[38] In ihrer Studie verfolgen sie deshalb die These, „daß die Befunde über die Muster biographischer Entwicklung den jeweils typischen Horizont von Handlungsmöglichen, -chancen und -bedingungen abstecken, der im einzelnen Fall die gegenwärtige Situation der Befragten bestimmt" (Brose et al. 1993, S. 173). Das heißt, sie führen vor, wie sich Konzeptionen von und Haltungen zur eigenen Biographie auch darauf auswirken, wie man den gegenwärtigen Alltag erlebt, bewältigt und gestaltet, was wiederum darauf zurückwirkt, welche Erfahrungen überhaupt gemacht und biographisch erinnert werden können. Dabei betonen sie, dass das „alltägliche zeitbezogene Handeln und Erleben […] in unterschiedlicher Weise auf diese die gesamte Lebenszeit umfassende biographische Zeitperspektive bezogen werden bzw. in sie integriert sein" (Brose et al. 1993, S. 173–174) kann. Das heißt, wie genau biographische Zeitperspektive und Alltagszeit sich zueinander verhalten, ist eine empirische und keine rein theoretisch zu klärende Frage.[39]

Für die Falldarstellungen, die in diesem Kapitel präsentiert werden, heißt das, dass zunächst und vor allem die biographischen Lagerungen meiner Befragten in den Blick genommen werden müssen. Nur so kann die die Zeitwahrnehmung im Alltag bestimmende, habituell eingeschriebene *Erfahrungshaltung* mit in die Analyse einbezogen werden. An ihr entscheidet sich, wie mit tagesaktuellen Chancen und Herausforderungen umgegangen wird und

38 Zur Verschränkung von Alltagszeit und biographischer Zeit vgl. auch Schütz (2003, S. 141), der u. a. festhält, „daß die biographische Artikulation dem Tagesplan übergeordnet ist, das heißt, daß Erfahrungshorizonte, deren Sinnspannweite der Lebenslauf in seiner ontologischen Begrenzung ist, die Artikulation der inneren Dauer im Tagesrhythmus überformen und die Sinngebung der Tagespläne bestimmen".

39 So wirken sich etwa „idealisierende" biographische Perspektivnahmen, die auf das Lösen von in der Vergangenheit aufgeworfenen und in der Gegenwart als nicht lösbar erscheinenden Problemen in der Zukunft zielen, dazu, dass das Erleben und Handeln in der Gegenwart als wenig zufriedenstellender „Zustand des Wartens und Hoffens" (Brose et al. 1993, S. 187) wahrgenommen wird. Dagegen führt eine besonders auf die Zukunft und darin zu erzielende Verbesserungen und Verheißungen gerichtete biographische Perspektivierung zu einer Haltung gegenüber der gegenwärtigen Lebensführung, die sich als besonders virtuos und passioniert beschreiben lässt (Brose et al. 1993, S. 192–193).

welche Zeithorizonte daraus entwickelt werden. Das heißt, dass ich empirisch von biographischen Perspektiven ausgehe, die in einer gegenwärtigen Situation des Mangels und der Hilfsbedürftigkeit formuliert wurden, und darauf aufbauend rekonstruiere, welche „aus der jeweiligen Gegenwart in die Vergangenheit und Zukunft verweisenden Bezüge“ (Brose et al. 1993, S. 173) das aktuelle Erleben und Handeln meiner Befragten bestimmen. Unter Einbezug dieser „temporalen Implikationen der gegenwärtigen Situation der Befragten“ (Brose et al. 1993, S. 173) wird so im Ergebnis erkennbar, dass die Zeitlichkeit von Armut nicht ohne spezifische Prägungen und biographische einschneidende Erfahrungen zu verstehen ist, in die die Gegenwart bestimmende Handlungsprobleme und der Umgang damit eingebettet sind.

An dieser Stelle wird der biographische „Normalverlauf“ (Kohli 1988) relevant. Was mit diesem Konzept gemeint und in welchem Maße erfahrungsbestimmend es für unseren Alltag ist, erläutere ich zunächst im *ersten Abschnitt* (3.1). Diese Vorklärung ist nötig, um dann in den anschließenden Fallanalysen zeigen können, dass für das Zeiterleben der Befragten die Orientierung am erwerbsbiographischen Zeitregime (weiterhin) entscheidend ist. Obwohl bzw. gerade weil sie dessen normativen Anforderungen nicht bedienen können, bemessen sie ihren Selbstwert an dieser Tatsache. Insgesamt wird dadurch deutlich, dass, wenn man Armut nicht allein über die ökonomische Mangelsituation und Hilfsbedürftigkeit einer Person reduzieren möchte, es instruktiv ist, biographische Lagerungen und daraus entwickelte subjektive Haltungen, die die zeitliche Selbst- und Weltwahrnehmung einer Person prägen, mit in die Analyse einzubeziehen. Im *zweiten Abschnitt* (3.2) gehe ich deshalb Sozialisationsbedingungen nach, die bei einem Teil meiner Befragten zum Ausdruck kamen. Die These ist, dass diese Personen vor dem Hintergrund spezifischer Prägungen in dysfunktionalen familiären Sozialisationskontexten, eine Haltung der Aussichtslosigkeit und Passivität entwickeln, die ihnen das Aufnehmen und die lebenspraktische Orientierung an einer „normalbiographischen“ Prozessstruktur erschweren. Es wird also ersichtlich, dass bestimmte Sozialisationsbedingungen dazu führen, dass gesellschaftlich erwartete, auf die zeitliche Selbstkonstitution bezogene Kompetenzen nicht ausgebildet werden, was sich auch auf die Erfahrung subjektiver Zeit im Alltag auswirkt. Die betreffenden Personen schreiben sich kaum Handlungspotenziale zu und nehmen sich als in einer ausgedehnten, änderungslosen Gegenwart situiert wahr. In der Metabetrachtung wird in diesem Zusammenhang erkennbar, dass das biographisch-narrative Verfahren in der Armutsforschung mitunter an seine Grenze gerät. So erweist es sich immer wieder, dass es besonders die für diesen Teil herangezogenen Befragten vor große Herausforderungen stellt, eine zusammenhängende Lebensgeschichte zu produzieren. Im *dritten Abschnitt* (3.3) gehe ich dann auf derangierende Umbruchserfahrungen bei Befragten im erwerbsfähigen Alter ein, bei denen der Verlust der Einbindung in die Erwerbswelt dergestalt eine erfahrungsprägende Rolle spielt, dass übergreifende biographische

Perspektiven aus dem Blick geraten. In der Folge schwinden sowohl Handlungsantrieb als auch Zukunftsoptimismus bei den betreffenden Personen, wodurch sich eine allgemeine pessimistisch-passive Haltung gegenüber dem eigenen Schicksal einschleicht. Möglichkeiten, um der gegenwärtigen Mangellage zu entkommen, werden so kaum noch gesehen. Ähnlich zum Abschnitt davor wirkt sich diese biographische Lagerung dahingehend auf das konkrete Erleben und Handeln im Alltag aus, dass dieser als Stillstand erscheint.

Kontrastierend dazu finden in den Abschnitten zwei und drei allerdings auch Fälle Erwähnung, die vor dem Hintergrund einer ähnlichen biographischen Lagerung eine aktive Agenda verfolgen und eine Zukunftsorientierung aufweisen. Diesbezüglich wird jeweils auf die verfügbaren Hilfsstrukturen und auf das in nicht-prekären Lebensphasen aufgebaute Vermögen verwiesen, Alternativsichtweisen zum erwerbsgesellschaftlichen Zeitregime zu etablieren. Diese Kontrastierungen helfen, die Zeiterfahrung meiner Befragten in verschiedene Formen der biographischen Zergliederung und Stagnation aber auch des Durchhaltens und des Aufbruchs auszudifferenzieren. In diesem Kapitel wird somit kein Kurzschluss von deprivierten Lebenslagen und besonderen zeitlichen Wahrnehmungsweisen vorgenommen. Vielmehr zeichne ich nach, wie sich spezifische biographische Prägungen und Einflüsse zu einer subjektiven Zeitwahrnehmung in der Gegenwart führen, die wiederum den Umgang diesen Lebenslagen erschweren oder vereinfachen können. Diese Punkte werden in einer abschließenden Diskussion der Ergebnisse aufgegriffen (3.4).

3.1 Normallebenslauf, autobiographische Selbstidentifizierung und Erfahrungshaltung

Um besser einordnen zu können, weshalb sich bestimmte sozialisatorische Prägungen bzw. biographische Krisen und Brüche auf die zeitliche Erfahrungsweise eine Person auswirken können, gehe ich an dieser Stelle auf den Zusammenhang von angeeigneten und angelernten Mustern der (Auto-)Biographisierung und dem daraus resultierenden Vermögen ein, sich selbst mit Geschichten aus dem eigenen Leben zu präsentieren und zu identifizieren. Diese Verbindung wurde bereits vielfach in der Literatur aufgearbeitet. So weist Schütz (2003, S. 95) darauf hin, dass die „Kategorien biographischer Artikulierung […] nicht eigentlich Kategorien der inneren Dauer, sondern intersubjektiv ausgeformte, in der relativ-natürlichen Weltanschauung festgelegte Kategorien“ seien, die dem Einzelnen „auferlegt“ und von ihm verinnerlicht würden. Auf ganz ähnliche Weise zeigt Fischer (2011), dass es für die biographisch-narrative Systematisierung gemachter Erfahrungen einer spezifischen, historisierenden Kompetenz bedarf, in die Subjekte moderner Gesell-

schaften eingeübt werden. Die Selbstpräsentation, aber auch Selbstkonzeption in Form einer narrativ präsentablen Autobiographie sei eine, wenn nicht *die* (subjektiv) entscheidende Form der Identitätsarbeit in der Moderne.[40] Diese biographische Strukturierung des eigenen Selbst gibt nicht zuletzt Orientierung darüber, welche Lebensziele moralisch legitim, und welche darauf bezogenen Handlungsweisen erlaubt sind (Fischer 2011, S. 251). Ankerpunkt dafür ist der institutionalisierte „Normallebenslauf", der „um das Erwerbsleben organisiert" (Fischer und Kohli 1987, S. 41) ist. Erwerbsarbeitsbezogene Historizität wird so zum wichtigen Identitätsmarker und bewirkt, dass die Erlebnisse, die das Subjekt macht, nicht einfach nebeneinander stehen bleiben, sondern als kontinuierliche, kausal aufeinander aufbauende und vor allem sich auf eine teleologisch angelegte Karriere beziehende begriffen werden können – und im erwerbsgesellschaftlichen Anerkennungsregime der kapitalistischen Moderne auch müssen. Das heißt, diese „Institutionalisierung des Lebenslaufs" Kohli (1988, S. 37) hat auch und vor allem Einfluss auf die zeitliche Erfahrungsweise der Menschen:

> [Sie] umfaßt mehr als die Sicherung einer kontinuierlichen Lebensspanne und die sequentielle Ordnung und chronologische Normalisierung von Verhaltensabläufen; sie umfaßt auch den Übergang zu einer biographischen – d. h. vom Ich aus strukturierten und verzeitlichten – Selbst- und Weltauffassung (Kohli 1988, S. 38).

In diesem Zusammenhang ist auch die Unterscheidung von erlebter und erzählter Lebensgeschichte entscheidend, den Hahn (1988, S. 93) treffend auf den Punkt gebracht hat: „Biographie macht für ein Individuum den Lebenslauf zum Thema".[41] Wie Rosenthal (1995) in diesem Zusammenhang ausführt, wird die Aufgabe, dass Lebensereignisse in Erzählungen aufbereitet, d. h. von einem Sprechersubjekt erinnert und in eine kohärente Form gebracht werden, überhaupt erst in interaktiven Situationen relevant, die genau das erfordern, wie beispielsweise Interviews.[42] Damit diese Aufbereitung gelingt, also nach den gängigen Konventionen der narrativen Gestaltschließung (Schütze 1984, S. 102–108) anschlussfähig bleibt, ist die angesprochene Kompetenz relevant, das eigene Selbstbild in einen Zusammenhang mit dem eigenen historischen Gewordensein zu setzen. Diese Kompetenz ist keineswegs selbstverständlich. Sie wird vielmehr über sozialisatorische Prozesse angeeignet:

40 Zum „sozialen Artefakt" Lebenslauf vgl. auch Bourdieu (1990).

41 Ausführlich dazu auch Nassehi (1994).

42 Rosenthal (1995, S. 87) führt aus: Das bloße Erinnern „unterliegt nicht denselben interaktionellen Anforderungen als (!) die Erzählung einer Geschichte. Allein die Übersetzung meiner idiosynkratischen Erinnerung in eine verständliche und nachvollziehbare Form für den Zuhörer (oder Leser), der in der Regel am damaligen Geschehen nicht beteiligt war und meine Erinnerung nicht teilt, bedingt eine nicht unerhebliche Differenz. Ich kann mich mit vagen, undurchsichtigen, in sich inkonsistenten, widersprüchlichen und doch für mich nachvollziehbaren Erinnerungen begnügen, während die interaktionellen Anforderungen an eine Erzählung die Auflösung von Vagheiten und Widersprüchen oder aber deren Erklärung notwendig machen."

Bereits in der Familie, in der in modernen Gesellschaften das Erzählen von Familiengeschichten bei der familienspezifischen Aneignung von sozialer Wirklichkeit eine wichtige Rolle spielt, entwickelt das Kind die Kompetenzen zum biographischen Erzählen seiner Erlebnisse. In der Schule werden dann […] durch biographische Themen in Aufsätzen die Stilmittel zur Darstellung von selbst- wie fremderlebten Ereignissen vermittelt. Die Schüler lernen neben der Erzählung die Darstellungsformem des Berichts, des Protokolls und der Beschreibung kennen. Darüber hinaus üben sie das in unserer Kultur wesentliche Ordnungsschema für die Lebenserzählung ein: die Orientierung an der Temporalität des Lebenslaufs. (Rosenthal 1995, S. 104)

Das heißt aber auch, dass die Aneignung biographischer Erzählmuster unterschiedlich ausgeprägt ist und (im Extremfall) auch misslingen kann und somit die Möglichkeit besteht, dass die in einer (Interview-)Interaktion adressierten Autobiographinnen keinen biographisierten Lebensverlauf präsentieren können. Erlebnisse und Begebenheiten sind dann zwar in der Erinnerung vorhanden und auch episodisch abrufbar. Sie werden jedoch nicht zu einer konsistenten, logisch-kausal aufbauenden Karriere verbunden, mit der sich die Sprecherin identifizieren kann. Zudem ist es möglich, dass biographische Selbstidentifizierungen durch biographische Einschnitte und Änderungen aus dem Blick geraten. Diesbezüglich zeigt etwa Riemann (1987), dass bei psychiatrischen Patienten aufgrund von starken Abhängigkeiten von signifikanten Anderen, durch Anstaltskarrieren oder durch Vermeidungsverhalten die eigene Biographie insgesamt „fremd“ werden kann. Das daraus resultierende Entgleiten der Biographie bedeutet Folgendes:

Die Lebensgeschichte kann nicht mehr entlang einer biographischen Ereigniskette erzählt werden, sondern erscheint als chronologische Abfolge von Phasen, die in keinem inneren Zusammenhang stehen und nur noch durch Anekdoten aufgefüllt werden. Ein langfristiger Prozeß der Veränderung der Selbstidentität, wie er in autobiographischen Stegreiferzählungen sichtbar wird, läßt sich nicht mehr entdecken. (Riemann 1987, S. 444)

Einen ähnlichen Punkt, wenn auch aus anderer theoretischer Perspektive, spricht Schimank (2002) an. Als sogenannten „biographischen Inkrementalismus“ versteht er ein Bewältigungsmuster, dass auf die „Asynchronität und Desintegration des Lebenslaufs in funktional differenzierten Gesellschaften“ (Schimank 2002, S. 244) reagiert. Inkrementalismus meint dabei, dass kein übergreifendes Ziel für das eigene Handeln formuliert werden kann, sondern immer nur gegenwartsbezogen Probleme und daraus resultierende Folgeprobleme bearbeitet werden (Schimank 2002, S. 244). Insgesamt kann man das Unvermögen, sich selbst als Agenten einer fortschreitenden Biographie zu verstehen und darzustellen, somit als eine Variation in der zeitlichen Struktur der subjektiven Selbstwahrnehmung begreifen: In der Vergangenheit gemachte Erfahrungen werden nicht (mehr) in auf die Zukunft gerichtete Pläne, Ideen und Vorhaben übersetzt (Reiter 2012, S. 30). Der Alltag erscheint als ausgedehnte, gleichbleibende Gegenwart, auf die man keinen Einfluss hat.

Das kann einschneidende Folgen haben. Da biographisches Erzählen als Anforderung an moderne Subjekte umfasst, sich selbst in der Auseinandersetzung mit anfallenden Problemen und Krisen als handlungs- und anpassungskompetent zu präsentieren, kann die ausbleibende zeitliche Strukturierung des eigenen Lebenslaufs dazu führen, dass man sich auch tendenziell weniger Handlungskompetenz für den aktuellen Alltag zuschreibt und in die Passivität rutscht (Fischer 2011, S. 252). Folglich spielt für die Zeitwahrnehmung im Alltag „*die Erfahrungshaltung, die der Biographieträger den Ereignisabläufen gegenüber einnimmt*" (Schütze 1984, S. 92; Herv. i. O.) ebenfalls eine entscheidende Rolle. Diese Haltung steht selbst im Wechselverhältnis mit biographischen Erfahrungen. So folgt schematisch gesprochen aus der Erfahrung, dass ich mit eigenen Handlungen Änderungen in meiner Umwelt herbeiführe und dafür Zuspruch erhalte, die Projektion, dass das auch in Zukunft möglich sein wird. Umgekehrt folgt auf Erfahrungen der Demotivation und der erfolglosen Handlungsversuche, dass man sich selbst keine Einflussmöglichkeiten und Änderungspotenziale zuschreibt. In diesem Zusammenhang lässt sich einem sogenannten „biographischen Handlungsschema" – in dem man sich Planungs- und Handlungsmacht zuschreibt – die biographische Figur der „Verlaufskurve" gegenüberstellen, in der man sich selbst nicht als Agent einer auf eigenen Entscheidungen beruhenden Lebensgeschichte versteht und sich übermächtigen Einflüssen aus der Umwelt ausgesetzt sieht (Schütze 1984, S. 92). Mithin bewegt sich mit dem Einbezug von biographisch angeeigneten Erfahrungshaltungen auch die soziologische Untersuchungsperspektive weg von den objektiven Lebensverläufen und hin zu der Frage, „in welcher Weise Lebensverläufe von Personen kommunikativ thematisiert werden" (Nassehi 1994, S. 59).

3.2 Sozialisation und Gegenwartsorientierung

In diesem Abschnitt soll es um Zeitwahrnehmungen unter meinen Befragten gehen, die durch Prägungen in der Jugend vorbereitet und eingeübt werden und das Vermögen zur biographischen Entscheidungsfindung und Planung beeinflussen. Das Jugendalter ist „in besonderer Weise von Statuspassagen geprägt […] angefangen von Schulabschlüssen über die Entscheidung für einen Beruf bis hin zur grundsätzlichen Bewältigung der Adoleszenzkrise" (Fuchs et al. 2018, S. 133). Jugendliche sind folglich vor Entwicklungsaufgaben gestellt, die sich auf ökonomische Unabhängigkeit, Eigenständigkeit in Bezug auf Familie und Geschlechterrolle, eine selbstständige Teilnahme am Kultur- und Konsumleben und politisch autonomes Handeln beziehen (Hurrelmann und

Quenzel 2016, S. 27–28).[43] Verzögert sich die Realisierung dieser Übergänge oder wird sie gar abgebrochen, kann das dazu führen, dass sich die betreffenden Personen „den üblichen Phasen und Übergängen eines erwerbszentrierten Lebenslaufregimes eher verweigern oder keinen Zugang zu diesen finden" (Hirseland und Flick 2018, S. 2). In diesem Zusammenhang spielen vor allem im Jugend- und jungen Erwachsenenalter erlebte Episoden starker heteronomer Krisen in der Kernfamilie eine entscheidende Rolle (Sammet und Weißmann 2012). Gerade elterliche Trennungen aber auch ökonomische Knappheit oder Alkohol- und Drogenabhängigkeiten in der Familie können Zutrauen und Verlässlichkeitsannahmen aufseiten der Heranwachsenden nachhaltig stören und die Persönlichkeitsentwicklung verlangsamen oder ganz verhindern (Hurrelmann 2007, S. 111–115). In der Sozialisationsforschung herrscht deswegen „Übereinstimmung darüber, dass die Konsequenzen von Armut sich auch aus den eingeschränkten sozio-kulturellen Orientierungen und belasteten familialen Interaktionsstrukturen ergeben, die das Anregungspotential und die Gestaltungsmöglichkeiten des familialen Sozialisationskontextes in besonderer Weise prägen" (Grundmann 2001, S. 210). Letztlich können so krisenhafte, subjektiver Selbstbestimmung abträgliche Familienstrukturen Armutskarrieren vorbereiten (Bourdieu 1997a, S. 213).

Auf solche prägenden Sozialisationserfahrungen und die daraus erwachsenden subjektiven zeitlichen Selbst- und Weltverhältnisse gehe ich im Folgenden ein. Dabei lege ich besonderes Augenmerk auf das bei den herangezogenen Befragten ausgebildete Vermögen, eine biographische Prozessstruktur zu entwerfen sowie auf darauf aufbauende Erlebens- und Handlungsmuster. Konkret zeige ich, wie durch die Abwesenheit von signifikanten Orientierungsgebern während der Phase des Aufwachsens kaum die Erfahrung gemacht wird, entscheidenden Einfluss auf die Gestaltung des eigenen Lebens zu haben und so (erwerbs-)biographische Entwicklungspotenziale nicht mehr gesehen oder gar nicht entwickelt werden. Das äußert sich u. a. in einer *präsentischen Selbstwahrnehmung*, mit der eine *pessimistische und auf Passivität gründende Haltung* zur Welt in Verbindung steht, die es den betreffenden Personen erschwert, an Änderungen ihrer persönlichen Lage zu glauben oder gar diesbezüglich initiativ zu werden. Dabei kann die Abhängigkeit von Suchtmitteln bzw. die Fixierung darauf, dass man nicht von diesen loskommt, eine wesentliche Rolle spielen. Gegen diese Diagnosen führe ich allerdings auch einen Kontrastfall einer jungen Frau an, die zwar ebenfalls in einem wenig förderlichen sozialisatorischen Milieu aufwuchs, sich allerdings im biographischen Rückblick Autonomiepotenziale attestiert, wodurch ihr auch die Gegenwart nicht als festgefahren erscheint.

43 Oevermann (2004, S. 171–172) hebt hervor, dass die Bewältigung der Adoleszenzkrisen zu drei Karrieren befähigen muss: Beteiligung an der sexuellen Reproduktion, Leistung und Beruf sowie Pflichten gegenüber dem Gemeinwohl.

3.2.1 Biographische Schließung und die Wahrnehmung einer ausgedehnten Gegenwart

Zunächst soll das Interview mit Dylan herangezogenen werden, der eine besonders deutliche Gegenwartorientierung und eine mit ihr korrespondierende passivistische Haltung gegenüber der eigenen biographischen Entwicklung aufweist. Das Argument ist, dass diese Wahrnehmungsweise mit sozialisatorischen Prägungen im Zusammenhang stehen, durch die ihm seine aktuelle Lebenssituation alternativlos und geschlossen erscheint. Das Gespräch mit ihm wurde in C-Town in einer Beratungsstelle für wohnungslose Jugendliche geführt, die an der Schnittstelle zwischen Sozialarbeit und Wohnungsvermittlung angesiedelt ist. Dylan ist zum Zeitpunkt des Interviews 19 Jahre alt. Wie er berichtet, hat er bereits einige einschneidende Erfahrungen gemacht. So blickt er auf Aufenthalte im Gefängnis zurück, ist mit harten Drogen in Kontakt gekommen und ist Vater eines Kindes. Die Partnerschaft mit der Mutter besteht allerdings nicht mehr. Das Interview mit ihm verlief sehr schleppend und war bereits nach 15 Minuten beendet. Dylan selbst wirkte unkonzentriert. Möglicherweise stand er auch unter dem Einfluss von Drogen oder war durch einen kalten Entzug in seiner Konzentrationsfähigkeit beeinflusst. Immer wieder unterbrach er sein Reden für Phasen des längeren Innehaltens, Nachdenkens und Konzentrierens. Außerdem sprach er (für den nicht muttersprachlichen Interviewer) sehr undeutlich. An dieser Stelle soll es vor allem um sein Antwortverhalten gehen, in dem er die Erwartungen an seine Fähigkeit zur Autobiographisierung unterläuft und stattdessen in seiner Darstellung im Hier und Jetzt verharrt. Um die Erwartungen, die im Interview an ihn adressiert werden, offenzulegen, beginnt die Auswertung mit der Eröffnungsfrage durch den Interviewer (Z. 8–22).[44]

44 An dieser Stelle fasse ich die wichtigsten Transkriptionsregeln zusammen, um einen schnellen Zugang zu den zitierten Auszügen zu ermöglichen. Bei den einzelnen Regeln handelt es sich um von mir abgewandelte Zitate aus der bereits oben genannten Quelle, in der das „Minimaltranskript“ nach GAT 2 erläutert wird (Selting et al. 2009, S. 359–369): Die Transkription erfolgt in literarischer Umschrift und orientiert sich an der geltenden Orthographie (Britisches Englisch). Tilgungen werden so erfasst, dass die ursprüngliche Form des Wortes erkennbar bleibt. Bei Klitisierungen verliert das klitisierte Wort seinen eigenständigen Status. Die zusammengezogenen Worte werden mit Unterstrich getrennt. Auch Apostrophe werden durch Unterstrich ersetzt, Bsp.: Don_t. Regionalismen werden notiert, soweit das mit den Mitteln der Schrift möglich ist. [ ] öffnende eckige Klammern werden an die Stelle des Textes gesetzt, an der überlappend eingesetzt wird, und schließende dort, wo das Simultansprechen endet. Die Klammerpaare werden untereinander ausgerichtet. °h / h° stellt hörbares Ein- bzw. Ausatmen dar. (.) steht für eine Mikropause, (-) für eine kurze geschätzte Pause, (2) für eine gemessene oder geschätzte Pause mit Sekundenangabe. Emotionale Färbungen des Sprechens werden als vorangestellte Beschreibung mit Angabe der Extension erfasst, Bsp. : <<laughingly> soo > . Rezeptionssignale der Interviewenden werden mit Schrägstrichen markiert, Bsp.: //Okay//. Nonverbale Handlungen und Ereignisse werden in Klammern gesetzt, Bsp.: (Coughs). Es werden nur solche nonverbalen Handlungen und Ereignisse notiert, die relevant für die Interaktion sind. (xxx xxx xxx) stellt unverständliche Passage mit Angabe der (geschätzten)

I: Uh, (.) first of all, I will tell you a bit a_about how this will work. (.) Uh, we are interested in life stories, as I already said, (.) and experiences of people who don_t have much. (-) And yeah, so (.) this is more or less what the interview will be about, about your life story and you telling me and not me asking you a lot of questions.

Dylan: Yeah.

I: And, (-) yeah, so in the beginning, we usually ask, uh, uh, (.) you know, what you have experienced. And maybe you can just tell me a bit about your (.) how your life has been and, (.) uh, w_what happened in your life, and you can start wherever you want, maybe with (.) telling me how you grew up and how your life went on, so maybe start in your childhood.

Die Passage beginnt damit, dass der Interviewer erklärt, wie die folgende Unterhaltung von seiner Seite aus geplant ist. Diese Anleitung ist von Routinebehauptungen („we usually ask"), der Aussicht auf ein längeres Gespräch („so in the beginning") sowie durch die Eröffnung von Antworthorizonten geprägt. Latent ist damit auf eine Interview- und Gesprächsnormalität verwiesen, die als geteilt vorausgesetzt wird: Personen, die mit einer Bandbreite von Gesprächs- und Anschlussmöglichkeiten konfrontiert werden, können daraus selegieren und einen eigenständigen und gleichzeitig auf die Gesprächsangebote passenden Anschluss schaffen. Diese Unterstellung wird mit dem Bezug auf das Leben als „life story" zugespitzt. Angenommen wird, dass der Interviewte eine präsentable, kohärente Lebensgeschichte vorlegen kann und kein Problem damit hat, sie dem Fragenden auszuführen.

Wie sich indes im Folgenden zeigt, liegen genau in diesen Normalitätsunterstellungen die Herausforderung für Dylan. Weder ein strukturiertes Eingehen auf die verschiedenen Frageofferten, noch die Entfaltung eines narrativen Erzählbogens sind zu beobachten (Z. 23–35):

Dylan: Uh, grew up playing football I did. (.) I was playing football most my when I was (.) about four to about 15 but (4) just family relationships. (2.0) Uh, grew up, and my fa_my father fucked off, fucking living on a shitty council estate, (2) fucking bailiffs coming on us door.

I: Okay.

Dylan: Know what I mean?

I: Yeah.

Dylan: (11) It_s not too very nice, shit childhood. (1) In and out of jail.

I: In and out of jail, okay.

Dylan: (5) Homeless.

Silben dar, wobei jedes „xxx" eine unverständliche Silbe repräsentiert. Vermutetete Wortlaute, werden in Klammern gesetzt: (such as). Dehnungen werden je nach Länge mit Doppelpunkten symbolisiert, z. B.: *so:* oder *so::*, *a:::nd*, etc.

I: Mhm.
Dylan: Baby. (3) h° (2) °h

Unterbrochen von einigen längeren und sehr langen Pausen ‚kratzt' Dylan hier zusammen, was ihm an biographischen Fetzen einfällt. Er wirkt fast schon überfordert damit, aus seinem Leben zu berichten.[45] An diesem bruchstückhaften Lebenslauf ist auffällig, dass er eher mit Dylan zu geschehen scheint, als dass er selbst maßgeblichen Einfluss auf die einzelnen Ereignisse hat. Er erscheint als Passagier seiner eigenen Entwicklung („grew up"). Selbst die Erwähnung eines Babys, das sich im weiteren Verlauf des Interviews als sein eigenes herausstellt, wird nicht als besondere Erfahrung gerahmt oder kontextualisiert. Dylan beschreibt somit keine Entwicklung, sondern einen Zustand einer andauernden, ausgedehnten Gegenwart, die zwar durch verschiedene vergangene Elemente (Fußball, Vater) gekennzeichnet ist, aber keine Prozessstruktur im Sinne eines biographischen Ablaufmusters erkennen lässt. Die Selbstbiographisierung, die er vornimmt, erweckt deshalb einen stark präsentischen Eindruck. Analog verhält es sich auch mit Plänen oder Wünschen, die er möglicherweise aus gemachten Erfahrungen für die Zukunft entwickeln könnte: Sie tauchen schlichtweg nicht auf. Mit der damit verbundenen Sparsamkeit beim Erzählen enttäuscht er die Erwartungen an sein Vermögen zur biographisierenden Identitätsbildung, die an ihn herangetragen wurden, und die nicht zuletzt in der biographisch-narrativen Erhebungsmethode vorausgesetzt wird. Der so im gesamten Gespräch vermittelte Eindruck, dass kaum etwas im Leben des Biographieträgers geschehen sei, erklärt sich dann nicht daraus, dass er faktisch nichts erlebt hätte – im Gegenteil, wie gezeigt hat er schon einiges mitgemacht. Vielmehr muss sein eingeschränktes Vermögen zur Narration herangezogen werden, aus dem heraus er das eigene Selbst allein aus dem gegenwärtigen Befinden ableitet und es auch nach außen hin so darstellt. Damit ist auf eine Variation in der zeitlichen Selbst- und Weltwahrnehmung hingewiesen. Dylan kann zwar kurze Stichworte und Geschichten aus seinem Leben aufrufen, die auch einzelne Stationen einer „Normalbiographie" (Elternhaus, Kindheit, Vaterschaft) bedienen – diese spielen aber keine entscheidende Rolle in seinem von der Konstanz des Gegenwärtigen ausgehenden Selbstentwurf. Mithin zeichnet er ein Bild seines eigenen Lebens, in dem Abwechslung und

45 Zu beachten ist hier sicherlich auch der äußere Kontext der Erhebung. Das heißt, es könnte sein, dass Dylan sich in einer Art sozialarbeiterischen Prüfungssituation wähnt und stichwortartig Themen anbietet, die den Interviewer interessieren könnten. Zudem sind wie erwähnt Drogen, oder der Entzug davon weiterhin mögliche zusätzliche Einflussfaktoren. Neben Bildungs- und Milieuaspekten sind folglich auch situative Gründe für das Vermögen, eine Autobiographie zu entwerfen, einzubeziehen. Die hier hergeleitete Diagnose in Bezug auf letzteres bleibt davon indes unberührt.

Erlebnisdichte nicht vorkommen und er selbst nur auf basaler Ebene prozessiert wird.[46]

Die zu erläuternde These ist nun, dass sich diese zeitliche Wahrnehmungsweise auf die Einbettung in ein spezifisches „sozialisatorisches Milieu" (Oevermann 2004, S. 157) zurückführen lässt. Wie aus dem zitierten Interviewauszug hervorgeht, ist Dylans Vater abgehauen („fucked off"), warteten vor der Haustür regelmäßig die Gerichtsvollzieher („bailiffs coming on us door") und ist es insgesamt eine „shitty childhood" für ihn gewesen, was noch durch Erfahrungen der Auseinandersetzungen mit dem Gesetzgeber verstärkt wird („in and out of jail"). Damit ist ein multiprekäres, instabiles Umfeld des Aufwachsens skizziert, in dem es wenig Verlässlichkeit und Grund für Zukunftsoptimismus gab. Zwar schillert als Alternative und mögliche Öffnung dieses biographischen Erlebens die Welt des Fußballs auf, in der Dylan einen Raum gefunden haben könnte, der Erfahrungen von Anerkennung und Selbstwirksamkeit ermöglichte – oder zumindest in Aussicht stellte – und zudem für ihn die Frage nach sozialer Zugehörigkeit und Verortung partiell und zeitweise beantwortete.[47] Allerdings wird auch deutlich, dass sich dieser biographische Möglichkeitsraum, der eine Entwicklung auf einem alternativen biographischen Pfad hätte bieten können, schnell wieder schließt. Mit Beginn der formativen Phase der Jugend („to about 15") und also mit dem Übergang in die Phase der „Ablösungskrisen" gegenüber dem Elternhaus, in deren Bewältigung „eine autonome Lebenspraxis der Chance nach" (Oevermann 2004, S. 163) angelegt ist, fällt diese Option eines Ausbruchs weg – er beendet das Fußballspielen. Die Entwicklung und Erfüllung von Träumen, Idealisierungen und Identifikationspotenzialen, die es möglicherweise in dem Sport für ihn gegeben hätte, rücken damit in die Ferne. Dazu kommen die Einschränkungen, Zwänge und Verantwortlichkeiten eines (körperlich) Erwachsenen in Form eines eigenen Kindes („Baby"). In seinem bisherigen Leben kaum mit biographischen Entwicklungsaussichten sowie lebensweltlichen Alternativen konfrontiert entwirft Dylan deshalb für sich auch im gesamten Interview keine Zukunft, in der ihm verschiedene Optionen zur Auswahl stehen oder er eine gestaltende Rolle spielt.[48]

46 Vgl. zum biographischen „Modus des Prozessiertwerdens" Sammet und Weißmann (2012, S. 179–181) sowie Weißmann (2016, S. 152–162). Die betreffenden Akteure werden nicht selbst aktiv, sondern erwarten, dass äußere Entitäten auf sie zukommen.

47 Vgl. zur Bedeutsamkeit von Peers für den Sozialisationsprozess von Jugendlichen Hurrelmann (2007, S. 126–134).

48 Das ist konträr zu anderen Jugendlichen und jungen Erwachsenen: „Beim Übergang zur Spätadoleszenz und zum frühen Erwachsenenalter finden tiefgreifende Prozesse der Identitätsbildung statt, in denen der Jugendliche zunehmend über sich selbst nachdenkt und seine Zukunft entwirft und plant. […] Während die Hauptaufgabe der ödipalen Entwicklungsphase das Vergessen der Vergangenheit war, ist die zentrale Aufgabe der Adoleszenz der Entwurf der Zukunft. Biographische Selbstpräsentationen in diesem Alter enthalten daher auch etliche

Dylans biographisches Verharren in der Gegenwart lässt sich somit als habituelle Antwort auf eine sozialisatorisch angelegte biographische Geschlossenheit lesen. Wo das Grundvertrauen in einen stabilen sozialen Hintergrund fehlt; wo es eine dauerhafte Erfahrung ist, dass die Änderungen, die passieren, von Anderen vorgenommen werden und generell nichts Gutes bedeuten (Vater, Gerichtsvollzieher); wo man erlebt, dass kaum Handlungs- und Entscheidungsfreiräume zur Verfügung stehen – dort lässt sich auch keine biographische Selbstpräsentation wachrufen, die das Subjekt als gestaltenden Agenten des eigenen Lebens erscheinen lässt und mit der man sich als Person identifizieren könnte. Man wird auf sein eigenes Herkunftsmilieu zurückverwiesen und verliert (biographische) Optionen aus dem Blick. Das eigene Leben und nicht zuletzt die aktuelle Mangel- und Ausschlusslage wird deshalb als ein gleichbleibender Zustand gesehen, der keine Entwicklungspotenziale bietet – zumal nicht in Richtung einer nur rudimentär als Orientierungsgeber ausgebildeten „normalbiographischen" Prozessstruktur.

3.2.2 Biographische Verengung

Etwas anders gelagert ist der Fall von Keiran. Bei ihm lässt sich zwar analog zu Dylan eine passivistische Gegenwartsorientierung erkennen. Diese ist allerdings nicht (allein) auf ein rudimentär ausgebildetes Bewusstsein für biographische Entwicklungsoption zurückzuführen. In einem tendenziell verunsichernden sozialisatorischen Umfeld aufgewachsen, wird bei ihm stattdessen eine akute Abhängigkeit von Suchtmitteln aller Art zum biographische Prozessperspektiven verunmöglichenden Problem. In diesem Sinne ist er ein Fall, der prototypisch für einige der befragten Personen steht. Keiran ist zum Zeitpunkt des Interviews 33 Jahre alt und lebt in B-Town im Norden Englands, wo wir ihn in einem Sozialzentrum getroffen haben. Große Teile seiner Kindheit und Jugend ist er ohne seine Eltern aufgewachsen und wurde deshalb von seinen Großeltern und später von Pflegeeltern großgezogen. Er kam früh mit Alkohol und Drogen in Berührung, lebte auf der Straße und war fast zehn Jahre lang im Gefängnis. Im Gespräch zeigt er zwar, dass er sehr reflektiert ist und verschiedene Ereignisse in seinem Leben zu einer Entwicklungsgeschichte verknüpfen kann. Diese endet gleichwohl in einer ausgedehnten Gegenwart des alle Erfahrungen egalisierenden Drogenkonsums. Planerische Zukunftsentwürfe, die über die tagtägliche Beschäftigung mit der Abhängigkeit hinausgehen, sind kaum zu finden. Gleichwohl signalisiert er, dass er sich nach den vielen Rückschlägen und traumatischen Erfahrungen nun vor allem nach einer Normalität sehnt, die sich durch Ruhe und Stetigkeit im Alltag auszeichnet –

Überlegungen über die weitere Lebensplanung, insbesondere im Ausbildungs- und Berufsleben" (Rosenthal 1995, S. 136).

was ihm gleichwohl als unerreichbare Utopie erscheint. In der Einstiegspassage skizziert er die Umstände seines Aufwachsens und entwirft eine eigene, auf sein persönliches Schicksal bezogene Sozialisationsthese (Z. 14–37):

Keiran: […] Erm (-) I didn_t get brought up with erm mother and father, I got brought up with my mother and my grandparents. (-) My grandparents took the role of parents and me mother were more like, um, my big sister but obviously my mum as well. Erm (.) my childhood yeah it was (-) I didn_t want for nothing, it was erm (-), it was nice. I had a few horrible experiences as a, as a child, erm, what_s affected me later on in life, but erm °h I_d rather not talk about them. °h But erm (.) no, I, I think (.) I_ve missed growing up (.) in the sense that I didn_t have a mum and dad and don_t know what it feels like to have (.) that kind of relationship with my parents. °h I didn_t meet my dad til I was (-) <<uncertain> eleven I think>, (.) and then I didn_t see him until I was fourteen. […] So: erm (-) he went away out o_my life at this stage. °h I_d say at the age of around four_een (.) erm (.) I started taking drugs. Erm (-) I think where I got brought up as a child contributed to me being on drugs. I think it was more (.) circumstance of wher-, what area I was brought up in (.), cos the drugs were just all around you so I, I used to pick_em up off up of floor, spliffs off of floor (.), you know, so this is where I_ve picked up habits later on in life.

Keiran signalisiert hier zunächst, dass er von einer familiären Normalität ausgeht („mother and father“), die in seinem Fall allerdings nicht erfüllt gewesen ist. Sozialisationstheoretisch gesprochen wächst er stattdessen in einer Konstellation auf, in der es für ihn schwierig wurde, klare emotionale Bindungen aufzubauen, in Bezug auf die er später die erwähnten Ablösungskrisen der Adoleszenz vollziehen konnte. Er hat zu seiner Mutter als Sozialisationsinstanz gleichzeitig eine schwesterliche Bindung, kennt den Vater nur als verbotene, abwesende Größe und merkt an, dass seinen Großeltern bloß die „Rolle“ der Eltern übernommen hätten, woraus auch eine Distanzierung spricht. Ähnlich wie bei Dylan sind in dieser Konstellation moralische und lebensplanerische Orientierungsschwierigkeiten und Konfliktpotenziale angelegt, die sich aus einer unklaren Autoritätszurechnung und diffusen erzieherischen Verantwortlichkeiten ergeben. Der Aufbau von Handlungsautonomie, die zur identitätsbildenden Selbstidentifizierung führt, wird so zumindest erschwert. Keiran selbst scheint das zu erkennen, indem er meint, dass er durch die fehlende Beziehung zu seinen Eltern verpasst habe aufzuwachsen und sich zu entwickeln („missed growing up“). Der daraufhin von ihm angesprochene Beginn seines Drogenkonsums, lässt sich aus dieser sozialisatorischen Lagerung heraus zum einen als ein Eskapismus, ein Ausweichen in „künstliche Paradiese“ (Baudelaire 1991) lesen, der nicht zuletzt auch von einer entsprechenden Gelegenheits- und Angebotsstruktur im Umfeld („the drugs were just all around

you“) begünstigt wurde.[49] Zum anderen und ergänzend dazu stellt der extensive Drogenkonsum auch eine Strategie der Selbstbehauptung dar. Vor keine klaren biographischen Optionen gestellt und mit keinen orientierungsgebenden Entscheidungshilfen ausgestattet, wird der Drogenkonsum für ihn zum Akt der Ersatzautonomie.

Dass aus Keirans Sicht der Drogenkonsum dysfunktionale Folgen für die weitere biographische Entwicklung zeitigte, bringt er dann griffig in dem Sprachbild auf den Punkt, dass er ähnlich wie er Joints („spliffs“) vom Boden aufgelesen habe, sich ebenfalls schlechte Angewohnheiten und Verhaltensweisen („picked up habits“) angeeignet hätte. Damit ist der Beginn einer Karriere der Auseinandersetzung mit der eigenen Abhängigkeit von Suchtmitteln markiert. Wie im Weiteren deutlich wird, stellt diese Abhängigkeit den entscheidenden Fluchtpunkt für Keirans biographische Sortierung von Lebensereignissen dar (Z. 37–48):

Keiran: Erm (1) since I_ve had all these traumatic experiences in my life I think it_s erm (-), it_s shattered my confidence, you know. Erm (-) I_ve had to live on me own at a young age. Since (.) I_d say about fourteen I got put into care (-), like um foster parents, children_s home. Erm (-) when I was sixteen I decided to live on my own. (.) Erm (.) I don_t think I should have been living on my own, I should have had support, but (.) because of the problems I had (.) with drugs, alcohol, erm (-) I, I struggled really. Erm (.) I got into um car crime with my friends who were in the kids homes and surroundin areas where I moved on to live.

Zum Ausdruck kommt hier eine Negativüberformung von Keirans bisheriger Biographie. So könnte er einen auf frühe Reife und Eigenständigkeit abhebenden Stolz darauf zu Ausdruck zu bringen, bereits mit 16 Jahren die Entscheidung getroffen zu haben, alleine zu leben („I decided to live on my own“). Stattdessen bereut er in der Ex-post-Betrachtung die Vergangenheit, die zu seiner aktuellen Situation geführt habe. Als entscheidende Gründe für diese Sichtweise führt er dabei „drugs“ und „alcohol“ sowie damit in Verbindung gebrachte Begleitumstände („crime with my friends“) ein. Die in diesem Kontext gemachten Erfahrungen hätten sich vor allem auf sein Selbstvertrauen und seine Zuversicht niedergeschlagen („shattered my confidence“). Der so aufgeworfene monokausale Zusammenhang zwischen einer Karriere des Suchtmittelkonsums und der Kriminalität und seiner subjektiven Erfahrungsweise im Alltag wird in der nächsten Passage weiter ausgeführt (Z. 81–95):

Keiran: Erm and it_s only up until I_d say I_ve been in recovery, I_m well, I_m thirtythree now (.), I_d say after two years of being out in prison

49 Vgl. zur Form der „evadierenden“ Problemverarbeitung von Jugendlichen mithilfe von Drogen Hurrelmann (2007, S. 169).

> from when I was twenty-eight (.), going back onto drugs (.), that I_ve realised I_m wasting my life. Erm I don_t have a normal life, I don_t know (.) how to live- (.), I do know how to live a normal life but I struggle, I find it hard to socialise sometimes, to open up to people (.)°hh, erm to trust_em, to ask for help. Erm (.) yeah I really find it hard. And this is when I got into recovery then. Erm (.) I was drinking at the time, taking drugs and I went to see my doctor. They_ve put, they put me on some medication so I don_t have to take Class A drugs, I can just take the medicine. (sniffs) And if I take Class A drugs on top o that I_ll be poorly because of the medicine. It_s a bit like antabuse for alcohol.

Deutlich wird hier abermals, dass Keiran seinen biographischen Selbstentwurf auf die Sucht verengt. Er kann seinen aktuellen Alltag und seine Lebensgeschichte nicht ohne die Auseinandersetzung mit ihr denken und hat diesbezüglich sogar eine Expertise aufgebaut („Class A drugs", „antabuse"). Die Abhängigkeit wird so zu einem dauerhaft gleichbleibenden, die Gegenwart ausdehnenden Seinsmodus. Eine zeitliche Strukturierung der eigenen Erfahrung scheint nicht mehr vorhanden zu sein bzw. kann nicht mehr außerhalb des Beschäftigens mit Drogen entworfen werden. Wie sich im Grundton seiner Äußerungen zeigt, stört Keiran dieser Zustand auf einer kognitiven Ebene selbst („I've realised I'm wasting my life"). Allein, er kann die Erkenntnis darüber, dass er sich selbst zugrunde richtet, nicht in eine planerische Lebensführung übersetzen.[50] Seine körperliche Abhängigkeit von Suchtmittel scheint einfach mit ihm zu geschehen, ohne dass er kontrollierenden Einfluss hätte.

Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch, weshalb Keiran zwar eine Sehnsucht nach einem „normalbiographischen" Leben äußert, aber auch festhält, dass er es schwer findet, dieses zu erreichen („I don't know how to live a normal life"). Planungen und Ziele, die über die Verfangenheit in Drogen und Alkohol hinausweisen, sind für ihn in seiner gegenwärtigen Situation nicht denkbar. Ganz ähnlich wie im Fall von Dylan, wenn auch auf andere, auf einen einzelnen biographischen Aspekt verengenden Weise, wird somit erkennbar, dass die selbstverständliche Annahme einer zeitlich prozessualisierten Biographie, die sich in verschiedene, teleologisch ausgerichtete Sequenzen gliedert, hier unterlaufen wird. Das wird auch in einer letzten Passage deutlich, in der Keiran allerdings ebenfalls erwähnt, dass ihm das Genesungsprogramm („recovery") der Einrichtung, in der wir ihn antrafen, geholfen habe (Z. 150–170):

50 Da die Definition des Suchtbegriffs immer von Zweck und Kontext dieser Definition abhängt (Sinnott-Armstrong und Pickard 2013), wird an dieser Stelle ein phänomenologischer Ansatz plausibel. Sucht, wie Keiran sie (latent) beschreibt, bedeutet, dass kognitivistische Kontrollannahmen über die eigene Lebensführung ausgehebelt sind. Ähnlich dazu auch Sinnott-Armstrong und Pickard (2013, S. 262). Zu den kognitiven Folgen von Drogen- und Alkoholsucht im medizinischen Sinn vgl. Gould (2010).

Keiran: Erm (.) yeah, I came here (.) three months ago and erm (.) it_s helped me (.) build my confidence back up because I_ve had loads of domestic issues at home, and erm (.) it_s just it_s helping me keep motivated and (.) showing me that there_s more to life than just (.) being a drunk basically. Erm h° (.) I_ve got a bit of an alcohol problem now, I_ve (.) b-, built up a bit of an alcohol problem, so (.) through the daytime I_m dependent on drinking. But (.) part of me coming here is stopping me drinking in morning. So it_s like after twelve o_clock normally when I go home I_ll walk my dog, but I_m drinking cans of lager while I_m drink-, walking me dog which isn_t a good thing really. °h So I_m, I_m trying to erm [interruption as someone enters the room] But, erm yeah I_m, I_m trying to (-) I don_t know what_s the word, erm (.) I_m just trying not to over-think things, um. I_m tryin to be stable in my recovery (.) and, and find erm a stepping stone (.) to step up onto and to build on and to progress and to see where it takes me. °h You know, me, me recovery I think ha-, has been all me life while I_ve been on drugs (.) and erm (---) now that I_ve, like I say, I_m, I_m startin to realise that there_s more to life, and I miss, I miss normal things in life.

Auch hier kommen wieder die schwierigen Umstände seines Aufwachsens zur Sprache, die Keiran repetitiv im Interview erwähnt, ohne allerdings konkret zu werden. Zudem formuliert er, dass es mehr im Leben gebe, als seine aktuelle Lebenssituation für ihn bereithalte, worin eine Perspektivnahme steckt, die vor allem die Sehnsucht nach einer biographischen Normalität verrät. Diese kann er allerdings nur ex negativo mit Bezug auf seine aktuell verstärkte Alkoholsucht konkretisieren („more to life than just being drunk“), wodurch unter der Hand wieder genau diese im Mittelpunkt seines biographischen Erlebens gerückt wird. Dieser Eindruck reproduziert sich auch im Weiteren, hier allerdings mit Bezug auf seine Alltagspraxis. In dieser sei die Sucht so präsent, dass er selbst kleine Strukturmomente in seinem Alltag („walk my dog“) nutze, um sie zu stillen. Den Besuch der Einrichtung schätze er deshalb auch dafür, dass er für ein paar Stunden am Morgen nicht in die Versuchung komme, Alkohol zu trinken („part of me coming here is stopping drinking in the morning“). Abermals zeigt sich also, dass sowohl Keirans biographische wie auch Alltagserfahrung von der (multiplen) Abhängigkeit von Suchtmitteln eingenommen sind, was als charakteristisch für seine subjektive Zeitlichkeit gelten kann.

Aus dieser Konstellation ergibt sich, dass Keiran zum handlungspraktischen Passagier seiner selbst wird. Da bei ihm das Vermögen abhandengekommen ist, sich selbst in einer biographischen Prozessstruktur und Alternativen zum Gegebenen zu entwerfen, ist auch die Handlungsmacht eingeschränkt, die er sich zuschreibt. Er begreift sich als passiv und auf die Hilfe anderer angewiesen. Bezüglich einer möglichen Besserung seiner Lebensumstände in der Zukunft

formuliert er deswegen auch nur phrasenhafte Aussichten („keep motivated", „find a stepping stone", „to progress and to see where it takes me") und keine konkreten Ziele und Handlungspläne.

Zusammenfassend lässt sich nun sagen, dass man bei Keiran eine spezifische Zuspitzung der zeitlichen Selbst- und Weltwahrnehmung beobachten kann, die sich auf sozialisatorische Faktoren und darauf reagierende Umgangsstrategien zurückführen lässt. Aufgrund einer Unsicherheit in der familiären Selbstverortung und wegen der immer wieder erwähnten traumatischen Erlebnisse in seiner Kindheit und Jugend, die er noch nicht überwunden zu haben scheint, ist er in einer akuten Suchtmittelabhängigkeit gebunden. Diese verhindert wiederum, dass er – ganz wie bei Dylan – über Erfahrungen verfügt, die ihm vor Augen führen, dass seine Lebenssituation änderbar ist und dass er entscheidenden Einfluss auf die Realisierung dieser Änderungspotenziale haben kann. Stattdessen erscheint ihm sein Leben als Konglomerat gleichbleibender Umstände, denen er immer wieder ausgeliefert ist. Mithin existieren für ihn auch kaum bzw. nur phrasenhaft biographische Entwicklungsoptionen die hin zu einer erwerbsbiographischen „Normalität" führen, die für ihn gleichzeitig orientierungsgebend ist.

3.2.3 Kontrast: Eigenverantwortung und Zukunftsorientierung

Als kontrastierender Gegenentwurf zur geschlossenen bzw. verengten biographischen Perspektive und zur präsentisch-passiven Haltung der Biographieträger, die bisher zur Geltung kamen, kann die Lebensgeschichte gelten, die Gwen präsentiert. Ähnlich wie Dylan und Keiran wächst auch sie in einem destruktiven Sozialisationsumfeld auf, entwickelt aber – bei weiterhin bestehenden schwierigen Lebensumständen – eine handlungsschematische Selbstkonzeption. Entscheidend dafür waren verschiedene sozialarbeiterische Eingriffe und Hilfestellungen, durch die ihr über das gegenwärtige Bewältigen von Schwierigkeiten und Problemlagen hinaus biographische Entwicklungsoptionen aufgezeigt wurden.

Gwen ist zum Zeitpunkt des Interviews 18 Jahre alt, wuchs zunächst bei ihrer Mutter auf, die dann allerdings heroinabhängig wurde, weshalb Gwen dann zu ihrem Vater zog. Zur Mutter, die schließlich auch an einer Überdosis sterben sollte, hatte sie danach kaum noch Kontakt. Mit 14 Jahren beschließt sie, gemeinsam mit ihrer Schwester bei ihrem Vater auszuziehen und ein Leben auf der Straße zu beginnen. Das so angelegte Potenzial für eine dauerhafte Straßenkarriere wurde allerdings nicht eingelöst.[51] Stattdessen begann für sie nach rund einem Jahr auf der Straße eine Karriere in verschiedenen Pflegefamilien, bei denen sie es und die es mit ihr allerdings nie lange aushielten.

51 Vgl. zu „Verlaufsprozessen von Straßenkarrieren" bei Jugendlichen Fernandez (2018, S. 58–179, 2014, S. 327–329).

Schließlich landete sie in der Betreuung der Vermittlungseinrichtung in C-Town, in der wir auch Dylan antrafen. Ein Abriss dieser Geschichte findet sich gleich in der Eingangspassage, die auf die Frage nach der Lebensgeschichte reagiert (Z. 66–86):

Gwen: Okay. Uhm, (.) I grew up in C-Town. //Okay// Uhm, (3) I lived with my dad till I was 14, and then I moved out of my dad_s. (.) And then I moved away with my sister (.) till I was like 15. And then I went to foster care. (.) Uhm, I_ve had like 32 houses in the last two years. (.) And I_ve lived and I_ve been moved back and forth to England and back, uh, like all different places. (.) Uhm, (5) (laughs) I don_t know. Uhm, (4) I sort of just moved lots of house, lived at different houses. Uhm, (4) I_ve had (enough) school (to live your life). (.) I don_t I didn_t do my GCSEs, and I failed. (.) […] Uhm, (5) I just moved to supported lodgings (place). And it_s really weird, like different to foster care. (.) Like, (-) it_s just really different, like_like (2) there_s (xxx xxx xxx) (where) you_re home or nothing. And (.) like (.) in foster care, like you have to be home by a certain time.

Zunächst ist festzuhalten, dass auch für Gwen die Selbstbiographisierung eine Herausforderung darstellt. Immer wieder muss sie länger überlegen, was sie aus ihrem Leben erzählen soll – oder kann. Gleichzeitig stellt sie sich der an sie adressierten Aufgabe, auch wenn sie nicht darin geübt ist. Ihre Biographie handelt sie mit kurzen Informationen zu den Wendepunkten in ihrem Leben – die vor der Schablone einer „Normalbiographie" irritieren oder gar schockieren können – trocken und nüchtern ab. Die Fakten, die sie über ihr Leben präsentiert, sind solche, die besonders in der Logik des Jugendamts interessieren, woraus Erfahrungen eines institutionell verwalteten Lebens sprechen.[52] In Bezug auf ihre häufigen Wechsel der Pflegefamilie schillert das kurz durch („I've been moved back and forth"). Von Interesse ist an dieser Stelle aber vielmehr, dass ihre Formulierungen im Stil einer Vagabundin das Bild einer Aneinanderreihung freier, selbstbestimmter, ungebundener Entscheidungen evozieren – und somit einen Kontrapunkt zu den bisher präsentierten präsentisch-passiven Selbstentwürfen bilden. Gwen signalisiert Selbstbewusstsein und Verantwortungsübernahme für ihr eigenes Leben und kann sich eigenes Scheitern eingestehen – bspw. wenn sie über ihre Schulkarriere spricht. Deutlich wird so, dass sie ihre Biographie vornehmlich an eigenen Entscheidungen und nicht an außerhalb von ihr liegenden Entwicklungen festmacht, was sich auch auf ihre zeitliche Wahrnehmungsweise auswirkt. Dass sie an ihrer neuen Unterbringung, dem „supported lodging", vor allem irritiert („it's really weird"), wie frei sie über ihre Tagesgestaltung verfügen kann, zeigt

52 Vgl. zu verwalteten Biographien Schilling (2018), zur Heimerziehung von Jugendlichen Bereswill (2018).

außerdem, dass sie über diese Freiheiten im „foster care“ nicht verfügte und also dort eine Einschränkung ihrer habituell an den Tag gelegten Autonomie erfuhr. Thesenhaft lässt sich somit formulieren, dass Strukturen und Vorgaben für sie eine Störung der eigenen Lebensgestaltung darstellen, was auf eine latente Haltung des handlungsschematischen biographischen Aktivismus verweist. Dieser Punkt wird auch im folgenden Ausschnitt aufgegriffen (Z. 116–140):

I: And then you said 32 houses within how many years?

Gwen: Like two or three. //Okay// I_ve had so many different placements. (.) Like while I moved out of my dad_s, I went off the wheels at (xxx xxx). And I like, Oh, fuck off everyone. I_m not listening to no one. (.) No one can tell me what to do. (.) That_s what I thought. And then (.) every time I_d move to a house, they just (.) like I said, I_m not having it living here. (.) And then they showed me up. So and I_d have to move and move and move and move (.) till I settled. (.) And I had a foster placement up in [anonymised name of city]. (.) I_I stayed there for two years. (.) I stayed in one house for two years. Like, uhm, it was really good. (3)

I: And then how came you are in the program here or-

Gwen: Uhm, (.) so I was (xxx) a legal (highs), (.) uhm, like, uh, just (xxx xxx xxx xxx xxx) like (.) I just didn_t care for anyone. (.) Like, (.) I don_t know. I slept really like horrible. (.) And like no one wanted to be around me because I had smoked legal highs. And I_m like, (.) I kept letting everyone down. Do you know what I told my family? Oh, yeah, I_ll come and see you. And I_d go smoke (legals). Uh, it was like my mother really. That_s what I like I felt like. (.) And this is horrible. And I_ll never do it again now. (.) And I_ll be good now. (laughs)

Wie zuvor schon dokumentiert sich in dem von Gwen Gesagten ein eigenverantwortlicher, reflektierter Blick auf ihren eigenen, als unstet dargestellten Lebenslauf. Sie erkennt Probleme, nimmt sich selbst in die Pflicht und möchte an sie herangetragenen Erwartungen besser entsprechen. Damit signalisiert sie zunächst eine allgemeine Reifung, die möglicherweise auf die sozialarbeiterischen Einflüsse zurückgeht, denen sie ausgesetzt ist. Zugleich wiederholt sich aber im Gesagten der Eindruck, dass externe Versuche, ihr Leben zu strukturieren von ihr als Störungsversuche und Eingriffe in ihre Freiheit wahrgenommen wurden. Hieran wird eine Ambivalenz von kognitiver Einsicht und habitueller Freiheitsliebe erkennbar, die vor allem dadurch an Dramatik gewinnt, dass die Freiheiten, die sie sich immer wieder genommen hat, sie in eine Lebenssituation gebracht haben, die ihr selbst nicht gefiel. So rekapituliert sie zum Schluss der Passage, wie ihre liberalisierenden Ausbrüche aus von ihr so wahrgenommenen Zwangsstrukturen in einem ausweichenden Konsum von

legal highs[53] und sozialer Abneigung mündeten und sie sich dem Lebenswandel ihrer Mutter annäherte. Ihre gesteigerte, externe Strukturierungsversuche ablehnende Neigung zur Autonomie, lässt sich somit – ähnlich wie bei Keiran – auch als Reihe destruktiver Versuche lesen, einer sozialisatorisch angelegten Orientierungslosigkeit zu begegnen. Anders als Keiran entwickelt Gwen aber keine passive Haltung des Verzagens, sondern führt eine Zukunftsoptimismus vermittelnde („I'll be good now"), produktive Auseinandersetzung mit ihren Allltagsproblemen.

Insgesamt deutet sich so an, dass auch für Gwen durch das destruktive sozialisatorische Umfeld ihrer Kindheit und Jugend das Erwachsenwerden zur vielschichtigen Herausforderung wurde. Was sie am meisten herausfordert, ist, einen Umgang mit gesellschaftlichen Strukturvorgaben zu finden, zumal das von ihr betriebene Aufgeben und Auflösen von orientierungsgebenden Strukturen regelmäßig zum Problem wird. Zugleich lernt man am Fall von Gwen, dass auch aus biographischen Erfahrungen, die in krisenhaften Familienstrukturen gemacht werden, nicht zwangsläufig eine biographische Haltung der Passivität und des Fatalismus folgen muss. Stattdessen spricht Gwen selbstbewusst über die bisherigen Stationen in ihrer Biographie und rechnet sich selbst Entscheidungsgewalt zu. Daraus ergeben sich (angedeutete) positive Aussichten für die (nähere) Zukunft.

Auch wenn es sich dem Material an dieser Stelle nicht unmittelbar entnehmen lässt, lässt sich argumentieren, dass für diese alternative biographische Erfahrungshaltung das Pflegeelternprogramm und das sozialarbeiterische Eingreifen, das Gwen erfahren hat, entscheidend gewesen sind. Sie ermöglichten, dass eine Entwicklungsphase der „Re-Orientierung" eingeleitet werden konnte, die angeraten erschien, „weil in einer vorherigen krisenhaften Entwicklungsphase Perspektiven einer sinnvollen Zukunft und von Biographizität überhaupt in Frage gestellt bzw. suspendiert worden sind" (Bohnsack 2007, S. 246–247). Dieses Eingreifen – so die These – hatte auch Auswirkungen auf die zeitlichen Erfahrungsmuster im Alltag und die Handlungspotenziale, die Gwen sich selbst zurechnet. Wo man sich nicht als biographisch festgelegt, sondern in eine biographische Entwicklung eingebunden erfährt, können auch Möglichkeiten für das eigene Handeln in der Gegenwart und Potenziale für die Zukunft gesehen und realisiert werden – und vice versa.

53 Sogenannte *legal highs* bezeichnen ein relativ neues Drogenphänomen. Meist handelt es sich dabei um eine rauchbare Kräutermischung („Spice"), die mit synthetischen Cannabinoiden versetzt ist und der Wirkung von Cannabis nahekommt. Allerdings ist auch eine Vielzahl anderer synthetischer Substanzen im Umlauf (drugcom.de 2017). Dass der Konsum von *legal highs* im Feld gängig ist und als ein Problem wahrgenommen wird, wurde uns gegenüber sowohl von Sozialarbeitern aber auch von den Befragten immer wieder erwähnt.

3.2.4 Fazit

In diesem Abschnitt bin ich auf unter den Befragten anzutreffende sozialisatorische Prägungen und daraus erwachsende subjektive Zeitperspektiven eingegangen. Dabei spielte besonders das Vermögen, sich selbst in einer „normalbiographische“ Prozessstruktur zu entwerfen, eine entscheidende Rolle. Der Fall Dylan stellte dabei ein Extrem dar, da er in einem sozialisatorischen Milieu aufwächst, in dem keine biographischen Entwicklungsoptionen aufgezeigt werden, was in Form eines gesteigerten inkrementellen Fremdwerdens der eigenen Biographie zum Ausdruck kommt. Bei Keiran zeigte sich dagegen eine prototypische Verengung der subjektiven Zeitwahrnehmung auf Belange, die eine bereits in jungen Jahren begonnene Karriere des Konsums und der Abhängigkeit von Suchtmitteln betreffen. Beiden fallspezifischen Lagerungen entsprach jeweils eine passivistische Grundhaltung in Bezug auf aktuelle Handlungspotenziale und Veränderungsaussichten, woraus wiederum eine manifeste Gegenwartsorientierung in der zeitlichen Wahrnehmungsweise der Befragten erwuchs. In beiden Fällen wurden so narrationsanalytische Grundannahmen unterlaufen und das Aufnehmen einer „Normalbiographie“ erschwert, die in ihrer wahrgenommenen Unerreichbarkeit die subjektive Zeitwahrnehmung gleichwohl als Referenzrahmen entscheidend mitprägt.

Kontrastierend zum so möglicherweise entstehenden Eindruck, dass aus destruktiven sozialisatorischen Einflüssen zwangsläufig eine fatalistische Grundhaltung und eine Zeitlichkeit der gedehnten Gegenwart entstehen, wurde Gwen vorgestellt. Sie entstammt zwar ebenfalls einem krisenhaften Herkunftsmilieu, das ihr kaum biographische Perspektiven eröffnen und Handlungsorientierungen geben konnte, was sich nicht zuletzt in einem ähnlich evadierendem Suchtverhalten zeigt, wie es Keiran an den Tag legt. Zugleich führte diese Konstellation bei ihr nicht zu einem Wahrnehmungsschema, das auf Passivität und dem Empfinden einer änderungslosen, ausgedehnten Gegenwart baut. Stattdessen kann sie einen zeitlichen Bogen zwischen Vergangenheit und Zukunft schlagen, in denen sie sich als aktives Handlungssubjekt Einflussmöglichkeiten zurechnet. Diesbezüglich ließen sich das Pflegeelternprogramm und das sozialarbeiterische Eingreifen in der Vermittlungseinrichtung für wohnungslose Jugendliche als (möglicherweise) hilfreiche Maßnahmen nennen. Die These ist, dass in diesen Einrichtungen lebensweltliche Alternativen vor Augen geführt bzw. das bei Gwen angelegte Autonomiepotenzial gefördert und in eine Richtung gelenkt werden, die eine Aufnahme einer „normalbiographischen“ Prozessstruktur wahrscheinlich macht. Ähnliches klang bei Keiran an, der das Therapiezentrum, wo wir ihn trafen, dafür lobte, dass ihm dort biographische Möglichkeiten und Wege, diese zu erreichen, aufgezeigt und somit seine Zuversicht in die eigenen Handlungsmöglichkeiten wieder gestärkt würden. Festzuhalten bleibt also an dieser Stelle, wenn auch zunächst nur thesenhaft, dass systematisch angebotene Hil-

festellungen einen Unterschied hinsichtlich der zeitlichen Konstitution der subjektiven Lebenswelt machen können. Gerade vor dem Hintergrund des „Normallebenslaufs“ werden so Distanzen zur Erwerbsgesellschaft abgebaut und subjektives Wohlbefinden gestärkt. Gleichzeitig ist – wie am Fall von Gwen deutlich wird – zu beachten, dass das sozialarbeiterische Heranführen an eine „normalbiographische“ Prozessstruktur diffizil bleibt und die geförderten und geweckten Potenziale (bei Jugendlichen) ohne orientierungsgebende sozialisatorische Grundlage schnell auch in Auflehnung und selbstisolierendes Verhalten kippen können.

3.3 Erwerbsbiographische Brüche und Stillstand

In diesem Abschnitt soll es um Zeiterfahrungsmuster gehen, die typischerweise bei solchen Befragten anzutreffen sind, die sich im erwerbsfähigen Alter befinden. Dabei werden mitunter Überschneidungen zu den Wahrnehmungsweisen und Handlungsorientierungen, die im Jugendalter aufgebaute werden, erkennbar. Diese gehen aber – in der hier betrieben analytischen Zuspitzung – auf andere biographische Prägungen zurück. So können die in diesem Abschnitt herangezogenen Personen auf „normalbiographisch“ erfolgreiche Lebensphasen zurückblicken. Gleichzeitig ist es ihre geteilte Erfahrung, dass Lebenspläne durch Krisen und Brüche jäh gestoppt werden. Zusammen mit der damit einhergehenden Erwerbslosigkeit erholen sich die Befragten von diesen Kontrollverlusten nur schwer. Eine durchaus vorhandene handlungsschematische Erfahrungshaltung wird so zu einer der Verlaufskurve (Schütze 1984, S. 92). Das heißt, dass aufgrund der persönlichen Krise zu Fatalismus neigende Orientierungsmuster entstehen. Auf die Zeiterfahrung wirkt sich das insofern aus, als – zumal vor dem Hintergrund eines ehemals bewegten Lebens – man die Vergangenheit und die dort erfahrene Handlungs- und Planungsmacht idealisiert und für die Zukunft sich keine Entwicklung vorstellen kann. In diesem Wahrnehmungszustand einer „Gegenwart der Vergangenheit“ (Brose et al. 1993, S. 203) erscheint die aktuelle Situation deshalb als Stillstand. Wie sich in den Interviews zeigt, ist der Referenzrahmen für diese Einschätzung eine „normalbiographische“ Prozessstruktur, die für die Befragten zu einem Halt gekommen ist. Das heißt, die aktuell ‚stillgestellte‘ Lebenssituation wird von ihnen mit der eigenen Erwerbslosigkeit in Verbindung gebracht.

Einschlägig in Bezug auf diesen Zusammenhang von (abruptem) Erwerbsarbeitsverlust und dem subjektiven Zeiterleben war bereits die Marienthal-Studie. Mit ihr wurde gezeigt, wie sich die durch eine plötzliche Werksschließung ergebende Arbeitslosigkeit auf die Alltagsgestaltung der Bewohner eines ganzen Dorfes auswirkt (Jahoda et al. 2014 [1933], S. 83–92). Dabei

wurde besonders die zeitliche Strukturierung beleuchtet, die Erwerbsarbeit im Alltag leistet und die eben durch Beschäftigungslosigkeit aufgehoben ist. Die Tage verlören schlicht ihren Rhythmus wodurch den betreffenden Personen die Zeit förmlich zerfließe – was wiederum zu einem gleichbleibenden „Nichtstun" führe. Kurt Lewin griff später (1953) (vermutlich) die Marienthal-Studie auf und ergänzte, dass sich durch Arbeitslosigkeit nicht nur die Tagesstruktur verändere, sondern auch die „Lebensbezirke" (Lewin 1953, S. 152) der Einzelnen nach und nach verengt würden, was sich schließlich auch auf die zeitliche Perspektivierung des eigenen Lebens auswirke. Da die Hoffnung auf Besserung der eigenen Lebenssituation peu à peu schwinde, höre man auf zu planen und verlöre biographische Ziele aus dem Blick. Eine Nivellierung von zeitlichen Strukturen, die sich auch auf eine empfundene Gleichförmigkeit des Alltags niederschlagen und eine davon abgeleitete allgemeine Senkung der „Moral" seien die Folge. Beide Aspekte griff schließlich Heinemann (1982) auf und führte präzisierend vor, wie in modernen Gesellschaften der Verlust von Erwerbsarbeit zunächst den Verlust einer rhythmisierenden Tagesstruktur bedeute. So bringe Arbeitslosigkeit für den Einzelnen vor allem eine „Spannungsarmut" (Heinemann 1982, S. 91) und die Gefahr der Sinnentleerung des Alltags mit sich. Da die Zeit für Erwerbslose kein knappes Gut mehr sei, komme das Problem auf, sie zu füllen, wofür allerdings keine externen Vorgaben mehr existierten. Zugleich entstünde so über die Zeit ein allgemeiner handlungspraktischer Passivismus, durch den sich auch der die Gegenwart übergreifende Zeithorizont der betreffenden Person verändere: Man entwickle keine längerfristigen Pläne und Vorhaben mehr und konzentriere sich vor allem auf die Gegenwart (Heinemann 1982, S. 92).

Insgesamt wird hier also ein Mechanismus formuliert, bei dem der Verlust von Alltagsstrukturierung nicht nur die Tagesstruktur betrifft, sondern auch zum Ausschleichen eines ursprünglich biographisch wirksamen Handlungsschemas führt, was wiederum eine fatalistische Gegenwartsorientierung zu Folge hat. Dabei wird die Erwerbssphäre als biographischer Orientierungsgeber zentral gesetzt und vor allem auf den Verlust von Erwerbsarbeit als krisenhaften Einschnitt abgehoben.[54] Im Folgenden möchte ich diese Gedanken aufgreifen und allerdings dahingehend erweitern, dass auch und gerade einschneidende Krisenerfahrungen, die nicht unmittelbar mit der Einbindung in die Erwerbssphäre assoziiert sind, zu einem Abbruch „normalbiographischer" Verläufe führen können. Mithin wird nicht (allein) auf die erwerbslosigkeitsinduzierte Strukturlosigkeit des Alltags fokussiert, sondern allgemeiner darauf, das biographische Krisenerfahrungen zum subjektiven Problem der zeitlichen

54 Ähnlich auch Leibfried et al. (1995), die unter einer Lebenslaufperspektive Armut als Ereignis oder Phase der Unterbrechung des Normallebenslaufs begreifen, wobei sie davon ausgehen, dass der Sozialstaat einspringe, um die so ausgelöste Krise zu bearbeiten. Deshalb können die Autoren auch folgern, dass Armut meist nur eine Episode bleibe (Leibfried et al. 1995, S. 9).

Selbstverortung führen und so die „Normalbiographie“ ins Trudeln oder zu einem Abbruch bringen können.

3.3.1 Biographischer Dynamikverlust und Wahrnehmung einer Sackgasse

Zunächst beleuchte ich, welchen Effekt biographische Krisen, die relativ früh im Erwerbsleben eintreten, auf das Verfolgen eines „normalbiographischen“ Lebenslaufs und damit auf lebensweltliche Zeitperspektiven haben können. Dafür führe ich den Fall von Gavin an. Interviewt wurde er in einer Kirche in einem alten Bergbautal in F-Town, in der er anlässlich einer dort organisierten *food bank* erschien. Gavin ist zum Interviewzeitpunkt 27 Jahre alt und stark alkoholabhängig. Immer wieder sagt er im Interview, dass er phasenweise über nichts Anderes nachdenken könne, als wo er den nächsten „Drink“ herbekomme. So sei es auch unmittelbar vor dem Interview gewesen. Als lebenslaufänderndes Ereignis führt er den Tod seiner Mutter an. Danach sei es für ihn nur noch bergab gegangen. Den folgenden extensiven Konsum von Alkohol, Marihuana, Kokain und Speed führt er darauf zurück. Er war in einem Entzugsprogramm und für wenige Monate trocken. In seinen Äußerungen kommen diese Therapieerfahrungen immer wieder zur Geltung. Er kann sein Leben und seinen Lebenswandel reflektieren und findet es traurig, wo er gelandet ist. Er formuliert aber auch Ausblicke auf seine Zukunft und wünscht sich, einen Job und eine Frau zu finden, sich niederzulassen und mit ihr Kinder zu haben. Gleichzeitig begreift er sich als gefangen in seiner Lebenssituation. Aktuell sei er von den harten Drogen weg, trinke aber dafür dreimal so viel wie vorher. Gelegentlich würde er kiffen. Auch hier beginne ich mit dem Intervieweinstieg (Z. 35–55):

I: […] And maybe you can just tell me about, uh, what your life has been like and (.) what has happened in your life. And you can start wherever you want. And maybe (.) well, perhaps with telling me how you grew up and how (.) uh, how (.) your life went on. (.) Maybe you start with the childhood.

Gavin: (clears throat) Then (-) started from school pretty much. (.) Uhm, (.) something I_ve always wanted to do was become a firefighter //Mm_hm// something I_ve always wanted to do since I was a kid. (-) Growing up wasn_t easy. You know, (.) friends wise and stuff like that. (.) And (-) years got on. (-) I left school then (.) at the age of (.) 16. (.) Worst thing I ever done //Yeah// was left school. //Okay// I wish I went back. (-) I_m sorry now I didn_t go back. (.) But we all (.) you know, (.) we all, uh, (xxx xxx xxx). (4) h° What_s the word for it? We all know our mistakes. We all learn from our mistakes.

Gavin steigt mit einer teleologischen Figur ein („started"), wobei er nur die Schule als Ausgangspunkt für eine Entwicklung anführt, um darauf folgend eine erwerbsbiographische, an kindliche Wünsche[55] erinnernde Utopie („fire fighter") als Endpunkt formuliert. Dass er diese bloß in der Vergangenheitsform formuliert, bestätigt, dass die Entwicklung nicht zu Ende gebracht wurde. Das hat möglicherweise mit Erfahrungen sozialen Ausschlusses zu tun („Growing up wasn't easy […] friends wise") und wurde durch das Verlassen der Schule endgültig. Diese biographische Entscheidung bereut er nun („worst thing I ever done"). Gavin stellt somit dar, wie sich sein biographischer Möglichkeitsraum verkleinert hat. Dabei fällt auf, dass die ausführlich detaillierenden Narrationen fehlen, die seinen biographischen Darstellungen Evidenz und Anschaulichkeit verleihen würde. Stattdessen werden nur die Eckdaten benannt und fatalistische Wertungen abgegeben. Das zeigt sich nicht zuletzt bei der allgemein formulierten Lebensweisheit („We all learn from our mistakes"), die auf Gavin gemünzt bedeuten würde, dass sein Schulabbruch letztlich doch etwas Gutes gehabt hätte. Konterkariert wird diese Sichtweise durch seine aktuelle Lebenssituation, die von ökonomischem Mangel, wenig Aktivität und einer dominanten Sucht geprägt ist. In der Folgepassage wird Gavin bezüglich der biographischen Dynamikeinbußen konkreter (Z. 57–64):

Gavin: And I left school at 16. (.) I trained hard (.) to get in there (.) for the age of 18, (grew up 18) to get in there. (.) So I trained hard for two years. //Okay// Then is f_the age of 17 on, (-) my mother went bad. //Okay// She passed away and from the age of 17, (-) when I was 17. (-) And it just went downhill from there.

Gavin entwirft hier den Beginn einer erfolgsversprechenden Berufskarriere, die einen plötzlichen Abbruch dadurch erfährt, dass seine Mutter erkrankte und bald darauf auch starb. Der Plan, Feuerwehrmann zu werden, der sich nicht nur als Kinderwunsch, sondern – trotz Schulabbruch – als erreichbare Karriereoption entpuppt, die aktiv verfolgt und auf die zielbewusst hintrainiert wurde, wird damit jäh erschüttert. Der so markierte biographische Bruch verkehrt die angedeutete handlungsschematische Dynamik in ihr Gegenteil („it just went downhill from there"). Mit Oevermann (2004, S. 165) kann man an dieser Stelle von einer „traumatischen Krise" sprechen, für die Gavin keine etablierten Bearbeitungsroutinen zur Hand hatte und die deshalb die von ihm verfolgte biographische Prozessstruktur aus dem Takt brachte. Die Frage, die sich im

55 Dieser (erwerbs-)biographische Entwurf, Feuerwehrmann werden zu wollen, und die Tatsache, dass er weiterhin daran festhält, keinen neueren entwickelt hat und ihn wie selbstverständlich anführt, lässt sich auch dahingehend deuten, dass er wesentliche Autonomieerfahrungen nicht gemacht und deswegen auch keine Orientierung bezüglich möglicher, in der ihn umgebenden Erwachsenenwelt plausibel erscheinender (erwerbs-)biographischer Pfade hat. Gavin wäre in diesem Sinne auch ein Fall, bei dem die Fähigkeit zum Zukunftsentwurf gewissermaßen stecken geblieben ist.

Anschluss daran stellt, ist: Wie konnte dieses – fraglos schmerzhafte – Ereignis eine solche Wirkung entfalten und eine biographische Pfadabhängigkeit auslösen, die im Stillstellen des zunächst angelegten Handlungsschemas mündet? Im Weiteren gibt Gavin darauf eine Antwort (Z. 66–94):

Gavin: I was going in for my firefighting course at the time. (.) I was 18 then, turned (.) just turned 18 then. (.) Went in for a (.) just m_my head wasn_t there, (.) mentally and physically.
I: Mhm, mhm.
Gavin: And from that day on, (.) everything just start to go downhill then. Uhm, (.) I hung around the wrong crowd, (.) doing drinking a lot. (-) And (1) just the drinks been a big problem in my life anyway. (.) I_ve been brought up with drink. (.) My father_s aggressive through drink. (.) My brother was a_aggressive through drink. (Close then he) taking drugs as well. (-) So I was growing up knowing (.) understanding why all this is happening. (.) So then eventually, and I turned (2) the age of (.) 21. And that_s when things start- did- starting to get problems then. (.) Drinking started. (.) The drugs started. (.) Uh, started off s_smoking cannabis first, (-) from cannabis, then to cocaine. //Okay// And from cocaine, then to (-) speed. And that_s, uhm (2) it_s just something different like this. You just think you_re somewhere else //Mhm// (and you were not). And then from there then, (.) I_ve just been up and down road then.

Wie sich zeigt, fällt durch den Tod der Mutter ein entscheidender Stabilisator in Gavins Leben weg – zumal an einem biographischen Punkt, an dem er den Übergang ins Berufsleben zu bewältigen hatte. Die sich daran anschließende persönliche Krise erklärt er dadurch, dass er zum einen durch den Tod der Mutter persönlich aus der Spur gerät („just my head wasn't there, mentally and physically") und zum anderen auf den männlichen Teil seiner Familie zurückgeworfen wird, wodurch die Karriere als Feuerwehrmann an Attraktivität verliert bzw. aus dem Blick gerät. In dieser Darstellung wird deutlich, dass die Sozialisationsinstanzen, die ab dem Tod der Mutter sein Aufwachsen begleiteten, sein Vater und seine Brüder, äußerst destruktive Einflüsse auf ihn hatten. Alkohol und häusliche Gewalt dominierten nun Gavins Alltag und stellten die neuen Orientierungsgeber für sein zukünftiges Handeln dar. Dabei erweist es sich, wie wenig stabil Gavins biographische Utopie war. Statt weiter daraufhin zu arbeiten, entflieht er mithilfe eines ausufernden Drogenkonsums dem Alltag („You just think, you're somewhere else"). Folgerichtig wandelt sich in Gavins Erzählung auch der bildsprachliche Lebensweg („road"), der zuvor noch als begonnener Berufsaufstieg erfahren wurde, zu einer Serie holpriger Versuche, wieder auf die Beine zu kommen („I've just been up and down road then."). In der darin zum Ausdruck kommenden Wechselbeziehung zwischen Gelingen und Scheitern, dokumentiert sich nicht zuletzt auch eine spezifische biogra-

phische Zeiterfahrung. Auf Gavins Versuche, die ihm vorschwebende Prozessstruktur zu dynamisieren, folgen Rückschläge in den biographischen Stillstand.

Dieses Widerspiel zwischen der Erfahrung, dass die eigene biographische Entwicklung festgefahren ist, und dem Wunsch danach, die eigene Lebenssituation wieder auf ein Ziel hin mit einer Entwicklungsdynamik zu versehen, kommt zugespitzt noch einmal in der folgenden Passage zum Ausdruck (Z. 219–240):

Gavin: now I_m trying to just get myself back. I_ve been running now (.) to (.) try and get back in there. No, but I_m getting older now. (.) I_m 20_20 w_ (.)uh, (-) 27 now. //Yeah// I_ll be 28 now, uh, next (.) Saturday. So I_m getting older, really. (.) You know, we_re not younger. I_m getting older as well. And I need to start doing something with my life. //Okay// That_s the way I see life, anyway. (.) I want (.) I want to choose something first before I settle down with anyone and have kids. (.) That_s the way I see things. //Yeah, okay// I see life (difficulty, different) (.) things (I do) (.) and not like some youngsters, you know, (.) settling down, (.) having kids.

Deutlich wird in diesem Teilabschnitt, dass sich in Gavins Wahrnehmung persönliche biographische Optionen schließen bzw. bereits geschlossen haben, was er an seinem Älterwerden festmacht („getting older now“). Das überrascht zunächst vor dem Hintergrund, dass er erst knapp 28 Jahre alt ist, zeugt aber vor allem davon, als wie wenig änderbar er seine aktuelle Lebenssituation wahrnimmt. Aufbauend auf dieses biographische Erleben äußert er auch die empfundene Notwendigkeit, in der aktuellen Gegenwart etwas mit dem eigenen Leben anfangen zu müssen („I need to start doing something with my life.“). Dabei ist es für ihn wichtig, überhaupt wieder Entscheidungen zu treffen, durch die ein biographischer Prozess in Gang kommt („I want to choose something first“). Der Fortschritt, den er sich davon verspricht, ist dabei nicht nur erwerbsbiographisch zu verstehen, sondern betrifft auf basaler Ebene subjektiver Zeiterfahrung das Wiedererlangen von Handlungssouveränität, Entscheidungsmacht und auf die Zukunft projezierte Ziele – wie er mit Bildern einer „normalbiographisch“ konformen Erwachsenenkarriere verdeutlicht („not like some youngsters […] settling down, having kids.“)

Zusammengefasst zeigt sich also, dass Gavin durchaus Nähen zu den im letzten Abschnitt behandelten Fällen aufweist. Auch er ist destruktiven Einflüssen ausgesetzt, sucht einen Ausweg in Drogen und verliert biographische Ziele aus den Augen. Gleichwohl stehen in seinem Fall nicht sozialisatorische Umstände, sondern ein einschneidendes Erlebnis – der Tod seiner Mutter – und eine damit verbundene Verunsicherung im Zentrum. Zwar hat er besonders in seiner Jugend Aspirationen entwickelt und kann auch weiterhin biographische Ziele formulieren. Gleichzeitig rahmt er den Tod seiner Mutter als Auslöser

einer Abstiegsspirale, die zum Abbruch einer gerade begonnenen (erwerbs-) biographischen Prozessstruktur führte. Vor dem Hintergrund dieser biographischen Lagerung und seiner manifesten Alkoholsucht fühlt er sich in einer biographischen Sackgasse angekommen, aus der er kaum einen Ausweg sieht. Folglich nimmt er sein gegenwärtiges Leben als stillgestellt war. Wegen der damit im Zusammenhang stehenden stagnativ-fatalistischen Grundhaltung erachtet er die Eigeninitiative, die in seinen Augen für die Wiederaufnahme eines biographischen „Normalverlaufs" nötig wäre, als illusorisch und kaum erreichbar.

3.3.2 Biographischer Abbruch und Langeweile

Wie sich ein krisenhafter Einschnitt auch entscheidend auf die „normalbiographische" Performanz von bereits im Erwerbsleben angekommenen Personen auswirken kann, zeigt das Interview mit Alex. Er ist zum Zeitpunkt des Interviews 51 Jahre alt und lebt in B-Town in Nordengland. Ganz ähnlich zu den bisher in diesem Kapitel zitierten Fällen wird auch sein Leben von einer akuten Alkoholsucht dominiert, deren zersetzende Wirkung er an seinem körperlichen Verfall merkt. Diese Abhängigkeit wird im gleichen Sozialzentrum in B-Town bearbeitet, in dem wir mit Keiran gesprochen haben. Aktuell trinke er drei bis vier Biere am Abend, was er als Fortschritt verbucht. Wie sich im Interview mit ihm erweist, ist auch seine Welt- und Selbstwahrnehmung eingetrübt und fatalistisch. Wesentlich dafür ist, dass er seit längerem nicht mehr Teil der Erwerbssphäre ist, die für ihn eine entscheidende Referenzgröße darstellt. Als maßgebliches Ereignis, das seine Karriere der Arbeitslosigkeit einleitete, macht er den Tod seiner Eltern aus (Z. 38–50):

I: […] So the, the, the first question would be what has have, what has your life has been like?
Alex: Pretty shit, really.
I: Pretty shit, okay?
Alex: Er, (.) basically I started drinkin (.) like I did, like I do, when me parents died. (.) //Alright// They were dead like (.) thirteen (month) apart. <<barely audible> So yeah> (.) that_s when I started drinkin really.
I: Mhm. And that was when?
Alex: Me dad were ninety-two and me mum ninety-three. //Alright// January ninety-two for me dad and February ninety-three for me mum. (-) (sniffs) //Yeah// That_s when I started drinkin really heavily.

Resümierend steigt Alex hier mit einer Verknappung seiner Biographie auf einen traumatischen Wendepunkt – den Tod seiner Eltern – ein, durch den er begonnen habe zu trinken. So wird erkennbar, dass er seit ca. 25 Jahren Al-

koholiker sein muss und die Abhängigkeit äußerst prominent in seinem Alltag ist. Mit der darauf bezogenen äußerst negativen Generalbewertung seines Lebens („Pretty shit, really“) ist die dominante Negativperspektive seiner Selbstbiographisierung benannt. Später im Interview wird allerdings klar, dass durchaus auch positive Aspekte eine Rolle in seinem Leben gespielt haben, die aber durch den Einschnitt und die anschließende Abhängigkeit vom Alkohol in den Hintergrund rücken. So hat Alex eine Karriere in verschiedenen Jobs hinter sich, führte zwei Ehen und besaß ein Haus. In der folgenden Passage spricht er über diese biographische Phase der Eigenständigkeit (Z. 60–81):

I: Okay. And when you think about your childhood, how has that been like?

Alex: Me childhood were all right. (2) Er (.), I left school- (.), I were fifteen when I left school in nine-eighty (.) one, or sommat (-), nine-eighty, yeah eighty-one. (.) Well, there was, there_s nowt, there were nowt about for us like job wise, so I did a short trainin course from Connexions and I, I like doin on side for meself (-), repairin cars and stuff. //Yeah// (2) An (-) me neighbour (-) he were a joiner, so- […] So I started workin with him and (.) I worked for him on and off ten to twelve year. (2) Then e:r, I went into drivin, drivin vans, like delivery drivin. //Alright, yeah// Yeah that_s, that_s all I did really. (sniffs) I done a bit of demolition and mainly drivin, (.) which I enjoyed. (3) Mh.

I: And then your parents died or-? (.)

Alex: <<deliberately and slowly> Yeah.>

Alex beschreibt hier eine vor allem von Erwerbsarbeit handelnde Normalität vor dem biographischen Bruch. Die allgemeine Situation sei zwar nicht einfach gewesen („there was nowt“, nowt=Dialekt für „nothing“). Gleichzeitig habe es sich aber um ein Kollektivschicksal gehandelt, bei dem er zudem seine Fähigkeiten unter Beweis stellen konnte, damit umzugehen. So besuchte er eine Qualifikationsmaßnahme[56] und nahm schließlich eigenständig (Schwarz-)Ar-

56 Mit *Connexions* verweist Alex auf ein öffentliches Hilfsangebot, das in Großbritannien Jugendliche, die Probleme beim Start ihrer Erwerbskarriere hatten, unterstützte. In der englischen Wikipedia (2018), die als einzige Internetquelle umfassendere Informationen zu dem Programm liefert, ist Folgendes vermerkt: „Connexions was a UK governmental information, advice, guidance and support service for young people aged thirteen to nineteen (up to 25 for young people with learning difficulties and/or disabilities), created in 2000 following the Learning and Skills Act. There were Connexions Centres around the country – usually several in each county – which offered support and advice on topics including education, housing, health, relationships, drugs, and finance“. Damit passt nicht zusammen, dass Alex meint, in den 1980ern auf diesen Service zurückgegriffen zu haben. Vermutlich meint er deshalb das Vorgängerprogramm *The Careers Service*, wie im selben Wikipediaeintrag festgehalten ist: „Connexions was formerly The Careers Service, which had its organisation altered throughout the Conservative government's privatisation process in the mid-1990 s“.

beit auf. Bezugnehmend auf seine Erwerbsbiographie signalisiert er so eine frühe Selbstständigkeit sowie eine Einbindung in Nachbarschaftsnetzwerke. Anders als man durch die narrative Reduktion auf das Negative vermuten könnte, ließe sich aus diesen Daten durchaus eine „normalbiographischen" Maßstäben entsprechende Erzählung ableiten. Wie Alex mit seiner abschließenden Bestätigung der narrativen Vervollständigung durch den Interviewer dokumentiert, wurde die Phase des biographischen Aufbruchs und der Etablierung eines erwerbsgesellschaftlichen Alltags allerdings vom Tod der Eltern gestoppt. Aus der vorhergehenden Passage ist bekannt, dass sich an dieses Ereignis eine tiefe persönliche Krise und eine jahrelange, bis in die Gegenwart reichende Alkoholsucht anschlossen und er also den „normalbiographischen" Pfad, den er eingeschlagen hatte, verließ und nicht wieder darauf zurückfand. Dass sich infolgedessen seine Erfahrungshaltung pessimistisch eingefärbt hat, lässt sich anhand der nächsten Passage verdeutlichen. Hier wird erkennbar, dass er aus seiner gegenwärtigen Lage heraus vor allem die negativen Seiten früherer Entwicklungen in den Vordergrund stellt (Z. 140–153):

Alex: […] I was (deliverin) tyres and exhausts //Okay. Ah okay// all over Lancashire and North Yorkshire.

I: Oh right, yeah okay, I thought-, yeah I understand.

Alex: (-) Yeah, (.) like delivery drivin or doin-, workin for a printers (.) deliverin their printin stuff to like banks and building societies and stuff like that. (-) But that were like er, (clears throat) through an agency, so work were there all the time, but (.) I work for them, um, on and off for about three and a half year. Um but then I went to America for five week (-) and while I were in America (-) wife at the time got a phone call (.) sayin there_s a job there for me, but I was stuck in America and I couldn_t get back. (sniffs) So I-, I_d have had a full-time job there. (sniffs)

Alex verweist hier abermals auf seinen beruflichen Erfolg vor der Krise und darauf, dass er sogar eine Vollzeitanstellung hätte haben können, wäre er nicht in Amerika gewesen. Impliziert ist dabei die Aussage, dass sein Leben in einer erwerbsgesellschaftlichen Logik auch positiv hätte verlaufen können, hätte er diese Möglichkeit wahrgenommen. Dieses Hadern mit der eigenen Biographie zeigt auf, dass ihm die aktuelle Situation vor dem Hintergrund des früheren Erfolgs, der Eigenständigkeit und der sich bietenden Möglichkeiten wie der dauerhafte Endpunkt einer abgebrochenen Entwicklung erscheint. Die negative Erinnerung, eine entscheidende Gelegenheit verpasst zu haben, wird von ihm deshalb ins Zentrum der Erzählung gerückt, da sie für ihn einen entscheidenden Punkt seiner Biographie darstellt. Die früheren Erfolge und die unter Beweis gestellte Vielseitigkeit in seiner beruflichen Vergangenheit gehen neben dieser Betonung der Rückschläge unter. Hier klingt also ein Pessimismus gegenüber der Möglichkeit, dass sich die aktuelle Lebenssituation ändern könnte, an, der

sich auch in einer etwas später folgenden Einschätzung widerspiegelt. Angesprochen darauf, wie seine Zeit seit dem Verlust der Anstellung gewesen sei, antwortet er folgendermaßen (Z. 180–184):

Alex: Bo:ring, boring. (sniffs) Like I say there_s (nowt out there) now (.), no work at all. If, if you haven_t got a qualification you_ve no chance (-) basically. //Right.// Life on dole is (.) rubbish cause you can_t-, you can_t survive on what were give. I find it hard anyway.

Alex wechselt hier erstmals ins Präsens. Seine Gegenwart, die er mit seiner Arbeitslosigkeit gleichsetzt und somit als ausgedehnt entwirft, sei von Langeweile („boring"), das heißt, nicht ausgefüllter Zeit geprägt. Diese Einschätzung erinnert an die zitierte Marienthal-Studie und das „Nichtstun", durch das die Zeit im Alltag zerfließe. Auch für Alex ist die Hauptbezugshorizont die Erwerbsarbeit sowie die von ihm wahrgenommene Unmöglichkeit sie zu erreichen („no chance"). Darin gründet sein generalisierter Pessimismus. Dazu kommt eine weitere Ausführung, die das von ihm geäußerte Empfinden von Langeweile nachvollziehbarer macht. So bedeute die Abhängigkeit von der „Stütze" („dole"), dass man seinen Alltag durch die finanzielle Knappheit und den damit verbundenen Verzicht auf Konsummöglichkeiten nicht mit abwechslungsreichen und kurzweiligen Tätigkeiten füllen könne, sondern auf die grundsätzlichen Fragen des Überlebens zurückverwiesen und somit stark eingeschränkt bleibe („you can't survive").

Exkurs zur konsumbezogenen Erfahrung von alltäglicher Langeweile

Mit dem Hinweis auf Langeweile ist ein Erfahrungsmuster angesprochen, das in ähnlicher Weise Heinemann (1982, S. 92) kurz erwähnt. Er weist darauf hin, dass das Zusammenschrumpfen der alltäglichen Zeitperspektive bei Arbeitslosen zum einen vom Strukturverlust durch die Erwerbslosigkeit, zum anderen aber auch vom ökonomischen Mangel, der mit damit einhergeht, herrühre. Da Arbeitslosigkeit die Erfüllung von Konsumbedürfnissen illusorisch erscheinen lasse, blieben auch in diesem Sinne Projektion auf die Zukunft aus und rücke das gegenwärtige „Durchbringen" ins Zentrum der Wahrnehmung.

Um dieses Erfahrungsmuster zu verdeutlichen, sei hier kurz eine Passage aus dem Interview mit Joanne zitiert. Joanne ist zum Zeitpunkt des Interviews 55 Jahre alt und arbeitslos. Sie wurde in B-Town in einer kirchlich organisierten Selbsthilfegruppe für Arbeitslose interviewt. In B-Town lebt sie seit Anfang der 1980er Jahre. Sie kann auf keine geschlossene Erwerbsbiographie, sondern nur auf einzelne Phasen von Teilzeit-, befristeter und ehrenamtlicher Arbeit zurückblicken. Dazu kommen Erfahrungen in Arbeitslosenmaßnahmen. Ihren letzten bezahlten Job hatte sie 2014, als sie sechs Monate einer Putztätigkeit nachging. Gleich zu Beginn des Interviews geht sie darauf ein, wie monoton und abhängig sich für sie der Alltag darstellt (Z. 17–28):

Joanne: Well I would like to, to get a job, you know, but, but em (.) it_s like (.) there_s quite a lot of people applying for the same job. So all you got to do is just keep applyin and just, you know, hope that something comes up. But that_s what I_d like mostly, a job cos I mean (.) it like feels as if it_s dragging on (.), if you know what I mean? And erm (.) I mean you, you, you can better your life then, can_t you, when you_ve got a job. (.) Do you know what I mean?

I: Okay, so (2) what do you mean with better your life?

Joanne: Well better your life cos it_ll mean you_ll have more money, won_t you? You_ll be able to do: more things where you can_t when you_re out of work.

Joanne legt hier eine ähnlich fatalistische Sicht auf ihre Lebenssituation an den Tag, wie ich sie in den Fällen zuvor herausgearbeitet habe. Man könne nur hoffen, dass eine der vielen Bewerbungen irgendwann angenommen werde („hope that something comes up"). Deutlich wird dabei, dass die Erwerbswelt den Fluchtpunkt für Beurteilung der eigenen Lage darstellt. Ohne Anstellung – und das ist die entscheidende Stelle hier – ziehe sich die Zeit im tagtäglichen Leben in die Länge („it's dragging on"). Die so erfahrenen Einbußen an Lebensqualität könne man nur begegnen („better your life"), wenn man eine „job" habe. Interessanterweise führt Joanne auf Nachfrage aus, dass sie damit nicht (nur) die wieder gewonnene Alltagsstruktur, die eine regelmäßige Erwerbsarbeit mit sich bringt, meint. Vielmehr hebt sie auf die verbesserte finanzielle Situation und die Möglichkeit ab, mehr Dinge zu tun („able to do more things"). Damit sind Freizeit- und Konsumoptionen gemeint, die einem verwehrt bleiben, wenn man nur über ein geringes Einkommen verfügt – das zudem meist vom JobCentre verwaltet wird.

Damit lässt sich die zeitliche Erfahrung von Langeweile, die fast schon eine klassische Diagnose in Bezug auf Arbeitslosigkeit darstellt, über den Strukturverlust durch die fehlende Erwerbsarbeit hinaus als Unvermögen erweitern, den eigenen Alltagsablauf frei und selbstbestimmt mit Konsum und Freizeitaktivitäten zu füllen. Langeweile verweist im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit immer auch auf Einschränkung von Handlungs- und Planungsautonomie, die ökonomischer Mangel mit sich bringt. Diese Einschränkungen wirken sich dahingehend auf die Zeitwahrnehmung aus, dass in inkrementalistischer Weise immer nur auf kurzfristige Alltagsbelange reagiert wird und darüber hinaus keine größeren Konsumziele, wie Urlaubsreisen aber auch der Besuch von Restaurants, verfolgt werden können. Der Alltag verliert so seine auf die Zukunft zielenden Verweise und wird zu einer Gegenwart des Immergleichen.

Insgesamt wird nun klar, dass Alex eine reduzierte Selbsthistorisierung vornimmt, innerhalb derer wiederum der Tod beider Eltern einen singulären und entscheidenden Einschnitt darstellt. Durch ihn sei der Alkohol in sein Leben gekommen und habe er sich in eine Lage manövriert, aus der er kaum

noch einen Ausweg sieht. Sein eigener Lebenslauf wird in dieser Perspektive von einer negativen Gesamteinschätzung eingenommen, positiv bewertbare Aspekte rücken an den Rand bzw. werden als verflossene, nun unerreichbare Erfolge oder als verpasste Gelegenheiten idealisiert. Auch wenn deutlich wird, dass die Dinge nüchtern betrachtet komplexer gelagert sind in seinem Leben, dominiert diese Sichtweise seine biographische Selbstwahrnehmung – was vor allem auf eine fatalistische Grundhaltung verweist. Dem entspricht seine Sicht auf die gegenwärtige Lage, in der seine weiterhin aufrechterhalte Orientierung an Erwerbsarbeit deutlich wird. Es gebe schlicht keine Stellen – zumal für ihn, der über keine zertifizierten Qualifikationen verfügt –, durch die sich die seine Gegenwart dominierende Perspektive des Stillstands verändern könnte.

3.3.3 Biographischer Abstieg und die Wahrnehmung ausgebremst zu werden

Wie sich im Fall von Alex bereits andeutet, spielen für einen Teil meiner Befragten biographische Erfahrungen der Einbußen von Handlungsautonomie und der Abstieg aus vormals gesicherten Erwerbsverhältnissen eine wesentliche Rolle für ihren biographischen Selbstentwurf und das damit in Verbindung stehenden alltäglichen Zeitempfinden. Noch deutlicher werden diese Prozesse in der Erzählung von Dave. Er ist zum Zeitpunkt des Interviews 56 Jahre alt. Das Interview mit ihm fand in der gleichen Sozialeinrichtung statt, in der auch die Interviews mit Alex und Keiran geführt wurden. An dieser Stelle interessiert vor allem, dass Dave im Gespräch von sich zunächst das Bild eines Self-Made-Entrepreneurs malt, der aus eigener Kraft und mit unternehmerischem Geschick sein eigenes, privates Glück aufgebaut hat. Direkt nach der Schule arbeitete er bereits in einer Geflügelfabrik und verdiente damit so viel Geld, dass er seinen eigenen Alltag bestreiten konnte. Daran schlossen sich verschiedene Jobs an, bis er schließlich einen eigenen *fish shop* kaufte und sich selbstständig machte. Parallel dazu heiratete er und gründete eine Familie, womit er in der Erinnerung ein hohes subjektives Glück verbindet. Um diese biographische Situation der Etablierung in der sogenannten gesicherten Mittelschicht geht es im ersten Ausschnitt (Z. 242–260):

Dave: […] but this eh: this job changed my life, did that. Absolutely. In between we_d had two big fires.
I: (.) The fish shop?
Dave: Yeah. Em, one (.), one were on me twentyfirst.
I: Oh, okay?
Dave: Twelve o_clock dinner time, so it would be, nobody had wanted to go out. The flames were hitting the ceiling and I was thinking, <<affected> Woah.> (.) And then another one where we were just going

home and I heard this big roar. It were one of the extractors what had caught fire, but I didn_t get home while four the next morning cos we, we couldn_t lose any trade. (-) But em (.) Yeah, I could do anything. I could set my mind to abs:olutely everything. (sniffs) I rewired me own house, (.) put me own kitchen in. An- (-) We were happy for a_a long while. We went on holiday twice a year, (.) joined a holiday club.

Dave berichtet hier aus einem Leben, voller Höhen und einzelner krisenhafter Momente, die aber letztlich auch gemeistert wurden und nun retrospektiv als Episoden einer aufregenden, intensiven Zeit herangezogen werden können. Dazu kommt, dass sich Dave viele Annehmlichkeiten leisten konnte und bspw. öfters in den Urlaub gefahren ist. Er beschreibt somit eine biographische Phase des Vorankommens, der Umtriebigkeit und der auf Wohlstand gegründeten Wunscherfüllung. In der darauf bezogenen evaluierenden Formulierung („we were happy for a long while") steckt indes, dass hier nur ein biographisches Plateau erreicht worden war. Und auch die sein damaliges subjektives Alltagsempfinden betreffende Einschätzung, in der Virilität und Handlungsfähigkeit durchscheinen („I could set up my mind to absolutely everything"), ist letztlich von einer aktuellen Situation aus getroffen, in der er sich diese wohl nicht mehr zuschreibt. Der deshalb zu erwartende narrative Bruch folgt dann auch in einer weiteren Textpassage. Nachdem Dave ausgeführt hat, dass seine Ehe in die Krise geriet, fügt er die Erzählung zu einem rapiden Abstieg an. Dieser begann im Geschäftlichen und wirkte sich auf seine sozialen Beziehungen sowie seine körperliche Grundkonstitution aus. Zudem wird – zumal vor dem geschilderten biographischen Erfahrungshintergrund – deutlich, dass Dave seine aktuelle Lebenssituation als äußerst deprimierend erlebt (Z. 386–315):

Dave: […] But e:m (.) I did everything in shop, (.) everything. There were a lot of pressure (.) but then, (-) well, things were going a bit wrong. I don_t know what, before I actually finished the fish shop. (.) I suppose I got in set me way and me set ways and I started, I did drink a little bit more than I should have done but it wasn_t then when I were an alcoholic (.) but em (sniffs)(.) after that, <<hesitantly> after the business getting shut (-) I just (.) hit the whiskey.>

I: Okay.

Dave: One litre of whiskey a day I ended up on (-) and eh (.) it were destroying my life. I, I_ve got that many ailments now through drinking, I think. […] And then (.) I have, I had a suppeur- a support worker from, well actually, he ended up meeting me in hospital when I_d been under the influence of drink. <<laughingly> In fact, I_ve been in hospital, (.) no word of a lie, a hundredandseventy times in seven years.>

I: Wow.

Dave entwirft hier eine Gegenwelt zur Zeit des unternehmerischen und privaten Glücks. Warum sein Laden letztlich pleiteging, benennt er nicht genau. Er machte eine Mischung aus Druck und einem gesteigerten Alkoholkonsum dafür verantwortlich. Als er dann schließlich den *fish shop* aufgeben musste, reagierte er darauf mit einer ähnlich destruktiven Bewältigungsstrategie, wie sie auch in anderen Fällen herausgearbeitet wurde („I just hit the whiskey"). Im Zusammenspiel mit der Trennung von seiner Frau entwickelte sich so ein selbstverstärkendes Wechselspiel aus wirtschaftlicher Prekarität, körperlichen Gebrechen und sozialer Isolation, die letztlich zu einem Bruch der biographischen Dynamik führten. Vor allem die Folgen des Alkoholismus („he ended up meeting me in hospital when I'd been under the influence of drink") machen ihm zu dabei zu schaffen und führen ihm seinen sozialen Abstieg leibhaft vor Augen. Wie schwerwiegend für ihn die Krise war und worin genau das Krisenhafte lag, das diesen „normalbiographischen" Bruch ausmacht, zeigt sich in einer letzten Passage (Z. 50–56):

Dave: […] No, it_s really, really (-) it_s an eye-opener when you_ve been on a full-time job and everything and your world just comes crashing down on you. You have to go to the jobcentre every other week to sign on. You feel (.) really bitter, you know, at first and then you realise that there ain_t just you what_s in that situation. You know, genuine situations.

Dave bezeichnet die beschriebenen Erfahrungen als „eye opener", was zeigt, wie selbstverständlich für ihn das Leben vorher gewesen sein muss. Dementsprechend stellen die Trennung und der darauffolgende Verlust des Fischladens einen starken Einschnitt dar, der sich als verheerende Krise („world just comes crashing down on you") manifestiert. Diese gründet in seinem Fall in der alltagsstrukturellen Umstellung, die daraus entsteht, jede zweite Woche das JobCentre aufzusuchen anstatt frei und eigenständig das eigene Geschäft zu betreiben. Der auch in anderen Fällen durchscheinende Kontrast zwischen der Erfahrung dynamisierten autonomen Handelns und der Erfahrung von ausbremsenden heteronomen Einschränkungen kommt an dieser Stelle fallspezifisch in besonderer Deutlichkeit zum Tragen. Es ist diese Divergenz, die den aktuellen Alltag für die in diesem Kapitel verhandelten Fälle als Stillstand erscheinen lässt.

Zusammengenommen wird somit erkennbar, dass auch bei Dave ein Bruch der biographischen Prozessstruktur durch eine persönliche Krise, die nicht ausschließlich das Erwerbsleben betrifft, ausgelöst wird, was wiederum durch den Verlust von Gestaltungsmacht im Alltag erfahrbar wird. Dem ist jedoch eine längere Zeit des (selbsterarbeiteten) Erfolgs sowie des individuellen, sozialen und materiellen Glücks vorgelagert, in der Dave seine aspirativen Pläne verwirklichen konnte. An den dabei wirksamen „normalbiographischen" Pro-

zessstrukturen orientiert sich Dave auch heute noch – allerdings um sein aktuelles Leben negativ zu bewerten.

3.3.4 Kontrast: Handlungsoptimismus trotz biographischen Bruchs

Kontrastierend zu der bisher in diesem Abschnitt entwickelten Lesart soll nun der Fall von Amanda analysiert werden. Sie ist zum Zeitpunkt des Interviews 35 Jahre alt. Wir trafen sie in S-Town, in einem *community centre*, das eine Vielzahl von Hilfsleistungen für Bedürftige anbietet. So versteht sich das Zentrum als sozialen Treffpunkt mit bewusst egalitärer Open-Door-Politik. Zudem bietet man einen veganen Mittagstisch[57] an, der von den Besucherinnen, die in der Küche Freiwilligendienst leisten, selbst zubereitet und ausgegeben wird. Besonders diese Möglichkeit der Versorgung mit einer warmen Mahlzeit wird rege genutzt. Für Amanda war vor allem der soziale Austausch und die Möglichkeit, ihren Sohn in die ebenfalls vorhandene Kinderbetreuung zu geben, wichtig. Sie ist in London geboren und aufgewachsen. Nach der Schule begann sie ein Tanzstudium, das sie zunächst unterbricht, um eine Angehörige zu pflegen. Daraus entwickelt sich ein Dauerzustand, aufgrund dessen sie letztlich das Studium aufgibt und beginnt, in verschiedenen Jobs, teilweise mehrere parallel, zu arbeiten. Wie sie im Interview meint, mochte sie alle diese Tätigkeiten schon alleine deswegen, weil es sich dabei um verschiedene Dinge handele, die sie tun könne. Repetitive Beschäftigungen seien nichts für sie. In dieser Lebensphase bekommt sie einen Sohn, der zum Zeitpunkt des Interviews sechs Jahre alt ist. Vom Zeitpunkt seiner Geburt an ändert sich ihr bisheriges Leben. Sie trennt sich aus Gründen, die sie im Interview bewusst ausspart, von dem Vater, als ihr Sohn ein Jahr alt ist und zieht nach S-Town. Dort beginnt für sie ein Leben in ökonomischer Prekarität. Zum Zeitpunkt des Interviews lebt sie vor allem von Transferleistungen, sorgt für ihren Sohn und leistet Freiwilligenarbeit im *community centre.*

Interessant ist Amanda für diesen Abschnitt, da sie trotz der Einschränkungen ihres bisher als frei und bewegt erfahrenen Lebens ihre positive und aufgeschlossene Erfahrungshaltung beibehält und versucht das Beste aus den Umständen machen. Wie sich im Interview zeigt, spricht daraus ein grundlegender Handlungsoptimismus, der sich auf ihre Zeitwahrnehmung im Alltag legt. Das erklärt sich einerseits über biographische Erfahrungen und einen dadurch ausgebildeten Habitus, durch den sie sich von der normativen Kraft der Erwerbswelt innerlich distanzieren kann; andererseits aber auch über S-Town als Ort, an dem ‚alternative' Lebens- und Sichtweisen legitim und möglich sind.

57 Das könnte als elitär-belehrender Eingriff in die Gewohnheit der Nutzer gelesen werden. Wie uns vor Ort erklärt wurde, ist damit vor allem ein inkludierendes Angebot gemeint, das möglichst vielen religiösen Ernährungsregeln und Nahrungsunverträglichkeiten gerecht werden möchte.

In der Analyse gehe ich zunächst darauf ein, auf welches Leben der Selbstverwirklichung und des individuellen Genusses Amanda im Zusammenhang mit Erwerbsarbeit zurückblickt (Z. 322–334):

Amanda: I worked for a travel company. And, uh, all the travel was pretty much free. So like I just had to, you know, (cut it), book it in advance. And you know, you give them a list, and when something comes up, you can go. And I just went to some lovely places, really. I don_t know, a cruise and, uh, stayed at some really lovely places, uh, yeah. And just in accommodation, I don_t know if I would ever stay somewhere so l_luxurious again. It was just really beautiful (and really luxury). Uh, yeah, so that was one of the nicest things, the traveling, and being able to travel with like my best friend. You know, sometimes they would say, oh, well, we_ve got four bedrooms, so you can take a friend. And like it was really lovely. That was nice.

Amanda berichtet hier von einem erfüllenden Job in einer Reiseagentur, der es ihr ermöglicht hat, Reisen an für sie sonst unerreichbare Orte zu unternehmen – was sie sehr erfüllt hat („really beautiful", „one of the nicest things"). Aus dieser Betonung des Reisens als biographischen Höhepunkt sprechen eine damals wirksame habitualisierte Neugier und eine ästhetische Fähigkeit zum Genuss, die auf einen offenen und zugewandten Weltzugang schließen lassen. Ähnliche wie Dave, der in Bezug auf die für ihn erfolgreiche Lebensphase als Kleinunternehmer seine Aktivität und Vielseitigkeit betont, spricht Amanda hier somit von einer prägenden Phase, in der sie handlungsstark und in eine Vielzahl von Erlebnissen eingebunden gewesen ist. Dabei wird erkennbar, dass auch sie biographischen Erfolg und subjektive Erfüllung zunächst mit der Erwerbswelt in Verbindung bringt. Die besten Zeiten in ihrem Leben werden so zu Zeiten, in denen sie „normalbiographischen" Erwartungen entsprochen hat, was sich nicht zuletzt auch in der Form des Reiseeskapismus' dokumentiert, derer sie sich bedient („a cruise").

Zugleich erwähnt sie, dass sie sich kaum vorstellen kann, dass sie Erlebnisse dieser Art noch einmal haben wird („I don't know if I would ever stay somewhere so luxurious again"). Darin wird deutlich, dass sie sich gegenwärtig in einer eingeschränkteren Lage als zuvor befindet. Vor dem Hintergrund der bisher in diesem Kapitel analysierten Fälle wird so erwartbar, dass auch sie einen biographischen Bruch erfahren hat, der ihre „normalbiographische" Passung prekär werden lässt, ihren handlungsschematischen Habitus einschlafen lässt und so zu einer subjektiven Wahrnehmung des biographischen Stillstands führt. Und tatsächlich zeigt sich in der nächsten Passage, dass sich mit der Geburt ihres Sohnes, dem Umzug nach S-Town und der damit verbundenen Erwerbslosigkeit, auch die ihr erreichbaren Erfahrungsinhalte ändern. Zugleich wird klar, dass dieser Veränderungen ihrer Lebensumstände sich nicht auf ihre grundlegende Erfahrungshaltung niederschlagen (Z. 339–348):

Amanda: And now I feel this other side of that, actually, because since having a child and life_s changing. I can_t work and do the things like I can, but it_s all very restricted. So your time is restricted, and you_re juggling everything, that I don_t have those options anymore. Like you know, we don_t go (xxx) you know, we_we never stayed a night away anywhere or done anything (xxx). //Yeah// We have nice days, but can_t afford to like actually have a break away, yeah.

Amanda führt hier die Geburt ihres Sohnes und die im Zuge dessen eintretenden Lebensveränderungen („since having a child and life's changing") als biographischen Bruch ein, der einen Verlust von Handlungsautonomie zur Folge hat. Sie habe keine Arbeit, könne nicht die Dinge tun, die sie gern tun würde und fühle sich insgesamt eingeschränkt („it's all very restricted"). Anders als in den Fällen zuvor kommen in ihrer Äußerung allerdings keine habitualisierte Zaghaftigkeit und Passivität, die von einem gegenwärtig wahrgenommenen Stillstands zeugen würden, zum Ausdruck. Stattdessen signalisiert sie latent eine Haltung, die bei aller manifesten äußeren Einschränkung auf Handlungswillen und Zukunftsgerichtetheit hinausläuft. So sieht sie zwar ein, dass ihre finanziellen Möglichkeiten und die Fürsorgeverpflichtungen es nicht zulassen, Ausflüge und Reisen zu machen („never stayed a night away anywhere", „can't afford to actually break away") – gleichzeitig steckt in diesen Äußerungen weiterhin die prinzipielle Orientierung an selbstverwirklichenden, lustbefriedigenden Unternehmungen. Das zeigt, dass sie sich den handlungsschematischen Habitus aus einer biographischen Phase des Erfülltseins erhalten hat, dessen lebenspraktische Verwirklichung aber aufgrund der aktuellen Lebensumstände eingeschränkt ist. Im Zuge dessen wird ersichtlich, dass ihre Erwerbsarbeitsorientierung sich vor allem auf die ökonomische Ermöglichung von Konsum und nicht auf die zeitliche Strukturierungsfunktion für den Alltag bezieht. Wie sich im folgenden Ausschnitt zeigt, ist sie sehr gut in der Lage, den Alltag mit anderen Dingen als Erwerbsarbeit zu füllen und daraus Sinn zu schöpfen. Dabei wird klar, dass sie anders als Alex und Joanne weiterhin eine aktivistische, offene Erfahrungshaltung an den Tag legt, wodurch sie sich auch an Eindrücken und Erlebnissen erfreuen kann, die nicht über finanzielle Mittel konsumierbar sind – weshalb ihr die Zeit nicht lang wird (Z. 516–529):

Amanda: So, uh, yeah, no, we have a nice life here. Yeah, it_s really nice. And if you can make the most of the day always sometimes when […] I_m just running up and down with like shopping and tasks I have to do, I_m just like, actually, everyone comes here for holiday, and sits on the beach. And so I just remind myself to stop and just enjoy it and actually, uh, yeah, discover a new place. I love to discover new little nooks and places to go. […] And I think I_ve found ways of like, you know after a while, you get used to budgeting and stuff like that. So you say, oh, I_ll go to Aldi or this, that, and the other, and just you

know, you can get stuff cheaper, I guess. And, uh, still enjoy (xxx) you can_t on a budget, yeah, so essentially.

In diesem Stück wird abermals deutlich, dass sich Amanda in einer Lage des Mangels und der Hilfsbedürftigkeit befindet, durch ihre optimistische Haltung aber dennoch positiv über ihr Leben in S-Town, die Erledigungen, die ihren Tag strukturieren und die kleinen Entdeckungen des Alltags sprechen kann. Zudem betont sie, dass man sich letztlich auch an eine strenge Haushaltsführung („budgeting") gewöhnen könne und verweist auf Strategien des Umgangs mit ihrer ökonomischen Lage, die sie gefunden habe („you can get stuff cheaper"). Insgesamt könne man so trotzdem eine Freude am Leben entwickeln („still enjoy"). Obwohl sie also auch einen Bruch in ihrem „normalbiographischen" Verlauf erfahren hat, entwickelt sie daraus keinen Defätismus und keine Wahrnehmung des Stillstands. Sie erkennt zwar an, dass ihre Lebenssituation nicht ihrem erwerbsbiographischen Potenzialen entspricht, sieht aber genügend alternative Optionen zur Sinnerfüllung.

Das lässt sich dahingehend deuten, dass der auf die Erwerbswelt bezogene „Normallebenslauf" für sie offenbar keine normative Bindewirkung in dem Sinne entfaltet, dass die lebenspraktische Entfernung von ihm sie in eine Sinnstiftungskrise stürzen würde. Stattdessen versteht sie einen Job vor allem als *ein* Mittel zum Zweck zur Erfüllung persönlichen Glücks und von Selbstwirksamkeit. Zurückzuführen ist das auf ein Konglomerat von Erfahrungshintergründen, durch die sie ihren aktuellen Lebensumständen mit einer optimistischen Erfahrungshaltung begegnen kann. Zwar spart sie im Interview ihre Kindheit und Jugend aus. Wie sich an ihren allgemeinen Interessen bzw. auch an der eingangs erwähnten Studiengangwahl (Tanz) zeigt, entstammt Amanda aber einem sozialen Milieu, in dem Erwerbsarbeit keinen Wert an sich genießt und Selbstverwirklichung und die individuelle Suche nach Erfüllung wichtig sind. Verfestigt haben sich diese Einstellungen nicht zuletzt in den positiven, selbstbestärkenden Erfahrungen, die sie während ihrer Reisen gemacht hat. Dazu kommt, dass sie mit S-Town einen Ort zum Leben ausgewählt hat, der über eine starke, in Alltag präsente Alternativszene verfügt und also vom klassischen Erwerbsmodell abweichende Lebensweisen zulässt.

Somit erinnert der Fall von Amanda an ein in der Lebenslagenforschung beliebtes Beispiel, dass die Differenzierungsnotwendigkeit in Bezug auf Armutslagen vor Augen führen soll. Herangezogen werden dabei üblicherweise Studentinnen, die zwar über wenige ökonomische Ressourcen verfügen und sich diesbezüglich zum Teil auf einem Niveau mit Transferleistungsempfängerinnen befinden. Gleichzeitig können sie in lebensweltlicher Betrachtungsweise nicht als arm gelten, da sie mit Blick auf die „Gesamtsituation der Versorgung und die hieraus resultierenden Handlungsmöglichkeiten" (Hradil 2001, S. 243) wesentlich besser aufgestellt sind, als andere Personen in ähnlichen ökonomischen Lagen. In Bezug auf die in diesem Kapitel verhandelten

Zeitwahrnehmungen in Mangel- und Ausschlusslagen lässt sich dabei ergänzen, dass Studenten einerseits (meist) über eine wesentlich bessere Aussicht verfügen, „normalbiographische" Erwartungen mittelfristig zu bedienen. Andererseits – und das wurde auch am Fall von Amanda klar – sind in studentischen Milieus mitunter andere habituelle Haltungen etabliert, die ‚klassische' Erwerbsorientierungen relativieren, wodurch die Wahrnehmung der eigenen Zeitlichkeit durch das Ausscheiden aus der Erwerbssphäre nicht in dem Maß tangiert wird, wie es bei Personen der Fall ist, für die die „Normalbiographie" eine starke normative Richtschnur darstellt.

3.3.5 Fazit

In diesem Abschnitt ging es um das Spektrum von durch biographische Krisen und Brüche hervorgerufene Verformungen der subjektiven Erfahrungshaltung, die beeinflussen, wie man sich zeitlich in die Welt gestellt wahrnimmt. Im Zuge dessen wurde klar, dass der erwerbsgesellschaftliche biographische „Normalverlauf" den relevanten Referenzrahmen für die Befragten darstellt – auch und gerade, weil sie erwerbslos sind. Mit Brose et al. (1993, S. 170) kann man deshalb konstatieren, dass hier „die Erosion der Regelmäßigkeiten des Lebenslaufs nicht zur Auflösung normativer Orientierungen" führt und an „der kontrafaktischen Aufrechterhaltung des Modells eines durch Kontinuität geprägten Lebensentwurfs festhalten" wird. Die Prägewirkungen, die biographische Brüche auf die subjektiven Zeitwahrnehmungen der Befragten haben, werden somit erst vor dem Hintergrund dieser an der Erwerbswelt ausgerichteten Zeitstruktur verständlich.

Um diesen Punkt zu verdeutlichen wurden zunächst Fälle vorgestellt, in denen biographische Krisen zusammen mit dem Ausscheiden aus der Erwerbssphäre zu einem biographischen Kontrollverlust führen, durch den sich Wahrnehmungen der Ausweglosigkeit einschleichen und Variierungen in der biographiebezogenen Erfahrungshaltung vorgenommen werden. Wo man sich einst als aktiv und umtriebig verstanden hat, wird nun ein auf die eigene Handlungspraxis bezogener Pessimismus erfahrungsleitend. Daraus ergab sich eine subjektive Zeitlichkeit, die sich als Wahrnehmung von Stillstand, die durch alltägliche Langeweile ergänzt wird, beschreiben lässt. Im Zuge dessen kam es zu Idealisierungen der Vergangenheit und zum Verlust von Zukunftshorizonten. Alternativ dazu wurde ein Fall angeführt, in dem trotz biographischen Bruchs und folgender Erwerbslosigkeit kein Defätismus und die Wahrnehmung von Stillstand und Langeweile zu beobachten sind. Stattdessen werden zwar die durch den ausbleibenden Erwerb auftretenden Konsum- und Mobilitätseinschränkungen eingestanden. Ansonsten bleibt aber eine in früheren Lebensphase angeeignete und verfestigte handlungsschematische Erfahrungshaltung erhalten. Diesbezüglich wurde diskutiert, dass solche alternative Reaktions-

weisen dadurch ermöglicht werden, dass Erwerbsarbeit nicht den einzigen Bezugspunkt für die biographisch-zeitliche Selbstverortung darstellt und man aus einer ästhetisierenden Haltung heraus trotz Erwerbslosigkeit Sinn im Alltag finden kann. Die so aufgebaute subjektive Resilienz gegenüber Brüchen in der Erwerbsbiographie war mithin an bestimmte habituelle Milieuprägungen gebunden, die zugleich nicht als selbstverständlich gelten können.

3.4 Diskussion

In diesem Kapitel habe ich die Zeitwahrnehmung in Lebenslagen des Mangels, der Hilfsbedürftigkeit und der Stigmatisierung untersucht. Dabei bin ich auf typische biographische Prägungen eingegangen, aus denen bestimmte Erfahrungshaltungen hervorgehen, in die die alltäglichen Handlungsprobleme meiner Befragten eingebettet sind. Das heißt, es wurde vorgeführt, dass die Zeitlichkeit von Armut durch Wahrnehmungsweisen beeinflusst ist, die sich nicht allein aus dem gegenwärtigen ökonomischen Mangel oder dem Ausschluss aus der Erwerbswelt erklären lassen, sondern darüber hinaus auf biographisch angeeignete Erfahrungshaltungen zurückgehen. Letztere werden somit nicht einfach mit deprivierten Lebenslagen kurzgeschlossen, sondern als eine mögliche Kontextvariable gesehen, aus der sich diese Lagen entwickeln können.

In diesem Zusammenhang stachen zum einen sozialisatorische Umfelder hervor, in denen Jugendliche Erfahrungen starken Fremdbestimmungen, Unwägbarkeiten und Unverlässlichkeiten machen. Die betreffenden Personen begreifen sich deswegen tendenziell als handlungsschwach, was sie in Bezug auf eine Änderung der Lebenssituation, in der sie sich gegenwärtigen befinden, einen Pessimismus entwickeln lässt. Begleitet wird das meist von einer starken Abhängigkeit von Suchtmitteln – Alkohol, oftmals auch andere Drogen –, deren Konsum als Umgangs- und Kompensationsstrategie im Feld etabliert ist und wesentliche Teile der tagtäglichen Aufmerksamkeit einnimmt. Daraus ergeben sich wiederum Wahrnehmungen einer Biographie ohne Veränderung, die mitunter in einem gänzlichen „Zerfall der Zeitgestalt des Alltags“ (Brose et al. 1993, S. 161) gipfelt. Die Gegenwart erscheint dann als festgeschrieben oder aussichtslos, sodass eigene Vorhaben und Ziele nicht formuliert werden bzw. reine Utopie bleiben.

Zum anderen ließen sich Erfahrungsmuster ausmachen, die durch biographische Krisen und Brüche und eine damit in Verbindung stehende Erwerbslosigkeit hervorgerufen wurden. Eine handlungsschematische Prozessstruktur, die gerade vor der Entfaltung stand oder bereits verwirklicht wurde, kommt so zu einem jähen Ende. Die Biographie scheint dann pausiert. Es machen sich Aussichtslosigkeit in Bezug auf eine mögliche Änderung dieser Situation und

die Wahrnehmung eines auf die Gegenwart verweisenden Stillstands breit. Dabei war gleichsam wichtig zu beachten, dass für diese Zeitlichkeit der Armut ein erwerbsgesellschaftlich anerkannter „Normallebenslauf" lebensweltlich als Referenzrahmen herangezogen wird. Dieser ist als starker normativer Gradmesser für ein gutes Leben im Feld vertraut und dient als (latenter) Maßstab für die Beurteilung der gegenwärtigen Lebenslage. Sowohl die Wahrnehmung der eigenen biographischen Entwicklung als auch der zeitlichen Struktur des Alltags finden in Relation zu diesem Schema statt.

Damit ist zugleich die zeitstrukturell vermittelte Passung in erwerbsgesellschaftliche Distinktionsordnungen angesprochen. Bereits Schütz wies diesbezüglich darauf hin, dass „die Sozialstruktur […] in Form typischer Biographien" (Schütz und Luckmann 2003, S. 143) erschlossen werde, wobei das immer vor dem Hintergrund von „in den Typisierungen der Sozialstruktur enthaltenen Bewertungen ‚sozialer Positionen'" (Schütz und Luckmann 2003, S. 142) geschehe. Das heißt, bestimmte biographische Pfade gelten weniger erstrebenswert als andere, da sie in sozial weniger anerkannten Positionen münden. Dabei wurde klar, dass gerade in Lagen, in denen man den biographischen und alltagsstrukturellen Ansprüchen der Erwerbswelt nicht entsprechen kann, diese umso relevanter werden. Vermittelt über die „biographische Artikulation" als wichtige Selbstidentifizierungskategorie moderner Subjekte hat die erwerbsbiographische Zeitstruktur einen starken normativen Einfluss auf das Selbstwertgefühl der Befragten – was wiederum auf die subjektiv empfundenen Möglichkeiten einschränkend zurückwirkt.

Diesbezüglich zeigen Kontrastfälle gleichwohl, dass aus den skizzierten biographischen Lagerungen heraus nicht zwingend passivistische Haltungen erwachsen müssen, sondern auch handlungsschematische Orientierungen folgen bzw. erhalten bleiben können. Dafür können sozialarbeiterische und therapeutische Hilfsangebote dienlich sein, in denen Alternativen zu den Erfahrungsmustern der Aussichtslosigkeit und der eingeschränkten Handlungsmacht vor Augen geführt und praktisch eingeübt werden. Das wirkt sich dahingehend auf die subjektive Zeitwahrnehmung aus, dass der Stillstand im Alltag aufgebrochen und die Biographie wieder als dynamisiert wahrgenommen wird. Dadurch wird wiederum ein Heranführen an eine „normalbiographische" Lebenspraxis möglich. Daneben sind auch ‚alternative' Erfahrungshaltungen möglich, bei denen allerdings individuell-habituelle Kompetenzen entscheidend sind, die es erlauben, sich von den etablierten Zeitmustern zu distanzieren und eigene, auf ästhetisierende Selbstverwirklichung zielende Zeitmuster zu etablieren. Somit wird letztlich auch klar, dass sozialisatorisch dysfunktionale Lagerungen und krisenhaften Lebensereignisse nur unter spezifischen Umständen, in denen man keine Hilfe erfährt oder alternative prägende Erfahrungen macht, zu zeitlichen Erfahrungsweisen im aufgezeigten Sinn führen. Erst so ist es möglich, dass sich ein destruktiver Handlungspessimismus ein-

schleicht, der es den betreffenden Personen erschwert, den durch ihre Lebenslage aufgeworfenen Herausforderungen produktiv zu begegnen.

4 Armut und Raum

In diesem Kapitel befasse ich mich mit der räumlichen Dimension von Armut. Die Relevanz dieses Themas drängte sich empirisch vor allem in den Ausführungen der Befragten zu Erfahrungen im Zusammenhang mit ihrer allgemeinen Wohnsituation auf. Die These, die sich in diesem Zusammenhang ergab, ist, dass sich Armut als sozial inferiorer Status auch mit Bezug zu Wohnorten und -weisen konstituiert. In sozialphänomenologischer Betrachtungsweise ist dabei vor allem von Interesse, wie das Zusammenspiel von Armut und Wohnort für den Einzelnen erfahrbar wird und es sich darauf auswirkt, wie er sich räumlich als in die Welt gestellt wahrnimmt. Zur theoretischen Einordnung sind dafür zunächst Überlegungen zur lebensweltlichen Raumorientierung des Handlungssubjekts bei Schütz und der von ihm so bezeichneten „Wirkzone" hilfreich (Schütz und Luckmann 2003, S. 77–81). Diese versteht Schütz als die „manipulative Zone [, die] den Realitätskern der Lebenswelt darstellt" (Schütz und Luckmann 2003, S. 77). Es ist also das aktuelle Hier und Jetzt des Handlungssubjekts gemeint, dem qua seiner leiblichen Positionierung eine je spezifische „Reichweite [seines] Wirkens, also den Ausschnitt der Welt, den [es] handelnd manipulieren kann" (Steets 2015, S. 60) mitgegeben ist. In Schütz' Ausführungen wird klar, dass er davon ausgeht, dass die Einzelne diese Wirkzone durch Handeln vergrößern und verlagern kann. Dinge können auf diese Weise „in manipulative Nähe gebracht" (Schütz und Luckmann 2003, S. 78) und Handlungsziele an denen für sie vorgesehenen Orten verfolgt werden. Die „Wirkzone" ist somit als mobil und veränderbar gedacht und impliziert folglich nicht nur die „Welt in aktueller Reichweite" (Schütz und Luckmann 2003, S. 71), sondern immer auch die „Welt in potentieller Reichweite" (Schütz und Luckmann 2003, S. 72), die den räumlichen Horizont der eigenen Handlungen darstellen.

Bezogen auf die in diesem Buch verhandelte Fragestellung ist besonders relevant, dass ausgehend von der jeweiligen „biographischen Situation" (Schütz und Luckmann 2003, S. 74) die Möglichkeiten räumlichen Agierens nicht für alle gleich sind. Schütz deutet diesen Punkt folgendermaßen an, wobei er eine spezifische Schwerpunktsetzung vornimmt:

> Die grundsätzliche Erfahrung, daß ich beliebige Sektoren der Welt in meine Reichweite bringen kann, ist empirisch sowohl nach *subjektiven Wahrscheinlichkeitsstufen* als auch nach physischen, technischen usw. *Vermögensgraden* gegliedert. Zu letzterem gehört meine Stellung in einer bestimmten Zeit und Gesellschaft. (Schütz und Luckmann 2003, S. 74–75; Herv. i. O.)

Wie aus diesem Zitat hervorgeht, denkt Schütz zunächst an die in einer jeweiligen historischen Situation vorfindbaren Technologien und Infrastrukturen, die die Wirkzonenreichweite und -potentialität einer Person vergrößern oder

verkleinern können (eine Person im Mittelalter konnte bspw. nicht nach Hongkong fliegen; Schütz und Luckmann (2003, S. 74)). Nicht erwähnt, oder zumindest nicht betont („usw.“) ist dabei, dass die räumliche Handlungspotentialität auch von der Statusposition einer Person und der damit verbundenen Verfügungsgewalt über Raum sowie dem damit verbundenen subjektiven Raumverständnis abhängt. Ein Bankier und Finanzberater – wie Schütz es war – kann mehrere Male im Jahr nach Hongkong fliegen, wenn er das möchte, und sieht das auch als plausible und realisierbare Option für sich an; für eine wohnungslose Person ist es dagegen wahrscheinlicher, lediglich von einem Ende der Stadt ans anderen zu gelangen, was sich auch auf den räumlichen Horizont der Person (im doppelten Sinn dessen, was subjektiv als Handlungsmöglichkeit *erscheint*, und dessen, was möglich *ist*) niederschlägt.

Obwohl es sein Theorieentwurf eigentlich zulässt, lässt Schütz diese Aspekte des sozialen Gemachtseins sowie der sozialen Auswirkungen von Raum bzw. von Räumen aus – zumal im Zusammenhang mit Mangel- und Ausschlusslagen. Er beschäftigt sich zwar mit einzelnen raumbezogenen Aspekten der Lebenswelt, hat aber keinen dezidiert raumsoziologischen Entwurf vorgelegt.[58] Zur theoretischen Grundierung meiner weiteren Argumentation, soll das in einem ersten Schritt mit Bezug auf einschlägige Autorinnen nachgeholt werden. Für die daran anschließenden Fallanalysen wird somit klar, dass es nicht genügt, Armut allein als Einschränkung der Mobilität der „Wirkzone“ bzw. als ressourcenbedingten oder symbolischen Ausschluss aus bestimmten Räumen zu verstehen. Wie an dem Unterschied zwischen einem Bankier und einer wohnungslosen Person erkennbar wird, lässt sich zwar auch bezogen auf die Raumdimension die Frage nach der gesellschaftlichen Verteilung von Handlungsmöglichkeiten und -ressourcen stellen. Zugleich wird aber auch die damit verbundene Etablierung und Legitimierung bestimmter handlungsleitender Normalitätsvorstellungen sowie die Bedeutung lagespezifischer Relevanzsetzungen erkennbar. Wer sich wie frei bewegen, platzieren und Raum einnehmen kann, hängt so auch von der symbolischen Anerkennung spezifischer Raumentwürfe und damit verbundener -praktiken sowie den sich im Alltag aufdrängenden Handlungszwängen ab.

Dieses Kapitel gliedert sich somit in folgende Teile. Im *ersten Abschnitt* (4.1) gehe ich zunächst theoretisch darauf ein, inwieweit man Raum selbst als gesellschaftliche Struktur begreifen kann, die ähnlich wie Zeit, die Erfahrungen des Handlungssubjekts prägt. Im Anschluss an Martina Löw (2012) werden diesbezüglich die miteinander verschränkten Konzepte der *Raumsynthese*

58 Vgl. dazu Steets (2015), die auf das analytische Potenzial von Körper- und Leibaspekten und mithin die ‚materielle‘ Dimension menschlichen Handelns verweist, die in den phänomenologisch-wissenssoziologischen Entwürfen von Schütz sowie Berger und Luckmann nur angedeutet werden (Steets 2015, S. 59). Ausgehend von dieser Diagnose buchstabiert die Autorin dann die „Rolle von Dingen und Gebäuden in der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit“ (Steets 2015, S. 58) aus.

sowie des *Spacings* bzw. Platzierens vorgestellt und gezeigt, dass Raum eine Gleichzeitigkeit von Anordnen und Ordnen, mithin eine (An)Ordnung darstellt. In Bezug auf die im Anschluss analysierten Fälle wird dann das Wohnen als Raumpraxis eingeführt, bei der sich nicht zuletzt an gesellschaftlichen Normalvorstellungen orientiert wird.

Darauf aufbauend schließe ich in den Folgenden Abschnitten empirische Fallanalysen an. Im *zweiten Unterkapitel* (4.2) gehe ich auf sogenannte *council estates* ein. Diese Bezeichnung für in Großbritannien typische Sozialbausiedlungen porträtiere ich als begriffliche Verdichtung, die die stigmatisierenden Aspekte des Wohnens in diesen Siedlungen bündelt und die auch und gerade auf die Bewohnerinnen abfärbt. An den dafür nötigen Abwertungspraktiken wirken diese wiederum selbst mit. Das heißt, sie wissen um den sozialen Stellenwert ihrer Herkunfts- und Wohnorte und die Lebensschicksale, die daraus hervorgehen – und gestehen diese Zuschreibungen ein. In diesem Abschnitt stehen mithin besonders die Aspekte der (negativen) semantischen Aufladung von Räumen der Armut und damit in Verbindung stehende Abwertungspraktiken im Vordergrund. Dem entspricht eine fehlende Identifikation mit diesen Wohnvierteln auf Seiten der Befragten, auf die eine habitualisierte Aussichtslosigkeit folgen kann. Räumliche Veränderungen oder Erweiterungen der „Wirkzone“ erscheinen dann nicht (mehr) im Horizont des Möglichen. Kontrastierend dazu kann die innere Distanzierung aber auch mit einem räumlichen Aufbruch einhergehen, bei dem die Frage der Wohnsituation nicht einfach hingenommen, sondern aktiv nach einer Veränderung gesucht wird. Dafür scheint es aber Anstöße von außen – durch Hilfsorganisationen – zu bedürfen, da das habituelle Verhaftetsein an einen spezifischen Raumentwurf und die Handlungschancen, die man darin für sich sieht, nur schwer aufzubrechen ist (Löw 2012, S. 183–184).

Im *dritten Unterkapitel* (4.3) wende ich mich Erfahrungen von Wohnungslosigkeit zu. Deutlich wird dabei, dass man im britischen Sozialsystem schnell tief fällt und die eigene Wohnunterkunft verlieren kann, ohne dass sozialstaatlich für adäquaten Ersatz gesorgt wird. Die betreffenden Personen verbringen dann meist kurze biographische Phasen auf der Straße. Das bedeutet für sie zunächst vor allem, dass sich ihr leibliche Verortung radikal ändert und sie re-platziert werden. Im Zuge des Umgangs mit dieser Situation konstruieren sie den Raum, den sie in der Folge bewohnen, immer wieder neu und entwickeln eigensinnige Routinen und Wissensformen. Dabei werden sie allerdings immer auch damit konfrontiert, dass sie an den Rand dessen gebracht werden, was man überhaupt noch als Wohnen bezeichnen kann – was zu Scham und einem geminderten Selbstwertgefühl führt. In diesem Zusammenhang werden Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe wichtig, die zum einen die existenzielle Not lindern und zum anderen die betreffenden Personen wieder an feste Wohnformen heranführen.

Insgesamt lässt sich mit Blick auf diese Punkte zeigen, dass der Referenzrahmen für die in diesem Kapitel verhandelten raumbezogenen Erfahrungen ein Raumregime ist, das sich an spezifischen, mehrheitsgesellschaftlich legitimierten Wohnformen, die man „housing system" (Somerville 2013, S. 390) nennen kann, festmacht. Der dabei erzeugte Konformitätsdruck bewirkt, dass Personen, die diesen Wohnformen nicht entsprechen können, abqualifiziert und mitunter handfest angefeindet werden. In der Folge entstehen bei diesen Personen spezifische Wahrnehmungsweisen, durch die sie sich als weniger wert und in ihrem räumlichen Agieren eingeschränkt fühlen. Die These ist deshalb, dass die Erfahrung von Armut auch und gerade im Zusammenhang mit Wohnerfahrungen und – allgemeiner gesprochen – Raumkonstitutionen deutlich wird. Resümierend diskutiert werden diese Aspekte im letzten Abschnitt (4.4).

4.1 Raum als gesellschaftliche Struktur

Wie bereits dargestellt, lassen sich bei Schütz raumbezogene Überlegungen besonders im Zusammenhang mit der „Wirkzone" finden, deren Handlungspotenzialität sich aus der biographischen Situation des Einzelnen ergibt. Dabei wurde erkennbar, dass er nicht darauf eingeht, dass „Raum" eine eigene soziale Dimension ist, die durch Konstruktionsprozesse hergestellt wird. Einen solchen komplexeren raumsoziologischen Zugang entwirft Löw (2012), auf die ich mich im Folgenden wesentlich beziehe. Das Räumliche ist nach ihr nicht als eine Art Container zu denken, der immer schon vorhanden ist und durch Handlungen angeeignet wird.[59] Stattdessen sei Raum an intersubjektive Konstruktions- bzw. Konstitutionsprozesse[60] gebunden. In den Blick rückt sie dabei – in Anschluss an Giddens (1988) – das Verhältnis von Handlungen und Strukturen. Dabei rückt das Handlungssubjekt in den Vordergund, das nicht nur Dinge, sondern auch sich selbst platziert (oder platziert wird). Konsequent phänomenlogisch betrachtet entsteht Raum in diesem Sinne durch routinisiertes Handeln als „relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten" (Löw 2012, S. 224), was in Auszügen genauer zu erläutern ist.

Löw trennt die Konstitution von Raum analytisch in zwei Prozesse. Der eine wird von Löw als *Spacing* bezeichnet. Spacing ist das „Platzieren sozialer Güter oder Lebewesen bzw. das Sich-Platzieren derselben, das Bauen, Errichten oder Vermessen, auch das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um

59 In diesem Sinne kritisiert Löw (2012, S. 179–183) zum Beispiel den Raumbegriff Bourdieus (1991b, 1997b), der das Vorhandensein von Raum voraussetzt, dem dessen *Aneignung* nachgelagert ist.

60 Löw verwendet die Begriffe Konstruktion und Konstitution weitgehend synonym.

Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen“ (Löw 2012, S. 225). In Blick rückt somit zum einen die physisch-materielle Dimension des Raumes (auch in Bezug auf die Zugänglichkeit von Räumen in einem praktischen Sinn: Zäune, Türen etc.). Zum anderen verweisen die symbolischen Aspekte der materiellen Platzierungen[61] bereits auf den zweiten Prozess, welcher für die vorliegende Arbeit ungleich relevanter ist. Bei diesem stellt Löw heraus, dass Räume durch Akteure *synthetisiert* sind: Erst „[d]*ie Syntheseleistung ermöglicht es, Ensembles sozialer Güter und Menschen wie ein Element zusammenzufassen*“, d. h., „Räume sind nicht natürlich vorhanden, sondern müssen aktiv durch Syntheseleistungen (re)produziert werden“ (Löw 2012, S. 224–225, Herv. i. O.). Dabei werden „[ü]ber *Vorstellungs-, Wahrnehmungs-, und Erinnerungsprozesse* [.] soziale Güter und Lebewesen zu Räumen“ (Löw 2012, S. 225). Räume liegen also nicht schlicht vor, sondern werden von der Einzelnen handlungspraktisch hervorgebracht und gestaltet.

Die Tragweite der Argumentation Löws wird jedoch erst deutlich, wenn man neben die Betonung des Aspekts der *Handlungen* – Spacing und Synthese sind als in der Handlungspraxis verwirklicht zu verstehen – den der *Strukturen* als Ergebnis und Bedingung von Handlungen rückt. Strukturen werden bei Löw als Beschränkungs- und Ermöglichungsbedingungen des Handelns verstanden, als „Regel und Ressourcen, die rekursiv in Institutionen eingelagert sind“ (Löw 2012, S. 167). Eine Raumstruktur, die in diesem Sinn bspw. auf der allgemeinen Unterscheidung zwischen öffentlich und privat beruht, äußert sich „in der Verschließbarkeit von Häuser, in der Konzeption des Wohnzimmers als nach Absprache öffentlich zugänglichen Raums, in der Gestaltung von Cafés, angelehnt an private Räume etc.“ (Löw 2012, S. 169). Damit werde Handeln, wie die kreative „Gestaltung des Wohnzimmers“ zugleich ermöglicht und eingeschränkt: „Unmöglich erscheint es, die Nachbarn im Schlafzimmer zu empfangen“ (Löw 2012, S. 169). Deutlich wird daran, dass „gesellschaftliche Strukturen [.] raumkonstituierendes Handeln [ermöglichen], welches dann diese Strukturen, die es ermöglichen (und anderes verhindern), wieder reproduziert“ (Löw 2012, S. 170). Ohne der Analyse vorgreifen zu wollen, wird dieser Punkt in Bezug auf die verhandelte Thematik daran deutlich, dass allgemeine gesellschaftliche Stigmatisierungen von Einkommensarmut und Ausschluss aus der Erwerbssphäre, sich auch in spezifischen räumlichen Gestaltungen äußern, die wiederum dieses gesellschaftliche Stigma erhalten und verfestigen.

Zusammengeführt wird das Verhältnis von Handlungen und Strukturen im Begriff der „(An)Ordnung“ (Löw 2012, S. 166). Dieser verweist auf den zentralen Doppelcharakter des jeweils im Fokus stehenden Raums: Handlungen führen zur *Anordnung* des Raumes, gleichzeitig schaffen Räume *Ord-*

61 Einfache Beispiele dafür sind Hinweis- und Verbotsschilder, die den Raum strukturieren, ohne dass es tatsächlich physische Barrieren gibt.

nungen, die wiederum Handlungen orientieren. Dieses Verhältnis ist im Regelfall stabil und basiert auf dem wiederholten, routinemäßigen Anordnen, von sozialen Gütern und Menschen durch Handlungen und deren gewohnheitsmäßige Verfestigung als Institutionalisierung bestimmter Ordnungen (Löw 2012, S. 161–166). Demnach lässt sich „Raum"– ähnlich wie im vergangenen Kapitel „Zeit" – als wesentliches Element der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit (und Armut) betrachten:

> Das Räumliche ist […] nicht gegen das Gesellschaftliche abzugrenzen, sondern es ist eine spezifische Form des Gesellschaftlichen. *Räumliche Strukturen* sind, wie zeitliche Strukturen auch, Formen *gesellschaftlicher Strukturen.* (Löw 2012, S. 167, Herv. i. O.)

In diesem Zusammenhang ist es des Weiteren wichtig, dass nach Löw das biographisch geprägte Handlungssubjekt die eigene Wahrnehmungsleistung, sowie Erinnerungen und Projektionen in jede Handlungssituation mit einbringt (Löw 2012, S. 159). Dabei beeinflussen u. a. habitualisierte „Strukturprinzipien" (Löw 2012, S. 202), auf welche Weise Räume konstruiert werden. Das heißt, über Prozesse der Erfahrungsbildung angeeignete subjektive Wahrnehmungsweisen prägen, wie „Raum" entworfen wird, welche Aspekte man daran in den Vordergrund hebt und welche Handlungschancen man sich diesbezüglich selbst zuschreibt (Synthese), sowie welche praktischen Platzierungen sowie Selbstplatzierungen daraus folgen (Spacing).[62] Löw schreibt damit letztlich dem Erfahrungssubjekt und dessen Dispositionen eine entscheidende Rolle bei der Konstitution von Räumen zu.

Vor diesem Hintergrund weist sie nun darauf hin, dass „Ungleichheit sowie die Diskriminierung verschiedener gesellschaftlicher Teilgruppen […] auch über räumliche Strukturen hervorgebracht und festgeschrieben" (Löw 2012, S. 217) werden. Dabei denkt sie vor allem an verschiedene Kapitalausstattungen, die mit darüber entscheiden, inwieweit man Gestaltungmacht innerhalb des sozialen Prozesses der Raumkonstitution hat. Konkret heißt das, dass „Verfügungsmöglichkeiten über Geld, Zeugnis, Rang oder Assoziation" ausschlaggebend seien, „um (An)Ordnungen durchsetzen zu können, so wie umgekehrt die Verfügungsmöglichkeit über Räume zur Ressource werden kann" (Löw 2012, S. 218). Bei diesem Argument bleibt sie aber nicht stehen, sondern betont erneut in Anschluss an das zuvor dargelegte Verhältnis von Handlung und Struktur, dass Verfügungsgewaltunterschiede auch in diverse habitualisierte Wahrnehmungen und subjektive Erschließungen von Raum eingehen. Das wiederum heißt, dass soziale Ungleichheit auch über „objektivierte Muster der Wahrnehmung und des Ausdrucks, die die Unterwerfung unter die gemeinsame Wirklichkeit gewähr-

62 Das heißt auch, dass unterschiedliche Akteure unterschiedliche Räume konstituieren. Weil es so möglich ist, die Gleichzeitigkeit divergenter Räume an einem Ort zu berücksichtigen, handelt es sich um einen komplexen Raumbegriff, der auch auf räumlich verschränkte Machtkonstellation, Herrschaftsverhältnisse und Konfliktpotentiale verweist (Löw und Sturm 2016).

leisten“ (Löw 2012, S. 215), reproduziert wird. Die Aufteilung verschiedener Einkommens- und Machtgruppen „muß deshalb in vielen Räumen nicht über Verbot oder physische Gewalt organisiert werden, sondern geschieht über Selbstausschluß durch Habituspräferenzen“ (Löw 2012, S. 215).

In diesem Zusammenhang bezieht sie sich explizit auf Bourdieu (Löw 2012, S. 183–184), der mit Verweis auf algerische Familien in Frankreich deren habitusinduzierte Schwierigkeiten abhebt, auf die im neuen Lebensumfeld vorgefundenen Räume und die ihnen eingeschriebenen Handlungsmuster einzugehen:

> Das trifft etwa auf jene algerischen Familien zu, die aus einem Elendsviertel in eine Siedlung des sozialen Wohnungsbaus gezogen waren und sich nun wider Erwarten in der Situation wiederfanden, daß die so lange ersehnte Wohnung ihnen gleichsam ‚über den Kopf' wuchs, da sie außerstande waren, ihren impliziten Ansprüchen nachzukommen, mangels der erforderlichen finanziellen Mittel, […] aber auch, weil ihnen der gesamte zumal auf die Frauen bezogene Lebensstil fehlte, der diesem scheinbar universellen Raum unterschwellig eingeschrieben war, angefangen mit dem Bedürfnis und der Kunst, Vorhänge anzubringen, bis hin zu der Fähigkeit, in einer sozialen Umgebung von Unbekannten ungezwungen und frei zu leben.“ (Bourdieu 1991b, S. 31)

Bourdieu argumentiert hier also mit einem habitualisierten Lebensstil, durch den Schwierigkeiten entstehen, ein neues Wohnumfeld sozialen Erwartungen gemäß zu ‚bespielen' und kommt schließlich zu dem Schluss: „[E]s ist der Habitus, der das Habitat macht“ (Bourdieu 1991b, S. 32). Damit ist gemeint, dass, wer sich in einem von ihm nicht gestalteten Raum befindet, sich dort auch nicht zurechtfindet und auch als unpassend wahrgenommen wird (Bourdieu 1997b, S. 165). Nach dem zuvor Gesagten, muss dieser Gedanke allerdings um seine Umkehrung ergänzt werden, denn „der Habitus verdankt sich seinerseits bestimmten sozialen und damit räumlichen Strukturen“ (Schroer 2006, S. 111). Mithin kann man auch zugespitzt sagen, dass das Habitat den Habitus prägt. Das ist besonders prägnant nachvollziehbar anhand von Räumen des Aufwachsens:

> Ob man sich beispielsweise in der Vergangenheit in engen oder weitläufigen Räumen aufgehalten hat, ‚auf' dem Dorf, in den Randbezirken oder im Zentrum einer Stadt groß geworden ist, in begehrten oder weniger begehrten Wohngebieten gewohnt hat – all dies hinterlässt bis in die Körperhaltung hinein entsprechende Spuren und verdichtet sich zu einem Habitus, der in der Gegenwart wiederum Auswirkungen darauf hat, wie die räumliche Umwelt wahrgenommen und gestaltet wird. (Schroer 2006, S. 111)

Auf dieses Kapitel lassen sich diese Ausführung dergestalt übertragen, dass meine Befragten strukturell in ihren raumbezogenen Verfügungsmöglichkeiten objektiv eingeschränkt sind und deshalb oftmals an symbolisch abgewerteten Orten wohnen bzw. wenig anerkannte Wohnformen bedienen. Dabei ist zu beachten, dass Wohnen hier nicht zwingend das Hausen in den buchstäblichen ‚eigenen vier Wänden' meint. Vielmehr geht es in einem weiten Sinn um das *Wohnen als soziale Praxis* (Hahn 1994, S. 316–322), also die Art und Weise des

Niederlassens bzw. des Platzierens an einen spezifischen Ort, der den Bezugspunkt für die Alltagserfahrungen der Einzelnen darstellt. Deutlich wird dabei, dass auch in Bezug auf dieses „Raumverhalten" (Schäfers 2014, S. 31) gesellschaftliche Erwünschtheitserwägungen und stereotype Bilder, die um Wohnformen, damit verbundene Lebensmodelle und subjektive, raumbezogende Performanzen kreisen, eine wesentliche Rolle für die lebensweltliche Orientierung und das Selbstverständnis des Einzelnen spielen (Miggelbrink und Meyer 2015). Wie ich zeigen werde, ist es in diesem Sinne Teil der Alltagserfahrung meiner Befragten durch ihre Wohnsituation gesellschaftliche Anerkennungsstandards zu unterlaufen – und darauf bezogen sozial abgewertet zu werden.

4.2 Raumsynthesen von Armut: Council Estates

> Ich komme aus einer Sozialsiedlung am Rand von Manchester. Das ist kein Ort, der Rockstars produziert. – Noel Gallagher, Gitarrist von Oasis, über seine Herkunft (Dallach 2017b)

Der Gedanke, dass deprivierte Lebenslagen mit spezifischen „Ortseffekten" (Bourdieu 1997b; Meier et al. 2018, S. 213; Meier 2017) bzw. „Area Effects" (Atkinson und Kintrea 2004, S. 438–440) in Verbindung stehen, begleitet die soziologische Armutsforschung seit den frühen Arbeiten der Chicago School. Darin wurde auf verschiedene Modi einer in Stadtgesellschaften anzutreffenden „residenzielle[n] Segregation" (Keller 2018, S. 261), also die Trennung der Wohn- und Aufenthaltsorte verschiedener Statusgruppen, aufmerksam gemacht. In dieser Tradition porträtierte auch Wacquant (1997, 2007) das „Ghetto" als Ort, der vor allem auf einer „territorialer Stigmatisierung" von Personen in Lebenslagen der Deprivation aufbaut. Im Anschluss an Goffman (1963) führte er dabei den „place of residence as one of the ‚disabilities' that can ‚disqualify the individual' and deprive him or her from ‚full acceptance by others'" (Wacquant 2007, S. 67) ein. Damit sind raumvermittelte Herabwürdigungen angesprochen, die wiederum einhergingen mit spezifischen Handlungsweisen der davon betroffenen Gruppen. So seien im „Ghetto" das mehrheitsgesellschaftlich als deviant gerahmte „hustling"[63] funktional erfolgreich und gelte als legitim (Wacquant 2007, S. 71). Meier (2017) übertrug diesen Gedanken in aktuelle gesellschaftsdiagnostische Überlegungen und hob darauf ab, dass im „Ghetto" die „symbolic power" der oben beschriebenen

63 Damit ist eine informelle Ökonomie gemeint, die auf „‚self-provisioning', ‚shadow work' and unreported employment, underground commerce, criminal activities" beruhe und die allerdings dem substanziellen Entkommen der Prekarität tendenziell entgegenlaufe (Wacquant 2007, S. 71).

liberalen Umgestaltung des Sozialstaats seinen „räumlichen Ausdruck“ (Meier 2017, S. 218) finde.[64] Die Stigmatisierung qua Wohnort laufe dabei auf zweierlei hinaus: Einerseits wird der Ort selbst abqualifiziert und andererseits die Personen, die dort wohnen (Meier 2017, S. 219). Einen ganz ähnlichen Punkt macht Shildrick (2018a) in ihrer Analyse der Brandkatastrophe im Londoner Grenfell Tower im Jahr 2017. Sie hebt hervor, dass neben den vielfach tödlichen, entmenschlichenden Folgen, die mit dem Ereignis einhergingen, daran besonders die sozialräumliche Besonderung und Marginalisierung von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen und die damit verbundene Abwertung ihres sozialen Ansehens zum Vorschein kamen.

An diese Punkte der Konstruktion von Räumen der Armut, die auf bestimmten abwertenden Bildern und Stereotypen beruhen, gehe ich im Folgenden ein. Deutlich wird dabei, dass die Befragten selbst diese Räume bewohnen bzw. in ihnen aufgewachsen sind und die Zuschreibungen selbst reproduzieren. Damit geht eine habitualisierte Aussichtslosigkeit einher, mit der ein faktisches Verhaftetsein in den Räumen, die man selbst abwertet, korrespondiert.

4.2.1 „Council Estate“ als stigmatisierender Topos

Als hervorgehobenen Ballungsorte deprivierter Lebenslagen in Großbritannien können kommunale Sozialwohnungssiedlungen gelten, die *council estates*, *council flats* aber auch *council housings* genannt werden. Gemeint sind damit Reihenhäuser oder Blockbebauungen ganzer Straßenzüge, die von der jeweiligen Kommune errichtet wurden oder zumindest in deren Besitz sind und von ihr an als bedürftig anerkannte Familien vergeben werden. Dort wohnen diese (günstig) zur Miete. Bereits dieser Punkt ist in erster Annäherung wichtig. Da in Großbritannien, anders als in Deutschland, Wohnraum vor allem gekauft wird (Swenarton und Taylor 1985; Scott 2008), signalisiert, wer eine Wohnung oder ein Haus anmietet, zugleich, dass er die nötigen finanziellen Mittel nicht aufbringen kann, um einem gesellschaftlichen Standard zu entsprechen. Ergänzt und verstärkt wird die so mögliche Stigmatisierung noch dadurch, dass einkommensschwache, zur Miete wohnende Haushalte in eigenen Vierteln gebündelt werden. Auf diese Weise entstehen homogenisierte und segregierte Stadträume, mit denen oft Devianz, Gewalt, Kriminalität und Drogenkonsum, sowie eine verbreitete Erwerbslosigkeit in Verbindung gebracht werden (Hanley 2007). Vor dem Hintergrund dieser semantischen Aufladung verstehe ich die erwähnten Bezeichnungen für diese Wohnviertel und –gegenden als

64 Zugleich sei die symbolische Kraft des Begriffs „Ghetto“ selbst zu beachten, der (im deutschen Kontext) auf antisemitische Ressentiments verweise und diese unter der Hand reproduziere (Meier 2017, S. 218–219).

„soziale Topoi“ (Popitz 1957, S. 82–84), die die stereotypen Zuschreibungen und Adressierungen an diese Siedlungen und ihre Bewohner bündeln.[65]

Empirisch interessant ist, dass diese Zuschreibungen nicht nur „von außen“ geschehen. Wie sich in den Interviews zeigt, setzen auch und gerade die Bewohnerinnen die stereotypen Urteile über ihre Wohnviertel als geteiltes, unhinterfragtes Wissen voraus. In diesem Zusammenhang bricht sich nicht zuletzt auch eine Selbstbezichtigung Bahn, die einerseits mehrheitsgesellschaftliche Wohnstandards antizipiert und in Abgleich damit die Inferiorität der eigenen Wohnpraxis hervorhebt. Andererseits wird aber auch ein Defizit darin gesehen, dass – phänomenologisch interpretiert – die eigene Körperlichkeit nicht in einen räumlichen Horizont hinein erweitert wird. Wie ich zeigen werde, spricht daraus ein eigener Raumbezug, der auf die fehlende Identifikationskraft des eigenen Wohnumfelds bei gleichzeitiger subjektiv wahrgenommener räumlicher Verhaftung und struktureller Immobilität abhebt.

Diese Punkte werden bspw. im Interview mit Iona erkennbar, das in einer *food bank* in F-Town in Südwales geführt wurde. Iona ist eine junge Frau in den 20ern, die alleinstehend lebt. Sie berichtet, viermal im Gefängnis gewesen zu sein. Sie habe schon mit einer Vielzahl von Drogen Erfahrungen gemacht und sei nun auf Methadon eingestellt. Angesprochen auf ihre Kindheit greift sie bereits zu Beginn der Interviews auf den erwähnten sozialen Topos zurück, um so die Umstände des eigenen Aufwachsens möglichst konzise und aussagekräftig zusammenzufassen (Z. 192–200):

I: […] what I_m really interested in is, uh, your_your life story, how you, uh, (.) grew up, (.) how your childhood was. Could you tell me something about that?

Iona: Yeah. (.) Uhm, when I was younger, my mum was- my_s_brother was seven years older than me. So my mum was living in a council flat with two kids.

Iona beschreibt, dass sie bei ihrer alleinerziehenden Mutter gelebt habe, die für ihre zwei Kindern alleine verantwortlich gewesen sei. Mehr ins Detail geht sie nicht, sondern verweist auf den Topos „council flat“. Mit dem Hintergrundwissen, das damit auf spezifische stereotype Vorstellungen und tradierte Raumkonstruktionen abgehoben wird, wird so klar, dass sie hier ein Milieubild aufruft, das sich aus einer prekären Erwerbssituation der Mutter, dem Wohnen zur Miete und der räumlichen Marginalisierung in der Stadtgesellschaft zusammensetzt. Iona markiert mithin über den Ortsverweis eine spezifische soziale Herkunft. Dass Iona gleichzeitig nicht ausführt, was genau sie damit meint und also implizit davon ausgeht, dass die ausländische Interviewerin etwas mit „council flat“ anfangen könne, zeigt, für wie selbstverständlich und prägnant

65 Ähnliche soziale Topoi stellen etwa die „trailer parks“ in den USA oder aber die deutschen „Plattenbauten“ dar. Zu letzterem vgl. Keller (2005).

sie diesen Topos hält. Das ist auch der Grund, weshalb sie auf ihre Wohnsituation (in der Kindheit und in der Gegenwart) im restlichen Interview nicht mehr eingeht.

Ein ähnliches Vorgehen lässt sich auch in einer Textpassage aus dem Interview mit Aeron beobachten, die hier ergänzend herangezogen wird und in der er fast deckungsgleich zu Iona seine soziale Herkunft charakterisiert. Das Interview fand in der gleichen *food bank* statt, wo wir Iona trafen. Zum Interviewzeitpunkt ist Aeron 38 Jahre alt und liiert (Z. 63–69):

Aeron: Uh, h° well, (.) I_ve always lived on council estates (-) or what are now housing associations because a lot of the council houses have been bought out. (.) Uhm, (.) there was me, (.) me brother, (.) me sister, (-) and me mother //Mhm// who was a, uh, single woman trying to bring up three kids, which obviously couldn_t have been easy.

Auch hier wird erkennbar, wie der soziale Topos *council estate* als verknappende Bezeichnung des eigenen Wohnumfeldes, das aus einem Ensemble sozialer Güter („council houses") und Menschen bestand („me brother, me sister, and me mother"), aufgerufen wird. Auch hier wird damit eine milieuhafte Einbettung der Herkunftsfamilie in Zusammenhang gebracht, was allerdings über den Alleinerziehendenstatus der Mutter und die Tatsache, dass ihr Leben dadurch nicht einfach gewesen sein dürfte („obviously couldn't have been easy"), nicht hinausgeht. Wodurch sich das Leben im *council estate* konkret auszeichnet, wird nicht expliziert und scheint für Aeron auf der Hand zu liegen.

4.2.2 Selbstbezichtigung und räumliches Verhaftetsein

Der im letzten Teil verfolgte Punkt, dass sich die Befragten mitunter sozialer Topoi bedienen, um auf die Orte ihres Aufwachsens und die damit verbunden stereotypen Milieubilder aufzurufen, soll hier weiterverfolgt werden. Ich zeige, dass die Topoi nicht allein zur nüchtern-distanzierten Klassifizierung des eigenen Wohnviertels herangezogen werden, sondern sie immer auch Selbstbezichtigungen transportieren. Dabei wird erkennbar, dass die Befragten sehr wohl um den sozialen Status des Viertels und die Tatsache wissen, dass dieser auf sie abfärbt. Das lässt sich etwa bei Dylan beobachten, der den Ort seiner Herkunft bereits im vergangenen Kapitel als „shitty council estate" bezeichnete. Im folgenden Ausschnitt geht er ausführlicher auf dieses Thema ein (Z. 97–114):

I: Okay. So obviously, I_m not from here. So can you tell me a bit about the neighbourhood? Like what is it like to live here?

Dylan: Well, you have [name of smaller local council estate], which is, uh do you know where McDonald_s is?

I: Yeah

Dylan: Just like a little estate there. (1.0) But then as you go down the [name of road] Road from thing, there_s a bridge come over. //Yeah// And all that_s [name of larger local council estate]. That_s where I_m (.) that_s where I_m from. […] But where I come from, it_s just_just so. It_s big council estate. There_s, bah. °h S_got a name for itself. Uh, it_s the way it is. So does [name of smaller local council estate], bah. So does a lot of places. //Yeah// (4) Uh, (-) got a lovely beach, bah. //(laughs)// You like that (but_it_s) a shitty council estate.

Dylan steigt hier auf die nach einer Einschätzung des Lebens in der Nachbarschaft verlangenden Frage mit einer Topologie der Umgebung ein, bei der er sich an markanten Bauten orientiert, die Ortskenntnisse voraussetzen, die er wiederum beim Interviewer abfragt („Do you know where McDonald's is?"). Nachdem diese abgesichert sind, wendet sich Dylan dann in seiner Beschreibung dem hier anonymisierten *council estate* zu, das bezeichnenderweise durch eine Brücke über eine Ausfallstraße vom Rest der Stadt abgetrennt ist („there's a bridge come over") – wie auch durch eigene Anschauung bei einer Ortbegehung deutlich wurde. Der Ausdruck „all that" signalisiert dabei, dass es sich nicht um eine kleine und beschauliche Anhäufung von Häusern handelt, sondern um ein flächiges Viertel. Zudem wird deutlich, dass Dylan dieses Viertel als seinen Herkunftsort („that's where I'm from") und somit auch seine Identifizierung damit herausstellt. Als er dann benennen will, worin sich sein Herkunftsort auszeichnet, beginnt er zu stocken und rettet sich in den bekannten Topos: „big council estate". Alles, was er über das Viertel sagen kann oder möchte und wie er es mithin im Gespräch synthetisiert, ist, dass es notorisch sei und sich seinen Ruf verdient habe („It's got a name for itself"). Zusammen mit den abfälligen Geräuschen („bah") wird es auf diese Weise abqualifiziert, ohne dass indes konkret wird, worauf die Negativbewertung fußt.

Somit wird deutlich, dass der soziale Topos und die abwertenden Stereotype, die damit einhergehen, Dylans Bezug auf seinen Herkunftsort prägen. Expliziter als bei Iona und Aeron dokumentiert sich in seinen Äußerungen deshalb eine latente Selbstabwertung. Da Dylan sich mit einem Ort, der mit einem negativen Ruf belegt ist, identifiziert, ist auch er selbst davon betroffen und damit gemeint. Dementsprechend spricht aus seinen Bezugnahmen auf das Viertel auch kein Stolz. Damit ist die Übersetzung von gesellschaftlichen Statusunterschieden in subjektive bzw. intersubjektiv geteilte Wahrnehmungen von Raum angesprochen, die nicht zuletzt wieder auf die Selbstwahrnehmung durchschlagen. Genauer heißt das, dass die einen Raum betreffenden Zuschreibungen als selbstverständlich internalisiert werden und mit darüber bestimmen, wie dieser in der Wahrnehmung erscheint: Wird der eigene Herkunftsort als einer synthetisiert, von dem aus man studieren, arbeiten und die Welt erkunden geht und zu dem man zu bestimmten Gelegenheiten Schutz und

Vertrautheit vermittelnd zurückkehrt; oder beschreibt die Synthese des Herkunftsorts einen Raum, über den man nur schlechtes hört und der wenig oder kaum Ausbruchspotenziale verspricht? Je nachdem, wie man diese Fragen für sich beantwortet, beeinflusst das auch, welche spezifische Raumwahrnehmung man etabliert. Folglich kann man mit Wacquant in dem abwertenden Reden über Council Estates eine „spatial alienation" (Wacquant 2007, S. 69) erkennen. Das meint eine innere Entfremdung von Räumen, mit denen man sich nicht mehr positiv identifizieren kann bzw. wo man sich nicht ‚zuhause' fühlt. Stattdessen werden die Räume – sowohl von Outsidern als auch von Insidern – als gefährlich und unwirtlich entworfen. Das lässt sich in Bezug auf den Fall von Dylan so reformulieren, dass ihm anhand des Herkunftsorts die eigene deprivilegierte Stellung in der Gesellschaft vor Augen geführt wird, was zu einer innerlichen Distanzierung von diesem Raum führt. Das schlägt sich nicht zuletzt auf die Selbsterfahrung nieder. Wer aus einem Viertel stammt, in dem man sich nicht heimisch fühlen kann, verliert auch Möglichkeiten der positiven Selbstverortung.

Das heißt gleichwohl nicht, dass dem inneren Fremdwerden des Herkunftsortes auch eine äußerliche Distanzierung, also eine Veränderung im *Spacing* folgt. Das Gegenteil ist der Fall. Wie eingangs des Kapitels bereits vermerkt verfügen die betreffenden Personen nicht über die nötigen Kapitalien aber auch die relevanten Orientierungen, um die eigene „Wirkzone" effektiv zu verlagern. In Bezug auf letzteres wird analog zur zeitlichen Selbst- und Weltwahrnehmung auch im Zusammenhang mit Raum eine habitualisierte Horizont- und Aussichtslosigkeit erkennbar. Man wird immer wieder auf den Ort seiner Herkunft zurückverwiesen, wodurch man Optionen, diesen zu verlassen, nicht sieht oder aus dem Auge verliert. Der sich so habituell einschreibende „Ortseffekt" lässt sich mit Bourdieu folgendermaßen festhalten:

> Umgekehrt werden aber die Kapitallosen gegenüber den gesellschaftlich begehrtesten Gütern, sei es physisch, sei es symbolisch, auf Distanz gehalten. Sie sind dazu verdammt, mit den am wenigsten begehrten Menschen und Gütern Tür an Tür zu leben. Der Mangel an Kapital verstärkt die Erfahrung der Begrenztheit: er kettet an einen Ort. (Bourdieu 1997b, S. 164)

Wie im Interview mit Dylan deutlich wird, ändert sich das auch nicht dadurch, dass der eigene Herkunftsort Strandlage hat („beach"). Vielmehr bleibe es durch die Lebensumstände und die darauf zielenden Abwertungen des Ortes und seiner Bewohner ein „shitty council estate", von dem man selbst nicht viel hält, von dem man aber auch nicht loskommt.

Wie genau sich dieser Zusammenhang zwischen subjektiver Einstellung und Raumwahrnehmung, sowie deren rückkoppelnde Wirkung aufeinander darstellt, wird im nächsten Textauszug angedeutet. Hier geht Dylan auf die spezifische lebenspraktische *Synthese* des Strandes ein, wobei klarer wird, weshalb dem

Spacing in unmittelbarer Nähe eines eigentlich privilegierten Ortes mit Indifferenz oder sogar Ablehnung begegnet wird („bah“) (Z. 115–124):

I: Uh. (7) Okay. So nothing much to do here.
Dylan: There was plenty when I was younger, like know what I mean? We had a lake or a swimming pool. And (.) know what I mean? Beach was enough for us. Know what I mean? //Yeah, yeah// (2) But you go out (there), uh, we used to take that for granted. And my mother my mother lives in street that goes towards the beach. Can_t see the beach, but (.) go up a bit, beach is there. (1) Never anybody goes down there. (.) know I mean? //Yeah.// Take it for granted we live so close.

Dylan entwirft hier ein Bild seiner Kindheit, in der er mit Freunden am Strand spielte, worin Unbeschwertheit und Freiheit zum Ausdruck kommt. Damit ist eine Kontrasterfahrung entworfen, die dem entgegensteht, dass der Strand heute aus dem Horizont möglicher Aktivitäten schlicht herausfalle („Never anybody goes down there“), was eine veränderte *Synthese* des physisch gleichen Raumes zum Ausdruck bringt. Diese Aussage lässt sich in einem ersten Zugriff als Ausdruck eines Gewöhnungseffektes lesen. Da man den Strand immer vor der Haustür habe, nehme man ihn und seinen Freizeitcharakter im Alltag gar nicht war („take it for granted we live so close“). Dem steht indes entgegen, dass Dylan ihn in seiner Kindheit durchaus genutzt hat. Es lässt sich daher auch die Lesart entwickeln, dass durch das Leben im Viertel und das damit einhergehende eingehegte Raumerleben der nahgelegene Strand gar nicht als Erholungs- oder Erlebnisort entworfen werden kann. Dieser erst in Dylans Erwachsenenalter eintretende Effekt, dass die Gestaltung von Freizeit und die ihr entsprechenden Raumnahmen kaum noch eine Rolle spielen, lässt sich wiederum auf die Lebenslage, in der sich Dylans Mutter und auch er selbst befinden, zurückführen. Durch sie sind Handlungsperspektiven auf das tagtägliche Bewältigen von Krisen beschränkt. Die eigentlich in die Architektur und den landplanerischen Entwurf des Viertels eingeschriebene Unterscheidung von Alltagsgestaltung (Wohnung) und Freizeitmöglichkeit (Strand) wird somit lebenspraktisch obsolet.[66]

Insgesamt wird so erkennbar, dass in Bezug auf *council estates* ein spezifisches „Umgangskönnen und Umgangswissen, das sich als Wohnerfahrung gebildet hat“ (Hahn 1994, S. 317) und zu gesonderten raumbezogenen Orientierungen und Handlungsweisen führt, herausbildet. Das lässt sich mit einem sogenannten „Estatism*“* in Zusammenhang bringen, der als Begriff nach den bisherigen Ergebnissen gleichwohl umformuliert werden muss. So sind damit zum einen lokal beschränkte, selbstbezügliche Netzwerkstrukturen und zum

66 Daran wird noch einmal gut deutlich, dass unterschiedliche Akteure unterschiedliche Räume konstruieren – auch und gerade, wenn sie sich am selben Ort befinden. Für Besucher von außen, die den Strand mit touristischer Absicht erschließen, dort schwimmen oder spazieren gehen, ist ein anderer Raum gegeben, als im Fall von Dylan beschrieben.

anderen darauf aufbauende, kulturelle Codes, Insider-Outsider-Unterscheidungen und Identitätsmarker bezeichnet (Garner 2011, S. 6–7; McKenzie 2015, S. 163–165). Der positive Unterton, der dabei mitschwingt, ist nach dem Bisherigen allerdings kaum zu bestätigen. Zwar lässt sich eine Identifizierung mit dem eigenen Herkunftsviertel zeigen. Damit geht aber kein produktiver, selbstermächtigender Selbstbezug einher. Stattdessen dominieren Wahrnehmungen der Horizontlosigkeit, das heißt des selbstablehnenden Verwiesenseins auf die eigene sozialräumliche Herkunft.

4.2.3 Kontrast: Distanzierung und räumlicher Aufbruch

Während bei Dylan die Wahrnehmung des Festgesetztseins und eine innere, wenn auch ablehnende Identifizierung mit dem *council estate* dominieren, lassen sich bei Rhys, der im Folgenden vorgestellt werden soll, eine auch praktisch vollzogene Distanzierung zu seinem Herkunftsort und eine Haltung des Aufbruches beobachten. Das begründen sich daraus, dass er die schlechten Seiten des Wohnens zwar leibhaftig miterlebt hat. Daraus resultierte allerdings keine Wahrnehmung des räumlichen Rückverwiesenseins, sondern der inneren Abstandnahme. Rhys trafen wir in C-Town im gleichen Zentrum für wohnungslose Jugendliche, in dem wir auch mit Dylan und Gwen gesprochen haben. Er ist zum Zeitpunkt des Interviews 18 Jahre alt und hat einige einschneidende Erfahrungen hinter sich. Seit er 11 Jahre alt war, ist er nicht mehr zur Schule gegangen. Zudem kam er früh mit Drogen in Berührung. Da seine Eltern drogenabhängig und gewalttätig waren, hat er länger in verschiedenen Pflegefamilien gelebt. Zudem musste er den Verlust seines Bruders (Heroinüberdosis) und später auch den seiner Mutter (Herzleiden) hinnehmen. In dem Jahr vor dem Interview ist er wohnungslos gewesen. Aus dieser biographischen Situation heraus landete er schließlich bei der Hilfseinrichtung, in der das Interview geführt wurde. Im Gespräch wirkt er relativ entspannt und es fällt im einfacher als anderen, aus seinem Leben zu erzählen. Auch blickt er trotz allem seiner Zukunft optimistisch entgegen und hofft, dass es nun bergauf gehen wird. Das schlägt sich nicht zuletzt in den von ihm wahrgenommenen Handlungshorizonten nieder. So wird im Interview deutlich, dass er gerade in eine nahegelegene größere Stadt, hier D-Town genannt, umzieht und dort seine erste eigene Wohnung haben wird. Zunächst geht er im Interview aber auf das alltägliche Leben in C-Town ein, dass er als hochkriminalisiert und gefährlich für Leute in seinem Alter einstuft. Besonders treffe das auf das *council estate* zu, das auch Dylan erwähnte (Z. 246–273):

I: And I mean, (.) obviously, I_m not from around here but //Yeah// how is (.) life in C-Town, or are there lots of people who_who need support or //Yeah// what oh-

Rhys: Uh, C-Town, it_s like it_s a lot of like drugs (.) and stuff round here like. And (.) it_s_it_s like in everywhere you go in there. Do mean? Drugs and that. But then round C-Town, there_s it_s going to be rougher now. Like people my age, now they_re starting to do burglaries and all that, like to get money for drugs. (.) Like, uhm, yes, it is (a whole) group of boys. (.) And they was trying they was like (.) saying they was going to go and into one of the boys flats there because he owed em money and that. (.) And it_s like, (.) uh, round here, it_s like people don_t care. Like doing it, you come into your house and that. And (.) it_s not very good. Like it_s like it_s going downhill, (.) C-Town is. It_s going really bad. It_s (.) °h it_s been uh, but, uh, that_s what I mean. Like it_s nice places, and then there_s bad places. Like in [name of another part of town], it_s lovely, like (doing). But then you go down [name of larger council estate], and it_s all scum like. (.) So it_s just you take the good with the bad like. And (.) that_s all you can do, innit? //Mhm// But, oh, I just don_t get along with people round here, like just think they_re all scumbags. And (.) I just I don_t know. (.) Just don_t like it like (laughs).

Rhys beschreibt hier C-Town als vor allem von Drogen gekennzeichnete Stadt („a lot of like drugs“), in der das Klima zukünftig sogar noch rauer („rougher“) werde. Das führt er auf Gewalt- und Kriminalitätsphänomene zurück, die durch die nachwachsende Generation („people of my age“) in die Stadtgesellschaft eingeführt würden. Man begehe mittlerweile bereits Einbrüche („burglaries“) und überfalle Personen in ihren eigenen Wohnungen, um Schulden einzutreiben. Diese konkreten Beschreibungen, die von einer hohen lebensweltlichen Nähe zeugen, schließt er dann mit dem Hinweis auf eine von ihm wahrgenommene allgemeine Gleichgültigkeit ab („people don’t care“). Damit signalisiert er zunächst gegenüber der Interviewerin, dass sein moralischer Kompass mehrheitsgesellschaftlichen Erwartungen entspricht. Außerdem ist damit aber auch eine Distanzierung gegenüber den eigenen Peers vorgenommen, die im Interview mit ihm immer wieder durchschlägt. So wird im letzten Segment des Textausschnittes deutlich, dass sich Rhys mit seinen Beschreibungen auf das gleiche *council estate* bezieht, das auch schon Dylan erwähnte. Mit dem Wohnviertel identifiziert er sich allerdings nicht, sondern grenzt sich scharf davon ab und trägt dabei selbst zur dessen symbolischer Abwertung bei. Zwar gebe es schöne Orte in C-Town. Rhys‘ Alltagspraxis führe ihn aber vor allem in das *council estate*, das er als Abschaum („it’s all scum“) rahmt und dessen Bewohnerinnen er als Dreckssäcke („scumbags“) beschimpft. Dass er diese Umgebung als nur schwerlich auszuhalten versteht, wird an dem Motto deutlich, dass er formuliert: Man müsse das Beste aus einer schlechten Situation machen („take the good with the bad“). Daraus lässt sich abermals eine innere Distanzierung zum eigenen Herkunftsort lesen, vor der auch erst die detail- und

bildreichen Ausführungen zum schlechten Zustand des Viertels erklärbar werden. Für Rhys liegt darin – anders als im Fall von Dylan – keine Selbstbezichtigung, sondern der Grund für sein inneres Abstandnehmen. Dementsprechend zeigt sich bei ihm auch nicht der Defätismus, der Dylans Raumwahrnehmung dominiert, sondern lässt sich ein Wille zur räumlichen Veränderung – im Sinne eines *Spacings* – nachweisen. Wie im nächsten Ausschnitt erkennbar wird, war dafür die Unterstützung einer Hilfseinrichtung von entscheidender Bedeutung (Z. 274–291)

I: And you moved to [name of city nearby] now you say?
Rhys: Yeah, I move well, I had my keys last Thursday. (.) I moved in Monday.
I: Okay. How_how did you find that place, or how did it
Rhys: Oh, I was looking for months, months. (.) Basically, my social worker said like, uhm, (.) start looking for private and that, (.) private rental like. (.) But, uh, I_I put in my application for (.) housing options. It_s like, uh, (.) council and all (them) (.) because it was taking so long I_I started looking on the internet for like, uhm, (-) like, dunno, what_s it called, (.) private. (.) And everywhere I (.)uh, that I was going, you needed like loads of money to move in or (.) needed a guarantor with loads of money and that. (.) But I looked one day. And it was this landlord and knew some like. And he said I didn_t need none of it. Like I just needed, uh, (.) 500 pound to move in like. (.) So I got it in. (.) So I was landed like really happy.

Rhys wechselt hier in die Ich-Form und rekonstruiert einen Prozess der eigenständigen Wohnungssuche („I put in my application“, „I started looking on the internet“), der letztlich zum Erfolg und Freude führte („I was landed like really happy“). Dabei stellt er unter Beweis, dass er die innerliche Distanzierung vom Herkunftsort auch in die äußerliche Handlungspraxis übersetzt und den Schritt wagt, in eine andere Stadt umzuziehen. Mithin lässt sich hier eine Erfahrung von Selbstwirksamkeit erkennen, die vor allem auf die Dimension der räumlichen Selbstverortung zielt. Anders als Dylan bleibt Rhys nicht im Council Estate verhaftet, sondern löst sich eigenständig aus diesem heraus und entwickelt dabei eine zumindest in Ansätzen vorhandene gestaltende Sicht auf sein eigenes Schicksal.

Zugleich darf Rhys Umzug auch nicht überbewertet werden. Immerhin zieht er ‚nur‘ in eine hier anonymisierte Stadt, die sich ca. 20 Autominuten von C-Town entfernt befindet. Das heißt, seine Abgrenzung sowie Aufbruchpläne reichen nicht so weit, dass er bspw. in einen ganz anderen Teil des Landes zieht. Neben den fehlenden finanziellen Möglichkeiten, sich so weit außerhalb seiner bisherigen Lebenswelt zu platzieren (*Spacing*), lässt sich das auch dahingehend interpretieren, dass es ihm habituell schwerfällt, überhaupt einen anderen Raum zu konstruieren, d. h., auch eine Veränderung in der *Synthese* von Wohnraum

herbeizuführen (Löw 2012, S. 183–184). Der Umzug stellt in diesem Sinne nur einen ersten Schritt der ‚inneren' Abstandnahme von dem *council estate* dar, der vor allem als Maßnahme des Selbstschutzes vor einem als feindlich synthetisierten bisherigen Wohnumfeld zu lesen ist. Diesbezüglich wird auch klar, dass bei Rhys weiterhin bestimmte mehrheitsgesellschaftliche Selbstverständlichkeiten einer selbstbestimmten (An)Ordnung aufgehoben sind. So wird er von einer Sozialarbeiterin auf die Möglichkeit hingewiesen bzw. bekommt von ihr erst die Erlaubnis, nicht nur nach städtischen Sozialwohnungen, sondern auch nach privat vermieteten Wohnungen („looking for private") Ausschau zu halten. Er bleibt also diesbezüglich auf externe Hilfen angewiesen, womit auch die Bedingung der Möglichkeit für seine Perspektivweitung genannt ist. So lassen sich – analog zu Gwen im vergangenen Kapitel – die erwähnte Hilfseinrichtung und ihr Eingreifen als Teilgründe für Rhys' auch ‚innerer' Herausentwicklung aus seiner bisherigen Umgebung heranziehen. Dem trägt er im Interview in einer letzten Passage auch Rechnung (Z. 232–240):

Rhys: […] So [name of support agency] are really good. Like they_-they_they give you second chances and_and everything like d_you_mean? //Mhm// It was really good, yeah, like (.) just it_s not the area I wanted to live in, like (.) in the old (.) the places they give you (.) being in that you_re so sucked in. But you got a roof over your head like, D_you_ mean? And they_they give you as much support and (.) thing as_as much as you need. Like so that_s good.

Rhys lobt hier die Hilfseinrichtung dafür, dass sie ihm bei der Sicherstellung einer für andere basalen Alltagsselbstverständlichkeit half („roof over your head"). Zwar finde er problematisch, dass er zunächst nicht sofort sein bisheriges Wohnumfeld verlassen konnte („It was really good, just not the area I wanted to live in") und so weiterhin auf seine Peers verwiesen und den vereinnahmenden Effekten des so konstituierten Raumes ausgeliefert geblieben ist („sucked in"). Zugleich bleibt er bei seiner positiven Bewertung, die er damit begründet, dass falsche Entscheidungen und das Scheitern an mehrheitsgesellschaftlichen Normidealen von der Einrichtung aufgefangen würden („they give you second chances"). Darin wird einerseits die bereits angesprochene latente Unselbstständigkeit, andererseits aber auch sein Willen deutlich, mit dem Vergangenen abzuschließen und sich seiner Entwicklung in der Zukunft zuzuwenden. Wie dargestellt bezieht er diesen Prozess zunächst vor allem auf seine räumliche Selbstverortung, über die er Handlungssouveränität erfährt und unter Beweis stellt und bei deren Realisierung die Hilfseinrichtung eine wesentliche Rolle spielte.

4.2.4 Fazit

In diesem Abschnitt habe ich verhandelt, wie meine Befragten ihren sozialen Status vermittelt über Herkunfts- und Wohnorte erfahren. Ausgangspunkte waren dafür soziale Topoi und damit im Zusammenhang stehende Raumsynthesen, die wenig anerkannte Wohnformen und damit in Verbindung gebrachte Lebensweisen adressieren. Es sind solche begrifflichen Bündelungen wie *council estate*, die einerseits das Bild über die Orte der Armut prägen, andererseits aber auch den Bewohnern als Darstellungsfolie der eigenen Lebenslage dienen. In diesem Zusammenhang wird das fehlende positive Identifikationspotenzial der so entworfenen Räume deutlich. Das heißt, die betreffenden Personen wissen, dass die Räume, die sie bewohnen, wenig Anerkennung genießen. Das führt dazu, dass sie sich zwar innerlich von ihrem Herkunftsviertel abgrenzen und eine Abneigung gegenüber der eigenen Lebensweise entwickeln, aber effektiv doch dort verhaftet bleiben. Zugespitzt kann man deshalb sagen, dass hier die spezifische *Synthese* des Raumes das eigene Platziert-Sein darin zum Problem werden lässt. Genauer gesagt: Der Einsicht in die Inferiorität des eigenen Wohnviertels bei gleichzeitigem Verhaftetsein in ihm entspricht eine Raumwahrnehmung, die die eigenen Handlungsoptionen als gering einschätzt. Ein Re-Platzieren oder Erweitern der eigenen „Wirkzone" in erwünschte Horizonte hinein bzw. Veränderungen der räumlichen (An)Ordnung erscheinen utopisch. Veränderungen dieser Art sind, das wurde am Fall von Rhys deutlich, erst möglich, wenn durch ‚innere' Distanznahmen die bindenden „Ortseffekte" überwunden werden können. Das heißt, erst wenn den habitualisierten Identifizierungen mit abgewerteten Räumen Alternativen entgegengestellt werden, erscheinen Re-Platzierungen möglich und werden angegangen. Diesbezüglich wurde auf spezialisierte Hilfseinrichtungen hingewiesen, die mögliche Veränderungen des *Spacings* anstoßen und unterstützen können.

4.3 Re-Platzierungen: Wohnungslosigkeit und Auffangunterkünfte

Neben dem Wohnen in segregierten Vierteln wurde in den Interviews immer wieder deutlich, dass deprivierte Lebenslagen mitunter bedeuten, überhaupt keinen festen Wohnsitz mehr zu haben. Es lässt sich sogar sagen, dass Wohnungslosigkeit – direkt erlebt oder vermittelt über Bekannte – zu einer der Haupterfahrung der Befragten gehört. Das trifft sich mit Untersuchungen, die darauf hinweisen, dass Wohnungslosigkeit ein wachsendes Problem in Großbritannien darstellt (Fitzpatrick et al. 2019, 57–81; Ministry of Housing, Communities & Local Government 2019). Die liberalen Wohlfahrtspolitiken

der vergangenen Jahrzehnte, durch die die sozialen Sicherungsnetze sehr löchrig geworden sind, haben rapide wirtschaftliche Abstiege wahrscheinlicher gemacht, was zu gehäuften Fällen von Wohnungsverlust und einem Leben auf der Straße führt (O'Hara 2019). Hervorzuheben ist an diesen Schicksalen die erhebliche Not und Bedrohung, die für die betreffenden Personen entstehen (Steckelberg 2018, S. 37) – Thomas (2012) zufolge sterben Personen, die dauerhaft wohnungslos sind, durchschnittlich 30 Jahre eher als die übrige Bevölkerung. Wie ich im Folgenden zeigen werde, lässt sich dieser Zusammenhang zwischen Wohnungslosigkeit und der Not und Bedrohung, die damit einhergeht, nicht allein mit dem Hinweis auf die existenziellen Einschnitte erklären, die ein Leben in Wohnungslosigkeit bedeutet. Stattdessen haben Personen in Wohnungslosigkeit vor allem auch mit starken Abwertungen zu kämpfen, die mitunter bedrohlich für Leib und Leben werden können. Den Referenzrahmen dafür stellen normative Erwartungen dar, die das Wohnen betreffen (Somerville 2013). So werden Personen, die Phasen der Wohnungslosigkeit durchmachen und kein festes Dach über dem Kopf haben, oftmals als Ausgeschlossene oder Gescheiterte stigmatisiert (Farrugia 2011, Gerull 2018). Dazu kommt, dass die Befragten – analog zu den „Normallebensläufen" – mehrheitsgesellschaftliche Wohnstandards stark verinnerlicht haben. Sie messen sich an ihnen und entwickeln Formen der Selbstverachtung. Der subjektive Leidensdruck, der in Lebenssituationen der Wohnungslosigkeit entsteht und den auch meine Befragten artikulieren, erklärt sich maßgeblich aus diesem Zusammenhang von Anfeindung und Selbstabwertung.

Zusätzlich möchte ich im Folgenden argumentieren, dass sozialphänomenologisch betrachtet einem weiteren wichten Punkt Beachtung geschenkt werden muss. So lässt sich zwar einerseits zeigen, dass Wohnungslosigkeit eine Lebensrealität hervorbringt, die im Sinne Löws (2012) eigene, aus Improvisationen und Behelfsstrategien gespeiste (An)ordnungen zeitigt. Andererseits werden durch das Fehlen einer eigenen Heimstätte wesentliche Aspekte des räumlichen Erschließens der Lebenswelt und der Orientierung darin behindert. Da das Wohnen als soziale Grundpraxis der Raumkonstitution (Hahn 1994, S. 316–322) nur rudimentär mit Leben gefüllt werden kann, sind auch wesentliche Aspekte der lebensweltlich-räumlichen Aktivität und Horizontbildung auf ein Mindestmaß beschränkt. Bezogen auf die Erfahrungswelt meiner Befragten sind in diesem Sinne zwar durchaus eigensinnige Raumkonstruktionen von wohnungslosen Personen zu beachten und in die Analyse einzubeziehen. Gleichzeitig sind diese nicht zu romantisieren und in den Kontext von lagebedingten lebensweltlichen Beschränkungen zu stellen.[67]

67 Verharmlosend und vereinseitigend sind Ansätze, die für die Anerkennung von Wohnungslosigkeit als alternative Lebensrealität eintreten: „In one sense, the task taken up here is to make homelessness ordinary, moving from the view of homelessness as an extraordinary malfunction to a position embedded within the wider dynamics of contemporary inequality" (Farrugia und Gerrad 2016, S. 278). Zwar ist der moralische Drang verständlich, der Lebensrealität von

In diesem Unterkapitel gehe ich auf diese Aspekte ein und führe vor, wie Wohnungslosigkeit erlebt wird und welche Erfahrungen, die betreffenden Personen daraus mitnehmen. Dabei ist zunächst von Interesse, wie sich die derangierende Erfahrung begrifflich fassen lässt, die entsteht, wenn man aus einer Wohnnormalität herausgerissen wird und plötzlich auf der Straße landet. Daran anschließend gehe ich auf Umgangsstrategien ein, die zeigen, dass die betreffenden Personen ihr neues Lebensumfeld auf spezifische Weise *synthetisieren* und eine eigene, *fluide Raum-(An)Ordnung* entwerfen. Schließlich dokumentieren sich im Material auch Wege aus der Wohnungslosigkeit, in stabile Wohnverhältnisse hinein. Daran wird deutlich, dass Wohnungslosigkeit – zumindest innerhalb der Reichweite meines Samples – meist nur eine biographische Episode darstellt, auf die eine Wiedereingliederung in oder zumindest Annäherung an „normalgesellschaftlich" akzeptierte und persönlich befriedigende Wohnformen folgt.[68] Als relevante Akteure für die dafür nötigen Maßnahmen lassen sich wieder Hilfseinrichtungen anführen.

4.3.1 Zwangsräumung und räumliche Desintegration

Die ausführlichsten Auskünfte über seine Phase der Wohnungslosigkeit gab Aeron aus F-Town. Im Gegensatz zu anderen Befragten wirkt er wenig frustriert und desillusioniert. Er hat durchaus Ambitionen und Wünsche für die Zukunft. Im Interview wird deutlich, dass er Probleme damit hatte, in der Erwerbswelt fußzufassen, was er auf Schicksalsschläge und falsche Freunde zurückführt. Dadurch stand er auch für zwei Wochen ohne feste Unterkunft da und lebte auf der Straße. Diese einschneidende biographische Episode, die sich in einer großen ehemaligen Industriestadt im Norden Englands abspielte, soll für dieses Unterkapitel in Breite interpretiert werden. Ergänzend ziehe ich jeweils verschiedene andere Fälle hinzu. In der folgenden Textpassage erzählt Aeron, wie es zu seiner Wohnungslosigkeit kam (Z. 631–660):

Aeron: °h And, uhm, like I said, because it_s on off work (.) all the time, (.) I ended up getting rent arrears and eventually getting evicted.
I: Yeah. (.) Because you couldn_t pay for it.

wohnungslosen Personen ein eigenes Recht einzuräumen und sie ‚positiv' darzustellen. Allerdings droht so die phänomenologisch aufzeigbare Reduktion dieser Lebensrealität auf ein Minimum der Welterschließung unter den Tisch zu fallen.

68 Mithin wird im vorliegenden Buch eine spezifische Form von Wohnungslosigkeit in den Blick genommen. Personen, die sehr lange Zeit auf der Straße leben, sind möglichweise auch schwerer für Interviewforschungen zu rekrutieren, da sie sich nicht an Hilfseinrichtungen halten und ihr eigenes Leben auf der Straße etabliert haben. Nichtsdestotrotz bin ich der Überzeugung, dass sich einige der im Folgenden dargestellten Ergebnisse auch auf diesen Personenkreis übertragen lassen.

Aeron: Because I couldn_t pay me rent. Cause, at the end of the day, if it comes down to food (.) and electric, I_m going to buy that (.) before paying me rent. //Sure, yeah// Uh, like I said, uhm, (1) I became homeless (.) for two weeks. //Mhm// (3) Cause what had happened is I_d just paid (.) I_d just bought food and electricity with (.) the benefit money that I did have (.) and got evicted the next day. (.) And I mean, literally, they came banging on the door, (2) uhm, ended which what they did next wa_is actually illegal. If you smash the window to enter the property //Okay// which like I said, they_re not supposed to, (.) and then literally kicked me out with the clothes on my back, nothing else. //Mhm// I said, will you not give me five minutes to (.) grab a couple of bits? He said, you_ve been given written notice. You should_ve already done all this and found another accommodation. (.) I didn_t have anywhere to go. //Yeah// Obviously, I was going to hold out as long as I could. (.) So I_I was literally in the streets with the clothes on me back, (.) no food, no money, nothing.

Ausgehend von finanziell nicht ausreichenden Gelegenheitsanstellungen, die er über eine hier nicht erwähnte Zeitarbeitsfirma erhielt, beschreibt Aeron, dass er in finanzielle Not geriet, wodurch er Mietschulden („rent arrears“) aufbaute und seine Wohnung schließlich zwangsgeräumt wurde („eventually got evicted“). Auf diesen Kurzabriss folgt dann eine längere Ausführung. Einer Notwendigkeitslogik folgend, nach der unmittelbare Grundbedürfnisse dem Zahlen der Miete vorzuziehen sind, berichtet er, dass er seine Sozialhilfe für „food and electricity“ ausgegeben habe und daraufhin aus seiner Wohnung geworfen worden sei. Deshalb sei er für zwei Wochen wohnungslos gewesen. Die Pausen vor und nach dieser rhetorischen Klimax markieren, dass es sich für ihn dabei um einen existenziellen Einschnitt handelte, der ihn immer noch belastet. Zudem kommt die Aussage in der Interviewsituation womöglich einem Eingeständnis gegenüber dem Interviewer als Vertreter der Mehrheitsgesellschaft gleich, das ihm nicht leicht über die Lippen geht.

Daran schließt sich eine Erzählung der konkreten Begebenheit an. Mit physischer Gewalt („banging on the door“, „smash the window“) habe man ihn sprichwörtlich auf die Straße geworfen („literally kicked me out“). Da auch Rückfragen und Verhandlungsversuche vor Ort, bei denen deutlich wird, dass er auch durch Nicht-Handeln zu seiner Lage beigetragen hat („You should’ve already […] found another accomodation“), nicht geholfen haben, landete er schließlich „in the streets“. Für Aeron erwächst aus dieser Episode die *Erfahrung totaler räumlicher Desintegration und lebensweltlicher Desorientierung.* Seiner Wohnung beraubt stellt sich für ihn die Wahrnehmung ein, keinen Bezugsort mehr zu haben („I didn’t have anywhere to go“). Es wird eine Auflösung seines persönlichen Nahbereichs erkennbar, die in der kompletten Offenbarung gegenüber ‚bürgerlichen‘ Lebensidealen endet („no food, no money,

nothing“). Die an ihm vollzogene Fremdbestimmung, die er kommen sah („I was going to hold out as long as I could“), stellt somit nicht einfach ein passives Re-Platziert-Werden, sondern eine komplette *De-Platzierung* dar. Das heißt, an dieser Stelle ist eine Negierung seiner bisherigen Alltags-(An)Ordnung der Dinge markiert. Phänomenologisch gesprochen kollabieren alle räumlichen Bezugshorizonte.

4.3.2 Der Kampf um Verortung: Fluide Räumlichkeiten in der Wohnungslosigkeit

Einmal ohne festen Wohnsitz geht es für Personen in Wohnungslosigkeit darum, existenzielle Grundbedürfnisse zu stillen. Essen, Trinken und eine Schlafmöglichkeit müssen organisiert werden, was besonders zu Beginn der Wohnungslosigkeit eine große Herausforderung darstellt – eben weil keine (An)Ordnung etabliert ist. Zudem muss die dafür nötige Widerstandsfähigkeit im Alltag erst über neue Routinen und neues Erfahrungswissen nach und nach mobilisiert werden. In diesem Zusammenhang entwickeln sich auch spezifische Raumbezüge, wie im Folgenden aufgezeigt werden soll. Zuerst gehe ich wieder auf Aeron ein (Z. 666–687):

Aeron: Uhm, (3) I didn_t really have any proper_proper friends that I could rely on or (.) stay at their houses or anything like that. (.) I normally keep to myself, but specially [larger City in northern England], you keep to yourself (.) because (2) it_it_s just that type of place. //Yeah// You know people, but you don_t know em, know em, (.) not enough to (-) ask for help. (-) Uh, so I (.) started living on the street for (.) like two weeks, (.) which is like (.) walking about, trying to (.) get somewhere to live, (.) uhm, try and find food, which sometimes (.) I stole from shops //Mhm// which, when you_re starving, you_ve got to. //Sure, yeah// Uh, (.) if I couldn_t do that, I would be walking down the street (.) at one in the morning looking in bins for people who_ve thrown away takeout. //Yeah// (-) Uhm, I used to (.) go to the park (.) at night (.) to sleep in a bush (.) to feel safe //Mhm// because I knew nobody would find me. (1) Uh, it, like I say, was an absolute nightmare.

Aeron erzählt hier aus der Zeit unmittelbar nach seiner Zwangsräumung. Er schlägt sich auf der Straße durch, wobei die von ihm wahrgenommene Anonymität der Stadt seine Erfahrung der Wohnungslosigkeit radikalisiert. Lebensweltlich desorientiert und sozial isoliert kann er auf keine Formen kurzfristigen Nahhilfe zurückgreifen und bspw. bei einem Freund auf der Couch übernachten. In seinem tagtäglichen Handeln ist er auf rudimentäre Tätigkeiten verwiesen, die getrieben sind von basaler Überlebenssicherung („walking

about", „try and find food"). Zugleich deutet sich darin aber auch das Entstehen einer neuen Normalität des ‚Über-die-Runden-Kommens' an, in der sich auch planerisches Vorgehen und eine aktive Grundhaltung dokumentieren. Das bestätigt sich dadurch, dass Aeron berichtet, schnell Strategien der Essensbeschaffung („stole from the shops", „looking in the bins for […] thrown away takeout") und des Selbstschutzes („sleep in the bush to feel safe") etbaliert zu haben. Er signalisiert damit, dass es für ihn auf der Straße einen Alltag gab, der geprägt war von auf das bloße Überleben gerichteten Routinen und Wissensbeständen. Daran wird wiederum erkennbar, dass Aeron eine neue, rudimentäre (An)Ordnung für sich etablierte, mit der spezifische Handlungskompetenzen und ortsbezogene Umgangsweisen einhergingen. Dass diese Form der Selbstverortung allerdings kaum beschönigt werden kann, zeigt seine abschließende Bewertung („absolute nightmare"). Daran wird deutlich, dass die Wohnungslosigkeit für Aeron einen enormen Leidensdruck produzierte, auch und gerade, weil er improvisieren und auf behelfsmäßige Strategien der Überlebenssicherung zurückgreifen musste.

Ganz ähnliches zeigt sich in der Gruppendiskussion *community centre*, die in S-Town geführt wurde.[69] Wie oben bereits erwähnt, wird das Center besonders für den angebotenen Mittagstisch geschätzt, was sich indes nicht allein auf die Möglichkeit beschränkt, eine Mahlzeit einzunehmen. So ist auch der soziale Austausch essenziell, der beim Tee und Kaffee vor und nach dem Essen an größeren Tischen in einem Gemeinschaftsraum gepflegt wird. Bei unserem Besuch vor Ort wurde sofort ersichtlich, dass dadurch Bekanntschaften und Freundschaften entstanden sind und viele der Personen gern länger bleiben als unbedingt notwendig ist. Einer der Hauptfoki der dort geführten Diskussion waren Erfahrungen mit Wohnungslosigkeit, die in S-Town zunehme und die einige der männlichen Diskussionsteilnehmer selbst gemacht haben. Im folgenden Ausschnitt tragen drei Diskutanten ihre Erfahrungen mit dem Organisieren von Schlafunterbringungen zusammen. Dabei wird erkennbar, dass zwischen Wohnungslosigkeit und auf der Straße leben unterschieden wird (1315–1325):

Thomas: Fortunately, when I, when I was homeless, I was only on the streets for about five days, and they_re weren_t consecutive days. So I had the occasional B&B, which (.) I got served (.) (service xxx). But I spent three and a half months in a tent. And that was hot weather (.) [(xxx xxx xxx).

Matthew: [Yeah, worse in the [winter.

Jack: [Because I used to sleep underneath the pier, and they stopped that. You can_t get under the pier anymore.

69 Vgl. Kap. 3.3.4.

Thomas steigt in die Passage mit der Aussage ein, dass es in der Zeit, als er wohnungslos gewesen ist, eine Phase des Auf-der-Straße-Lebens gab, die allerdings nur fünf Tage, die auch nicht unmittelbar zusammenhingen, gedauert habe („they weren't consecutive days"). Die restliche Zeit sei er entweder in Bed-and-Breakfast-Herbergen untergekommen und habe vor allem dreieinhalb Monate in einem Zelt übernachtet. Das Übernachten in einer Herberge und das Schlafen in einem Zelt werden hier also rhetorisch auf eine Ebene gehoben und vom Leben „on the streets" unterschieden. Raumphänomenologisch gelesen spricht daraus, dass mit letzterem gemeint ist, keinerlei Anlaufpunkt und Unterschlupf zu haben – was an Aerons Erfahrung der totalen lebensweltlichen Desintegration erinnert. Demgegenüber kann man bereits das Aufschlagen eines Zeltes, womöglich dauerhaft und am selben Ort, als Markieren einer Unterscheidung lesen, durch das eine der subjektiven Erfahrung Orientierung gebende (An)ordnung ermöglicht wird (Harrison 2003, S. 20). Anstatt ziellos auf der Straße zu navigieren, ist nun ein räumlicher Ausgangs- und Bezugspunkt geschaffen, der als Grundlage für alltägliche Verrichtungen dienen kann. Der eingangs ausgeführte Doppelcharakter jeder (An)Ordnung wird daran noch einmal anschaulich. Sie wird immer handlungspraktisch angeordnet, erzielt aber immer auch ordnende Wirkung für die Handlungspraxis. In diesem Sinne könne sogar das Einrichten unter einem Pier, das Jack als seine Strategie der Unterkunftsfindung vorstellt, als Behausung dienen. Dass dieses Vorgehen gleichzeitig nur als behelfsmäßig angesehen werden kann, wird daran deutlich, dass es allein in den warmen Monaten des Jahres („hot weather", „Yeah, worse in the winter") tragfähig ist und gegen geltende Wohn- und Rechtsnormen verstößt, deren Nichteinhaltung von staatlichen Organen verfolgt wird[70] („they stopped that").

Es wird also deutlich, dass hier eine notgetriebene und provisorische Neuordnung von Orten und Gebrauchsgegenständen geschieht, aus der ein neuer, wenn auch hoch prekärer Raumbezug erwächst. Wie das dafür nötige Wissen und die Handlungsroutinen in Bezug auf das Leben in der Wohnungslosigkeit konkret aufgebaut und auch untereinander weitergegeben werden, führt Thomas in der folgenden Passage aus. Im Zuge dessen wird jedoch auch daran erinnert, dass Wohnungslosigkeit vor allem negative Gefühle des Abgewertetwerdens und des Nichtdazugehörens für die betreffenden Personen hervorbringt (Z. 1900–1915):

Thomas: Uh, well, I_I_I_ve (2) during those five days I was homeless, I was in [Name of a Town] for some reason. Uh, and this Welsh kid he took me under his wing (.) because he saw me in a, he saw me lying down on a (xxx) of a sanctuary. I had a bit of drink. He called me an ambulance (1) which is nice. And he took me under his wing and showed me where to sleep, keep warm. But and_and he showed me

70 Vgl. zu diesem Punkt auch Strasser und van den Brink (2008, S. 143).

where to beg. Twice in my life I begged, and it_s sort of (.) really humiliating. And just to see all these people and right now have lovely homes, wives and husbands to go to, coming back from work, now I (want off [of them] get) nothing. And, uh, you do, you do feel small.

?: [(coughs)]

In dieser Passage führt Thomas aus, wie ihm von einem Walisischen Jugendlichen oder jungen Erwachsenen („kid“) aus einer möglicherweise gesundheitsgefährdeten Lage geholfen („He called me an ambulance“) und er daraufhin in das Leben in der Wohnungslosigkeit initiiert wurde („took me under his wing“). Das beinhaltete Handlungswissen über das Finden und Ausstatten von Schlafstädten („showed me where to sleep, keep warm“) sowie darüber, wo gute Orte zum Betteln sind („showed me where to beg“). Abermals wird somit erkennbar, dass die spezifische Notlage der Wohnungslosigkeit Routinen und Handlungswissen hervorbringt, was – wie an dieser Stelle deutlich wird – auch Ortskenntnisse beinhaltet, was wiederum auf das Vorhandensein einer spezifische (An)Ordnung schließen lässt.[71]

Dass diese Raumkonstruktionen analog zu Aeron nicht auf eine freigewählte neue Lebensweise, sondern vor allem auf die existenzielle Not der betreffenden Personen verweisen, wird dann allerdings auch deutlich hervorgekehrt. Thomas erwähnt, dass er zweimal in seinem Leben betteln war, was er als äußerst demütigend empfand („really humiliating“). Er führt das darauf zurück, dass er sich plötzlich als Zuschauer einer Alltagsnormalität gegenübergestellt sah, die er an einem festen Wohnort, Erwerbsarbeit und Partnerschaft festmacht („have lovely homes, wives and husbands to go to, coming back from work“). Anstatt Teil dessen zu sein, sah er sich selbst in der Position des herabgewürdigten Bittstellers und konnte nur auf das hoffen, was die ihm Überlegenen („you do feel small“) abwerfen. Somit lässt sich zeigen, dass das aus der Notlage geborene, kreative Neubegehen und -deuten von Raum immer auch eine symbolische Rückseite hat, die Personen in Wohnungslosigkeit sehr bewusst erfahren. Ihnen ist gewahr, dass sie normativen Erwartungen an das Wohnen, an Modi der räumlichen Besitznahme und allgemein an das sich Sich-

71 Methodisch ist an Stellen wie diesen zu beachten, dass das Feld über narrative Interviews und Gruppendiskussionen erschlossen wurde. Erfahrungen mit Raumbezug werden deshalb oftmals herangezogen, um ein Sozialisationssetting zu beschreiben oder tauchen im Zusammenhang mit biographischen Wendepunkten und Krisenerlebnissen auf, die durch die Frageweise im Fokus stehen. Um Daten zu erheben, die etwa die devianten Raumkonstruktionen von Jugendcliquen, die sich bei Rhys andeuteten, oder die die hier zur Sprache kommenden Routinen und Spezialwissensbestände von Personen in Wohnungslosigkeit vertiefen, könnte ein ethnographischer Ansatz hilfreicher sein. Diesbezüglich sind Erhebungsmethoden wie sogenannte Go-Alongs oder Sozialraumbegehungen etwa bei Boettner (2007), Kusenbach (2008), oder Hans (2018, S. 175–178) gut beschrieben.

Platzieren nicht entsprechen. Dementsprechend entwickeln sie diesbezüglich starke Schamgefühle.

In welchem Ausmaß Personen in Wohnungslosigkeit mit diesen Konventionen auch von außen konfrontiert werden und worin diesbezüglich die deutlichen Grenzen einer subjektiven Re-Synthetisierung von Raum liegen, wird anhand der folgenden Ausführungen von Aeron deutlich (Z. 709–724):

Aeron: One night, I decided I found, (.) uhm, an old factory (.) that, (-) you know, they_they did (wh_the bout) really, really (.) stupid occasional hours and days. (.) And there was a skip outside with, uh, (.) wastepaper in it. (-) And there was one night that I, uh, (.) slept in that skip (.) to keep warm.
I: Yeah.
Aeron: Uhm, I tried going back the next night (.) and found that, (.) because I_d slept in that skip, (.) someone must_ve noticed, (.) and they_d set fire to it.
I: h°
Aeron: (4) Just like a spite thing I think.
I: Yeah.
Aeron: Stupidity really, you know? (.) I thought, what would_ve happened if I would_ve already been in there?
I: Yeah. (.) Exactly.

Kurz abgehandelt geht Aeron hier auf eine weitere Episode aus seinem Leben in Wohnungslosigkeit ein, in der er abermals seine erworbene Fähigkeit, einen Rückzugs- und Schutzort aufzutreiben, unter Beweis stellt. An einer alten Fabrik habe er einen Müllcontainer („skip“) gefunden, der ihm als Nachtlager diente, zumal das darin gelagerte Altpapier ihm half sich warmzuhalten. Als er tagsdrauf den Papiercontainer wieder in Beschlag nehmen wollte, musste er feststellen, dass das Altpapier angezündet worden war. Das führt Aeron auf einen Akt der Boshaftigkeit und Gehässigkeit („spite thing“) der Person zurück, die ihn bemerkt haben muss („someone must have noticed“). Wieder wird hier also zweierlei ersichtlich: Während Aeron zeigt, dass er sich vor dem Hintergrund der lebensweltlichen Desintegration seiner vorhergehenden Alltags-(An)Ordnung räumlich neu zu orientieren vermag und so zumindest zeitweise und rudimentär eine Beherbergung schafft, zeigt das Abbrennen wesentlicher Bestandteile des so konstruierten Raumes, dass nur spezifische Wohnformen und damit assoziierte Modi der Lebensführung als legitim gelten. Aus existenzieller Not geborene Provisorien genießen keine Anerkennung und werden sogar ausradiert. Zusätzlich ist festzuhalten, dass diese Provisorien sich auch raumphänomenologisch am Rand dessen befinden, was man überhaupt als Wohnen bezeichnen kann, da sie ausschließlich dem basalen Überleben dienen.

Wohnungslosigkeit bringt so zwar durchaus eigensinnige (An)Ordnungen hervor. Zugleich ist der analytischen Anerkennung dieses produktiven Um-

gangs hinzuzufügen, dass Wohnungslosigkeit im hier verhandelten Sinn keine harmlose, ‚alternative' Lebensweise darstellt. Stattdessen ist sie oft Begleiterscheinung einer (erwerbs-)biographischen Krise, die sich durch materielle Not und den Verlust sozialer Anerkennung ausdrückt. Letzteres steigert sich mitunter ins Totale und beinhaltet heftige, gewalttätige Gegenreaktionen, die die betreffenden Personen in Lebensgefahr bringen kann („what would've happend if I would've already been in there?"). Dieser Punkt wird auch anhand einer letzten Textpassage aus der Gruppendiskussion *community centre* in S-Town klar[72] (Z. 1246–1254):

Thomas: When I first started coming here, I was living at a place called [name of hostel], which is a hostel down the road. And one of the guys I knew from there, he_he was a (.) he had cancers and only had months to live. And, uh, some six guys literally kicked him to death on_on a outside. And there_s another guy in there whose friend was in a sleeping bag. And he was kicked to death in his sleeping bag.

4.3.3 Kontrast: Schutz- und Transiträume

Auf das zuletzt entworfene Bild von Personen in Wohnungslosigkeit und ihrem Ausgeliefertsein gegenüber von außen an sie herangetragene Abwertungen reagieren wiederum Einrichtungen wie das *community centre*, in dem die zitierte Gruppendiskussion geführt wurde. Wie sich in dieser Diskussion zeigt, wird das Zentrum im Zusammenhang mit den bisher aufgezeigten Aspekten als Schutzraum wahrgenommen. Diese Erfahrung bringt Jack auf den Punkt, der selbst eine Phase der Wohnungslosigkeit hinter sich hat (Z. 133–145):

Jack: The thing about this centre which I think is good is that it_s a safe environment.

Phoebe: Mhm.

Jack: If you misbehave, you gonna get thrown out. And you_re gonna be stay out until you learn how to behave. So, if anyone comes here, they_re perfectly safe. They_they can take down the (hold) and they are safe. You know, uh, and that_s the most important thing about this centre. The (xxx xxx xxx) group it was a safe environment. You know, a couple people misbehaved, and they were evicted from the show. You know what I mean? So, it_s very important.

Was Jack hier beschreibt, ist eine rigide Politik des Centers, die an einem nicht weiter spezifizierten Fehlverhalten Einzelner ansetzt und laut Jack dem Schutz der restlichen Besucherinnen dient. Implizit miterwähnt sind dabei Vulnera-

72 Vgl. zu Gewalterfahrungen von wohnungslosen Personen auch Strasser und van den Brink (2008, S. 145–146).

bilitäten dieser Besucher. Vor dem Hintergrund der verhandelten Anfeindungen, denen Personen in Wohnungslosigkeit ausgesetzt sind, sind hier Erfahrungen symbolischer Abwertung aber auch handfester Gewalt angesprochen, durch die die Welt ‚draußen' zur Gefahrenzone wird. Das *centre* ermöglicht es also, dass Personen, deren Alltag durch spezifische Stigmatisierungen und Ablehnungen geprägt ist, einen Rückzugraum haben, in dem Sie Verständnis und Zuspruch erfahren. Zudem wird – wie durch mehrere Besuche deutlich wurde – neben Speisen und Getränken die Möglichkeit zum Ausruhen und sozialem Austausch geboten. Insgesamt entsteht so ein Raum, der wesentliche Elemente einer privaten Wohnunterkunft behelfsmäßig ersetzt.

Als mögliche Rückseite der Errichtung eines solchen *safe spaces* lässt sich gleichwohl kritisch sehen, dass das Angebot des Centers nur einen weiteren Anlaufpunkt darstellt, der die dargestellte provisorische Raumpraxis zwar etwas erträglicher macht, aber das Problem, dass die betreffenden Personen keine feste Unterkunft haben, kaum löst. Zudem entsteht die Frage, ob die Stigmatisierung, die die betreffenden Personen erfahren, durch die Einrichtung aufgelöst oder nicht vielmehr bestätigt und reproduziert wird. Wer eine Einrichtung besucht, die Güter der basalen Daseinsfürsorge bereitstellt, gesteht damit auch ein, dass er diese Güter nicht eigenständig beibringen kann – was wiederum zu Scham und bei Sichtbarkeit nach außen zu Stigmatisierungen führen kann.[73] Zudem kann das Vermitteln von Sicherheit und Akzeptanz in der Einrichtung trügerisch sein. Schließlich gelten außerhalb der Einrichtung wieder andere Regeln, auf die die Besucherinnen im Zweifelsfall nicht vorbereitet sind. Daneben werden mit der Betonung von Verletzbarkeiten die Besucher auch viktimisiert und so (möglicherweise) das Selbstbild eines der Restgesellschaft unterlegenen Subjekts bestärkt.

Dass diese Risiken nicht zwingend eintreten müssen und etablierte Einrichtungen der Wohnungslosenhilfe wichtige Arbeit bei der Unterstützung und Bearbeitung von Problemlagen leisten, zeigt ein Textausschnitt aus dem Interview mit Aeron. Die Unterbringung, die eine von ihm aufgesuchte Einrichtung anbietet, wird in seinem Fall zum *Transitraum*, von dem aus wieder eine dauerhafte feste Unterkunft gefunden werden soll (Z. 689–702):

Aeron: And like I said, I bumped into (3) somebody who I know. I won_t class him as a friend, but (.) you know, I knew him enough to talk to. (.) And they, uh, told me about a hostel (.) that I could go to, which was (.) the next town over. (-) So I took a risk. I walked there, which took me three hours //Okay// good_good three hour walk. (.) For all I knew, I could_ve been walking straight back. (.) And like I said, they

73 Aus diesem Grund sind die meisten besuchten Einrichtungen ohne große Hinweisschilder und auch sonst nach außen hin sehr unauffällig gehalten. Teilweise findet man sie zurückgesetzt in Hinterhöfen und anderen versteckten Orten. Vgl. dazu auch mit Bezug auf die deutschen „Tafeln" Molling (2011, S. 197–198).

took me in. (.) It_s like a (-) they call it like a stepping stone. It_s short term accommodation till they can get you into another hostel.

Aeron erwähnt hier eine Praxis der gegenseitigen Hilfestellungen, die oben bereits ausgeführt wurde. Von einem Bekannten („I wouldn't class him as a friend") habe er den Hinweis auf eine Notunterkunft („Hostel", „shot term accomodation") erhalten, in der er schließlich einen Platz erhielt, wobei er vage andeutet, dass er darauffolgend noch in eine andere Unterkunft vermittelt wurde. Damit ist der Anfang vom Ende seiner Phase der Wohnungslosigkeit eingeläutet. Wichtig ist an dieser Stelle herauszustreichen, dass Aeron eine hohe Risikobereitschaft und Handlungsfähigkeit („So I took a risk. I walked there.") an den Tag legt. Sie erlauben es überhaupt erst, dass er das Angebot, auf das er hingewiesen worden ist, wahrnehmen konnte. Personen, die diese *agency* (Lister 2005) nicht (mehr) aufbringen können, erhalten möglicherweise keinen Zugriff auf die organisierte Hilfe. Daneben wird aber auch erkennbar, dass die in Anspruch genommene Hilfe mit Erfahrungen des fremdbestimmten Platziert-Werdens einhergeht („till they can get you into another hostel"), womit auf Aerons strukturelle Ausgangslage hingewiesen ist, die seinen Alltag dominiert: Er ist lebensweltlich – auch und gerade durch fehlende ökonomischen Mittel – in eine Defensivpostion gelangt, die es unmöglich macht, dass er sich selbstbestimmt räumlich entfaltet. Indes bleibt, dass das Platziert-Werden durch die Einrichtung der Wohnungslosenhilfe Ordnung im raumphänomenologischen Sinn stiftet und so ein Ankerpunkt innerhalb einer Phase darstellen kann, in der eine lebensweltliche Orientierung im Allgemeinen schwerfällt.

Wie nun der Übergang zwischen dem Ankommen in einer Auffangunterkunft und dem eigenständigen Leben in einer eigenen Wohnung, das Aeron andeutet, gestaltet wird, zeigt folgender Auszug aus dem Interview mit Rhys (Z.86–99):

Rhys: And I was on the streets for like three, four months. (.) And then I come here then. (.) And I_ve been in [name of support agency] now (.) since I was (.) just after I turned 16, (.) been I went into supported lodging. So it_s like, uhm, (.) you go into like a house. (.) And like (.) there_s a family there. (.) And you_re just basically like renting like a bedroom off them sort of thing. (.) And like they teach you how to like (.) live on your own and (.) cook your own food, do your washing and all that. And when you prove yourself to (them then), (.) you can get like a bedsit of your own (.) or a flat of your own. (.) And then you_you do all that. And then eventually, they move you into a council place.

Rhys umreißt hier seinen Weg ausgehend vom Leben auf der Straße über die oben bereits vorgestellte Hilfseinrichtung für wohnungslose Jugendliche bis in ein sogenanntes „supported lodging", also eine sozialarbeiterisch betreute

Wohnform[74]. In seinem Fall bedeutete das, dass er bei einer Familie gelebt hat, bei der er sein eigenes Wohn- und Schlafzimmer („bedsit“) hatte. Neben der Bereitstellung einer Wohnunterkunft seien ihm dort Haushaltstätigkeiten, die zum tagtäglichen Leben gehören, beigebracht worden („cook your own food, do your washing and all that“). Damit benennt er das Ausgangsszenario für einen Bewährungsprozess („when you prove yourself“), durch den man die Möglichkeit erhalte, ein eigenes Zimmer („bedsit of your own“) zu beziehen. Die finale Stufe des so skizzierten Weges in das selbstständige Wohnen sei schließlich der Bezug einer Sozialwohnung („they move you into a council place“). Für Rhys scheint damit der Punkt eigenständigen Wohnens erreicht zu sein. Gleichzeitig wird anhand seiner Darstellung erkennbar, dass in dem gesamten Prozess von einer autonomen Selbst-Platzierung nicht die Rede sein kann. Stattdessen übernimmt vor allem die Hilfsorganisation die Bereitstellung verschiedener Unterkunftsmöglichkeiten und stellt die Bedingungen auf, unter denen man diese erhalten kann.

Dass diese mit Organisationen der Wohnungslosenhilfe einhergehende Fremdbestimmung nicht bei allen auf positive Zustimmung stößt, wird anhand von Dave deutlich, der – wie oben ausgeführt wurde – seinen *fishshop* verlor und dann auch im Privaten Probleme bekam. Relevant ist an dieser Stelle, dass er bereits in einem eigenen Haus gelebt und also Erfahrungen mit hochgradig selbstbestimmtem Wohnen gesammelt hat. Nach der Insolvenz seines Ladens und der Trennung von seiner Frau wurde er allerdings für zwei Wochen wohnungslos und lebte in einem Park. Vor diesem Erfahrungshintergrund kommt er im Interview auf seine derzeitige Unterbringung in einer „sheltered accomodation“ (Z. 93–94) zu sprechen, die ihn sehr mitnimmt (Z. 57–58):

Dave: When I first lived, moved on me own I cried for days. (.) Never lived on me own before.

Und später im Interview (Z. 301–309):

Dave: The first time I lived on my own, oh, it were terrible. (-) It were tiny, it were only about the size of this room I_d say.
I: Oh, really?

74 Begriffe wie „supported housing“, „supported lodging“ oder „supported accomodation“ bezeichnen sozialarbeiterisch betreute und therapeutische Wohnformen, die verschiedene Ziele verfolgen können: „The purpose of supported housing is to enable people to live as independently as possible within their community, with a real focus on social inclusion. Supported housing schemes support a wide range of people, including those who are homeless, people living with mental illness, learning disabilities or recovering from substance misuse, people who have spent their childhood in care, are fleeing domestic violence, or those who are elderly and need extra support to live independently. Supported housing services include homelessness hostels, refuges, sheltered housing and long-term accommodation for people with ongoing support needs“ (homeless.org 2019).

Dave: With the kitchen in it and bed in it. It were horrible. (sniffs) It weren_t my scene at all and it were a bit run down. (.) E:m (.) And then we went into a (.), then I went into a (4) yeah, then I went into another bedsit. It were a private landlord and that were even worse than that.

Erkennbar wird hier, dass Dave vor allem einen Rückschritt in den Wohnverhältnissen anmahnt („it were tiny", „it weren't my scene at all and it were a bit run down"), den die Veränderung seiner Lebenssituation mit sich brachte und unter denen er zunächst stark litt („I cried for days"). Mit der Beschreibung der Raumgröße, die in etwa der Größe des Raums, in dem das Interview stattfand, entsprach, macht er deutlich, dass er diese als Einschränkung erlebt. Anders als Rhys sieht er im betreuten Wohnen mithin nicht die Möglichkeit, ein eigenständiges Leben aufzubauen. In den Vordergrund rückt für ihn vielmehr der Verlust einer ehemals etablierten Wohn-(An)Ordnung und die darin erfahrene Freiheit. Das konnte auch nicht durch einen Ortswechsel kompensiert werden („went into another bedsit"), sondern wurde dadurch noch verschlimmert („that were even worse"). Entscheidend dafür war wiederum der Erfahrungshintergrund, den Dave mitbrachte. Im Vergleich mit seiner vorhergehenden Wohnsituation muss die jetzige als Rückschritt und Beschneidung von Handlungsautonomie erscheinen.[75] Rhys dagegen hat die Erfahrung autonomen Wohnens nie gemacht und nimmt vor dem Hintergrund seiner Wohnungslosigkeit und seiner Zeit bei einer Betreuungsfamilie eine Unterbringung in einer fremdverwalteten, aber stetigen Unterkunft als Fortschritt war. Je nachdem welche Erfahrungen man also in Bezug auf das Erschließen und Bewohnen von Raum gemacht hat, deutet man betreutes Wohnen anders. Rhys interpretiert es als lebensweltliche Stabilisierung und Annäherung an autonomes Wohnen. Für Dave stehen dagegen die subjektiv sehr präsente Rückentwicklung und die Einschränkung von Handlungshorizonten im Mittelpunkt.

Ganz ähnlich wie bei Dave ist der Fall Alex gelagert, der hier abschließend herangezogen werden soll. Bei ihm lässt sich besonders deutlich nachvollziehen, dass das Bewohnen einer eigenen Wohnung über die reine Unterbringung hinaus einen tiefgreifenderen „Sinn" erfüllt (Z. 87–102):

Alex: […] I got married in nineteen eighty-five (2) um, I_d been with her (.) since (.), since I left school really. (2) Erm, got divorced in two-thousand, so that didn_t help. (.) Then I got married again (2), I_m still married now, but (.) don_t live with her. //Okay// (2) Basically that_s why (.) I had to register as homeless. But I_m not homeless, I_m in er, I_m in like supported accommodation. //Ok, yeah// (2) Keeps me off the streets you know.

I: Yeah. (.) It_s better

75 Zur Erfahrung, dass durch Einkommensmangel und/oder durch amtliche Anordnungen die Freiheit der Wahl einer geeigneten Wohnung eingeschränkt wird vgl. auch Spellerberg und Giehl (2018, S. 270).

Alex: But it_s not ideal, I do, I need me own place really (.) to give me a purpose. It would give me a (3) motivation to stop drinking in general, really. Cause I have to- (when) we have got I_ll have to like buy furniture and stuff (sniffs), to feel it_s me own. //True, true, true// Just give you a purpose dunnit, if you_ve got your own place, incentive. (sniffs)

Alex reißt hier kurz die Geschichte seiner Ehen ab, wobei er mit der (informellen) Auflösung der zweiten den Verlust seines Hauses in Verbindung bringt. Dieser Zusammenhang lässt sich schwer rekonstruieren, habe aber damit zu tun, dass seine Frau ihn verlassen hat und eines Tages unvermittelt ausgezogen sei – wie Alex später im Interview erwähnt. Als Resultat dessen habe er sein Haus verloren und sich wohnungslos melden müssen („register as homeless"), was bis zum Zeitpunkt des Interviews anhält. Zugleich begreift er sich nicht als wohnungslos („I'm not homeless"), was er damit begründet, dass er nun in einem sozialarbeiterisch betreuten Wohnprojekt („supported lodging") lebe. Dann folgt die hier entscheidende Stelle. Die ihm in dem Wohnheim gewährte Unterbringung erfülle zwar funktional den Zweck, ihn von der Straße fernzuhalten („keeps me off the streets") und ihn so gleichzeitig spezifisch zu platzieren. Zugleich sei das aber nicht mit einer eigenen Wohnung zu vergleichen, die Alex einen Sinn und Zweck im Alltag geben würde („need me own place […] to give me a purpose"). In dieser Zuspitzung wird eine spezifische *Synthese* erkennbar. So beinhaltet diese Raumkonstruktion „eigene Wohnung" für ihn, dass er sie einrichten könnte („buy furniture and stuff") und darüber den Eindruck gewinnen würde, dass es sich tatsächlich um seine ‚eigenen vier Wände' handelt („feel it's me own'). Im Gegensatz dazu ist für Alex seine aktuelle, fremdbestimmte Wohnsituation nicht als vollwertig zu akzeptieren.[76] Mithin zeigt sich hier zum Abschluss noch einmal, dass abhängiges Wohnen als inferior gegenüber Wohnformen angesehen wird, deren Ermöglichung man sich selbst zuschreiben kann und in denen man freie Gestaltungsmöglichkeiten hat. Wie sehr Alex dieser Punkt beschäftigt, sieht man nicht zuletzt daran, dass er mit dem Besitz einer Wohnung einen Anreiz („incentive") in Verbindung bringt, der allerdings unspezifisch bleibt.

4.3.4 Fazit

Fasst man diese Auswertungen zusammen, wird deutlich, dass das Wohnen in den ‚eigenen vier Wänden' eine symbolisch hoch aufgeladene Praxis ist, die gerade die Personen, die eine Phase der Wohnungslosigkeit durchleben, emotional aufreibt und in ihrem Selbstwert betrifft. Deutlich wurde daneben, dass

76 Daneben wird hier auch die erwähnte und in Großbritannien verbreitete Wertschätzung von Wohnbesitz aufgerufen (Swenarton und Taylor 1985; Scott 2008).

Wohnungslosigkeit zwar einerseits den faktischen Ausschluss aus Räumen der gesellschaftlichen „Normalität“ bedeutet. Zugleich konstruieren die Befragten vor dem Hintergrund der existenziellen Not, mit der sie konfrontierte sind, neue Raumprovisorien. Diese sind jedoch höchst prekär in ihrem Bestand, lassen die betreffenden Personen weiterhin mit hoher räumlich Desorientierung zurück und gehen mit starken Abwertungen bis hin zu Anfeindungen einher. Diese Abgrenzungen werden auch und gerade von den Befragten reproduziert, denen bestimmte Formen des Platziert-Seins und der Raumsynthese als lebensweltliche Orientierungspunkte vorschweben.[77] Vor diesem Hintergrund darf Wohnungslosigkeit auch nicht verharmlost werden, da die Befragten selbst einen Leidensdruck entwickeln und einem hohen Gefährdungspotenzial ausgesetzt sind. Nicht zuletzt daraus begründet sich auch, dass durch Hilfsorganisationen eingerichtete Notunterkünfte und betreute Wohnformen im Material zwar in ihrer funktionalen Unterstützung wertgeschätzt, darüber hinaus aber mitunter auch als unbefriedigend und als Verlust von Status und Handlungsautonomie wahrgenommen werden. Hieran wurden vor allem *Synthese*-Probleme erkennbar. Der vorgefundene, fremdbestimmt konstruierte Raum entspricht nicht den eigenen Vorstellungen und Ansprüchen und wird eben als ungenügend verstanden. Dagegen stehen wiederum biographische Schicksale, vor deren Hintergrund das Angebot der Hilfseinrichtung eine wichtige Ordnungsfunktion erfüllt, durch die eine (behelfsmäßige) Selbst-Verortung ermöglicht wird.

4.4 Diskussion

In diesem Kapitel wurde gezeigt, dass Statusabwertungen und Handlungshorizonteinbußen auch und gerade innerhalb der Raumdimension erfahren werden. Das ließ sich darauf zurückführen, dass die untersuchten Akteure im Alltag bestimmte Räume bewohnen und Wohnpraxen an den Tag legen, die erwerbsbürgerlichen Konventionen nicht entsprechen. Empirisch wurde dieser Zusammenhang zuerst auf Erfahrungen bezogen, die die Befragten in Sozialbauvierteln machen. Hierbei lag der Schwerpunkt auf dem *Synthese*-Prozess der Raumkonstruktion. In den zitierten Passagen wurde deutlich, dass sich die Befragten die stigmatisierenden Zuschreibungen, die diese Viertel betreffen, aneignen und selbst reproduzieren, woraus eine innere Distanzierung von diesen Orten spricht. Da sie allerdings zugleich in diesen platziert und lebenspraktisch verhaftet sind, entsteht eine Haltung der Aussichtslosigkeit, durch die die eigene „Wirkzone“ an Potenzialität verliert und immobil wird. Das heißt, die betreffenden Personen nehmen ihre Platzierung innerhalb dieser Viertel kaum als disponibel und ver-

77 Alternative Sichtweisen ließen sich vmtl. bei Personen finden, die sich freiwillig für ein Leben auf der Straße entscheiden und darin ein legitimes „Aussteiger“-Modell sehen.

änderbar war. Dagegen bringt Wohnungslosigkeit im porträtierten Sinn eine (in Grenzen) hohe Mobilität (*Spacing*) mit sich, die allerdings zu einer stark abgewerteten Raumpraxis führt – was die Personen mitunter leibhaft zu spüren bekommen. Das heißt, erfahren sich die Subjekte im ersten Fall kaum als autonom, da ihre Verfügungsgewalt über ihre Räumlichkeit strukturell eingeschränkt ist, baut die Wohnpraxis im zweiten Fall durchaus auf einer, wenn auch äußerlich erzwungenen, autonomen Selbst-Platzierung auf. Da dieses allerdings aus einer Notsituation resultiert und auf eine hochgradig improvisierte, sozial nicht satisfaktionsfähige *Synthese* hinausläuft, stößt diese auf (totale) Ablehnung bei Teilen der Gesellschaft.

Raumtheoretisch lässt sich so abstrahieren, dass der Modus, wie das Verhältnis von Anordnen und Ordnen, von Handlung und Struktur konkret empirisch verstanden und reproduziert bzw. durchlaufen wird, vom jeweiligen Akteur, dessen Kapitalausstattung im ökonomischen aber auch im symbolischen Sinn sowie dessen subjektiver Selbsteinschätzung abhängt. Bezogen auf das Beispiel vom Anfang heißt das: Nur der Bankier passt in das Flugzeug. Personen in Wohnungslosigkeit können sich a) gar nicht dort *spacen* und werden b) mit ihrer Lebensweise nicht in die *Synthese* des Raumes Flugzeug einbezogen – was sie auch selbst reflektieren. Für den Bankier und das wofür er symbolisch steht, trifft das hingegen schon zu – was er sich ebenfalls selbst zuschreibt. Phänomenologisch gelesen schrumpfen somit für Personen in Armut auch in der Raumdimension Handlungshorizonte zusammen – mitunter bis auf ein existenzielles Minimum. Das begründet sich sowohl aus objektiven Beschränkungen als auch aus subjektiven Überzeugungen und Haltungen. So können sich die Befragten in ihrer aktuellen Lage nur schwer vorstellen – zumal aus eigenem Antrieb –, in sozial besser gestellte Räume zu gelangen. Stattdessen sind in den Interviews distanzierende und schamhafte Eingeständnisse des Scheiterns an „normalgesellschaftlich" anerkannten Raumkonstruktionen sowie ein zum Ausdruck kommender Leidensdruck zu beobachten. Aktives und selbstbewusstes Arbeiten daran, die aktuelle räumliche Positioniertheit aufzubrechen bzw. zu erweitern, sind so kaum zu erwarten. Eine Romantisierung oder Verharmlosung gerade von Wohnungslosigkeit im hier diskutierten Sinn verbietet sich vor diesem Hintergrund.

Abermals zeichnete sich zudem ab, dass sozialarbeiterische Hilfseinrichtungen und -programme durchaus unterstützend wirken können, um habituellen Verhaftungseffekten, die sich u. a. aus der Wohnsituation ergeben, zu begegnen und so bspw. Raumveränderungen zu ermöglichen. Außerdem leisten sie wichtige Arbeit beim Auffangen und Bewältigen akuter Notsituationen. Gleichzeitig lässt sich den damit einhergehenden therapeutischen Ein- und Übergriffen auch ein latentes Mitwirken an den Abwertungen der von ihnen bearbeiteten Wohnpraxis sowie ein Reproduzieren von Abhängigkeitsverhältnissen unterstellen. Letzteres stößt vor allem Personen auf, die bereits eine

Lebensphase hinter sich haben, die von hoher (wohn-)räumlicher Selbstbestimmtheit und Freiheit geprägt war.

5 Der soziale Blick auf Armut

Dieses Kapitel stellt eine perspektivische Erweiterung dar. Wurde in den beiden vorherigen Kapiteln rekonstruiert, wie Personen in Mangel- und Ausschlusslagen sich zeitlich und räumlich in die Welt gestellt erleben, geht es nun darum zu zeigen, dass diese Personen nicht sozial isoliert sind, sondern ihre lebensweltlichen Erfahrungen immer zusammen mit, in Bezug auf und unter Berücksichtigung von ihren Mitmenschen machen. Dabei ist zu betonen, dass die anderen Ebenen sich nicht ohne diese soziale Einbindung des Erfahrungssubjekts denken lassen und mit dieser verschränkt sind. Das wurde bereits daran deutlich, dass die Erfahrungsgehalte der Befragten immer vor dem Hintergrund intersubjektiv verbreiteter und latent wirksamer Normalitätsannahmen in Bezug auf biographische Verläufe sowie räumliche (An)Ordnungen entstehen. Erkennbar wurde, dass die interviewten Personen die Anforderungen, Codes und Normalitätsunterstellungen der Leistungs- und Erwerbsgesellschaft verinnerlicht haben (oder zumindest aufrufen können) und die eigene Lebenssituation fortlaufend mit diesen gesellschaftlichen Ansprüchen abgleichen. Aus der daraus sich für die Interviewten ergebenden Beobachtung, den gesellschaftlich vermittelten Ansprüchen im eigenen Handeln nicht entsprechen zu können, entsteht oftmals ein Leidensdruck.

In diesem Kapitel sollen diese Latenzen noch einmal expliziert und aufgearbeitet werden. Ich zeige, in welchen den Alltag meiner Befragten bestimmenden Sozialbeziehungen sie hervorgebracht und reproduziert werden. Dafür lege ich den Fokus auf verschiedene „Institutionen" des menschlichen Zusammenlebens. Damit sind reziproke Typisierungen habitualisierter Handlungen im Sinne Berger und Luckmanns (2018 [1969], S. 58) gemeint, die sich nach Formalisierungsgrad und Involviertheit der betreffenden Personen unterscheiden. Vor dem Hintergrund der verhandelten Frage nach den Erfahrungsmustern von Armut ist von Interesse, wie in diesen Institutionen Mangel- und Ausschlusslagen interaktiv aufgegriffen, thematisiert, bearbeitet und für meine Befragten zum subjektiven Erfahrungsgehalt werden. Deutlich wird daran, dass Armut in ihrer *symbolischen* Bedeutung in Sozialbeziehungen hervorgebracht und erfahrbar wird. Das heißt, es ist die „immaterielle Statusarmut" (Hirseland und Flick 2018, S. 2) angesprochen, die ein Leben in Mangel- und Ausschlusslagen kennzeichnet und die wesentlichen Einfluss auf das Empfinden persönlicher Respektabilität und damit auch auf die subjektive Selbst- und Weltwahrnehmung hat.

In der empirischen Darstellung nehme ich einen Dreischritt vor, der sich an Alfred Schütz' Einteilung der Lebenswelt in intimen Wir-Beziehungen, rollenförmig vermittelte Beziehungen und gänzlich anonyme Ihr-Beziehungen orientiert. Im ersten Unterkapitel mit dem Titel *Eine Frage der Ehre: Erfahrungen in der Kernfamilie* (5.1) drängen sich auf der *Mikroebene* Wir-Bezie-

hungen innerhalb der Kernfamilie auf, die sich im Feld als überaus relevant erwiesen. Vermittelt über diese informellen und intimen Beziehungen, die „biographisch auferlegt sind und biosoziale Rollen involvieren" (Schütz und Luckmann 2003, S. 114), werden den Interviewten – gerade anhand von Fürsorgeaufgaben gegenüber dem eigenen Nachwuchs – ihre Mangellage und deren sozial-symbolische Folgen besonders deutlich vor Augen geführt. Wenn man den eigenen Kindern im Alltag basale Versorgungsangebote nicht machen und ihnen nichts zu Geburts- und Feiertagen schenken kann, oder wenn die Kinder in der Schule wegen ihres Äußeren gehänselt werden, dann sind das Einschnitte, die die Befragten sehr beschäftigen und kränken. Wie sich zeigt, betreffen diese Erfahrungen gerade – aber nicht nur – die Mütter in meinem Sample. Sie sind mit verbreiteten Annahmen über die Bedingungen der Ermöglichung guter Elternschaft und sowie den Wünschen und Ansprüchen der eigenen Kinder konfrontiert, an denen sie immer wieder zu scheitern drohten. Zugleich wird aber auch ersichtlich, dass sie Lösungen für diese Problemlagen finden und sich somit sozial zu behaupten wissen.

Im zweiten Abschnitt *Die Verhandlung von Würde: Erfahrungen in Einrichtungen der Bedürftigkeitsfürsorge* (5.2) wird die soziale *Mesoebene* der Lebenswelt meiner Befragten thematisiert. Damit sind Erfahrungen in qua Formalisierungsgrad „feststehend oberflächlichen" (Schütz und Luckmann 2003, S. 105) Sozialbeziehungen mit Angehörigen von Organisationen angesprochen, denen man mit stark typisierten Rollenerwartungen und kaum als Gesamtperson begegnet. Konkret geht es dabei um Begegnungen mit Job-Centre-Mitarbeiterinnen, die immer wieder als die eigene Lebenssituation prägende Erlebnisse wiedergegeben werden. Die Erzählungen und Berichte über diese Ereignisse drehen sich besonders um Erfahrungen fehlender Wertschätzung sowie darum, die Kontrolle über das eigene Lebensschicksal zu verlieren. In diesem Zusammenhang lassen sich gleichwohl auch Beispiele von Hilfseinrichtungen anführen, die einen umfassenderen Ansatz verfolgen, ihren Nutzern wertschätzend gegenübertreten und sie zu autonomen Handlungsweisen befähigen (wollen).

Zuletzt werden im dritten Unterkapitel *Diskriminierung und Othering: Erfahrungen mit „Zeitgenossen"* (5.3) – gewissermaßen auf der *Makroebene* – stark vermittelte soziale Bezugnahmen auf die subjektive Lebenssituation von sogenannten „Zeitgenossen" (Schütz und Luckmann 2003, S. 116; Berger und Luckmann 2018 [1969], S. 35–36) in den Blick genommen. Das heißt, es geht um anonymisierte, verdichtete und kaum hinterfragte (Vor-)Urteile und Bewertungen, die bspw. das alltäglich Reden über verschiedene Einkommensgruppen in der Gesellschaft bestimmen. Unter Beachtung der grundsätzlich typenbildenden Erkenntnisweise des Menschen sind solche pauschalisierenden Verallgemeinerungen zwar einerseits notwendig und nicht zu umgehen (Schütz und Luckmann 2003, S. 116). Andererseits geht mit diesen Typisierungen immer auch eine vorgängige „Einstellung" (Schütz und Luckmann 2003,

S. 120) gegenüber bestimmten Zeitgenossinnen einher, die zu vorschnellen abwertenden Stigmatisierungen und Formen des ausgrenzenden „Otherings" (Reuter 2002, S. 142) führen kann. Das meint vor allem, dass etwa medialen Debatten aber auch im Reden über ‚Arme' „negative Klassifizierungen" (Neckel und Sutterlüty 2008) zur Anwendung kommen, denen ein devaluierendes und diskriminierendes Potenzial eigen ist (Shildrick 2018a, S. 787). Es geht an dieser Stelle also um abstrakte Sozialbeziehungen, in denen Adressierungen, Perspektivierungen und Bewertungen von Personen in Mangellagen ausgebildet, bestätigt und verfestigt werden bzw. es bereits sind. Diese Verhandlung von *Armut als Topos* wird zwar auch in konkreten „Wir-Beziehungen" (Schütz und Luckmann 2003, S. 103), also tatsächlichen Face-to-Face-Begegnungen bspw. in der eigenen Familie erfahrbar. Allerdings sind in diesem Zusammenhang gerade die vermittelten „Ihr-Beziehungen" von Bedeutung. So zeichnet sich im Material ab, dass sich öffentliche Debatten über das persönliche Verschulden und über spezifische charakterlich-habituelle Dispositionen von Erwerbslosen von diesen selbst als Kränkungen erfahren und mitunter in ihr Selbstbild übernommen werden. Abschließend werden diese Punkte zusammenfassend diskutiert (5.4).

5.1 Eine Frage der Ehre: Erfahrungen in der Kernfamilie[78]

> Schauen Sie mal, wo ich herkomme: aus dem Nichts, und dieses Nichts war in Manchester. Der Gegenwind in meiner Jugend war heftig. Meine Kindheit kann man durchaus als hart bezeichnen. Es gibt natürlich immer Menschen, die es noch härter erwischt, aber ich habe schon eine Menge abbekommen. Es war nicht so einfach mit meinem Vater. Dafür hatte ich eine starke Mutter, die immer an sich geglaubt hat. Sie hatte drei Kinder, mit denen sie irgendwann allein war, und drei Jobs, um uns durchzubringen. Sie hätte einfach aufgeben können. Sie hätte sich mit Drogen und Alkohol trösten können, um dann im Selbstmitleid zu versinken. Sie hat aber nie gejammert, sie hat einfach dafür gesorgt, dass wir drei Jungs zu essen haben und in die Schule gehen. – Liam Gallagher, Sänger von Oasis, über die Umstände seines Aufwachsens (Dallach 2017a).

Ausgangspunkt für diesen Abschnitt war die Beobachtung, dass in den Erzählungen der Interviewten regelmäßig von alltäglichen Problemen und Herausforderungen berichtet wurde, die im Zusammenhang mit dem Familienleben stehen. Sowohl das Leben mit Kindern als auch das eigene Aufwachsen bei den Eltern wurde dabei auf eine Weise dargestellt, die typischen, fast schon klischeehaften Bildern von sogenannten Armutsmilieus entsprechen. Paarbezie-

78 Dieser Abschnitt wurde in erweiterter und umgearbeiteter Form sowie in englischer Sprache bereits unter dem Titel „The struggle to provide: how poverty is experienced in the context of family care" im *Journal of Poverty and Social Justice* veröffentlicht (Erhard 2020).

hungen werden schnell eingegangen, lösen sich bald wieder auf – was auch am häufig jungen Alter liegt, in dem sie eingegangen werden – und hinterlassen im Anschluss das Handlungsproblem, die Fürsorge für die Kinder zu organisieren. Diese wachsen in der Folge oft in prekären und unvollständigen Elternhäusern auf. Gerade in Bezug auf die Aufteilung von Care-Aufgaben unter den Geschlechtern zeigte sich dabei, was MacDonald (1997, S. 191–192) zugespitzt als „gender-bound responses" auf Einkommensarmut zusammenfasst: Während Frauen (früh) in die „mothering option" geleitet würden, verlassen Männer das Familiensetting und gehen stattdessen devianten Verhaltensweisen wie Gewalt und Verbrechen, aber auch befreienden Vergnügungen, oft in Kombination mit Alkohol und Drogen, nach. Das lässt die Mütter wie selbstverständlich mit der Aufgabe zurück, für Kinder und Haushalt zu sorgen, was angesichts der knappen finanziellen Ausstattung mitunter existenzbedrohend wird. Gleichzeitig ist anzumerken, dass diese gendernormative Lösung des Handlungsproblems kaum angeklagt wird. Dass die Väter nach einer Trennung nicht in die Pflicht der Kindererziehung genommen werden, scheint ‚eingepreist' zu sein und wird nicht als Überraschung, Enttäuschung oder Wut erzeugende Anmaßung gerahmt.

Im Folgenden greife ich diese Beobachtungen auf und gehe der Frage nach, welche Erfahrungen Personen in Mangellagen im Kontext von Familie und sogenannter „Care-Arbeit" (Hobler et al. 2017, S. 3) oder auch „Sorgearbeit" (BMFSFJ 2017, S. 92)[79] machen, die sie für diese verrichten. An dieser Stelle beschränke ich mich auf die Sorgearbeit, die Eltern für ihre Kinder leisten. Dabei fällt auf, dass sich Fürsorge vor allem als genderspezifisches Problem in den Erfahrungen von Müttern widerspiegelt. Das heißt, während die Mütter oftmals alleinerziehend die Aufgaben in der Care-Arbeit übernehmen, sind die Väter bzw. Ex-Partner meist nicht (mehr) Teil der Kernfamilie, in der sie „diffuse", nicht rollenförmig-formalisierte Fürsorgebeziehungen (Oevermann

79 Der Begriff entstammt dem (angelsächsischen) feministischen Wissenschaftsdiskurs und markiert vor allem die Anerkennung „unbezahlte[r] häusliche[r] Arbeit" (Hobler et al. 2017, S. 3), die von Frauen im heimischen Haushalt erledigt wird (Tronto 1993, 111–124; Lewis 1997, 170 ff.). Im Fokus stehen Haushaltsaufgaben, die sich in „Fürsorgearbeit – für die Care-Arbeit im engeren Sinne – und Hausarbeit" (Hobler et al. 2017, S. 3) ausdifferenzieren lässt. Gemeint sind folglich Aufgaben in der Kinder- und Altenbetreuung, in der Haushaltsführung sowie der allgemeinen Familienfürsorge, die im tagtäglichen Leben anfallen. Daneben werden mit dem Begriff aber auch Ausbeutungsverhältnisse in und durch professionelle Heimarbeit aufgeschlüsselt (Ehrenreich und Hochschild 2003). Dabei stehen besonders transnationale Migrationsregime sowie klassenanalytische Differenzierungen zwischen aufstrebenden Frauen, die Karriereerfolge verzeichnen können, und nachrückenden Migrantinnen, die die freiwerdende Hausarbeit erledigen, im Mittelpunkt. Mit Blick auf beide Analysestränge kann der Term Care-Arbeit deshalb als analytische „Schlüsselkategorie" (Roller 2018, S. 10) begriffen werden, in der Fragen der Lebensführung, der Geschlechtergerechtigkeit und des Wandels von Arbeitswelt und Wohlfahrtsregimen konvergieren.

1996, S. 110–114) aufbauen könnten.[80] Stattdessen nehmen sie höchsten noch Funktionsrollen wie die des Unterhaltszahlers gegenüber ihren Kindern und der Mutter ein und partizipieren meist nicht an der tagtäglichen Care-Arbeit. Grob gesagt macht es für die Erfahrung in Mangellagen deshalb einen deutlichen Unterschied, ob man als Mutter oder Vater arm ist.

In diesem Kapitel zeige ich im Anschluss daran auf, wie über im Feld etablierte Vorstellungen und Performanzen von Mütterlichkeit (und Väterlichkeit) die Erfahrung von Müttern und Vätern in meinem Sample geprägt ist.[81] Dabei erweist es sich, dass zunächst vor allem Mütter Konsumeinschränkungen, Fremdbestimmungen und soziale Abwertungen durch ihre Verwickeltheit in Fürsorgeverpflichtungen erfahren. Gleichzeitig bietet das Meistern des Haushalts und das Durchbringen der Kinder auch Gelegenheit zur Erfahrung von Selbstwirksamkeit und positiver Identifikation. Daneben zeige ich, dass es auch Väter in meinem Sample gibt, die sich in der Fürsorge für die Familie engagieren. Dabei wird deutlich, dass sie mitunter andere Maßstäbe an Fürsorge anlegen – nämlich materielle Versorgung –, um sie als gelungen zu betrachten. Dieses Miteinbeziehen von Care-Arbeits-affinen Formen von Väterlichkeit verdeutlicht, was der argumentative Punkt dieses Abschnittes ist: Durch Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten, die soziale Nahbeziehungen mit sich bringen, wird die Bedrohung des sozialen Status in Mangel- und Ausschlusslagen auf spezifische Weise und in gebündelter Form erfahrbar.

80 Das entspricht Diagnosen, die – wenn auch milieu- (Koppetsch und Burkart 1999) und lebenslagenspezifisch (Schmitt 2018) – konstatieren, dass Care-Arbeit weiterhin vor allem eine weibliche Domäne und also vergeschlechtlicht ist (BMFSFJ 2017, S. 92). Gewachsen während der Zeit der Industrialisierung und gebunden an ein bestimmtes ‚bürgerliches' Familienmodel (Roller 2018, S. 6; Hausen 1976) lässt sich ein sogenanntes „gender care gap" (Alischer 2018, S. 18) ausmachen, aufgrund dessen „[v]or allem die Konstruktion von *Müttern*" (Alischer 2018, S. 35, Herv. i. O.) mit der wie selbstverständlichen Übernahme von Care-Arbeit einhergeht. In Bezug auf Familien in Mangellagen gibt es ähnliche Beobachtungen bereits bei Dörre et al. (2013, S. 249).

81 Um diese analytische Perspektive einnehmen zu können, beziehe ich mich auf sozialkonstruktivistische Ansätze, die die Bindung der Geschlechtsidentität einer Person an deren genetische bzw. körperliche Prädispositionen auflösen oder zumindest hinterfragen. Das soziale Geschlecht (Gender) einer jeweiligen Person geht danach mit unterschiedlichen symbolischen Handlungen und Gesten der Selbst- und Fremdzuschreibungen und mithin mit (Erwartungs-) Erwartungen einher, die als „effect and function of a decidedly public and social discourse, the public regulation of fantasy through the surface politics of the body, [and, FE] the gender border control that differentiates inner from outer" (Butler 1999, S. 173) an das Subjekt herangetragen werden. Dementsprechend begründet sich die Geschlechtsidentität vor allem aus über angeborene Geschlechtsmerkmale hinausgehende, aber in spezifischer Weise darauf bezogene Sozialisationserfahrungen und im sozialen Miteinander verfestigten „Anrufungen" (Althusser 2010, S. 88; Butler 1997, S. 5). Auf meine Fragestellung gemünzt heißt das, dass man Mutter und Vater nicht einfach (nur) durch das Zurweltbringen eines Kindes ist. Vielmehr füllt man Mutterschaft und Vaterschaft in Abhängigkeit davon aus, was als mütterliche und väterliche Performanz erwartet wird – auch und gerade von einem selbst.

5.1.1 Fürsorge und Beschränkungen

Der Zusammenhang von genderspezifischer Verteilung von Sorgearbeit und der Erfahrung von Konsumeinschränkung und Fremdbestimmung lässt sich anhand des kurzen Interviews, das mit Iona geführt wurde, besonders prägnant vor Augen führen. Iona ist bereits bekannt.[82] Sie ist eine junge Frau mit einschlägigen Drogen- und Gefängniserfahrungen, die in F-Town in einer *food bank* interviewt wurde. Zum Verständnis des folgenden Ausschnitts ist wichtig, dass sie zwei Kinder hat, wobei ihr älterer Sohn (11) sich im autistischen Spektrum bewegt und bei ihren Eltern lebt, da er es laut Iona dort besser habe. Ihre Tochter (5) sieht sie ebenfalls nur gelegentlich; sie befindet sich möglicherweise in Pflege. Denkbar ist, dass die Kinder wegen einer Entscheidung des Jugendamtes nicht dauerhaft bei Iona sind. Zudem leidet sie an sehr vielen Krankheiten, die sie mit ihrem Drogenkonsum in Verbindung bringt. Wegen der sich daraus ergebenden Einschränkungen könne sie wiederum nicht arbeiten. Im Folgenden stelle ich eine längere Passage aus dem Interview mit ihr vor. Darin wird deutlich, dass sich – zunächst kontraintuitiv zu den bisherigen biographischen Informationen – für Iona aufgrund ihrer Mutterschaft eine den Alltag dominierende Erfahrungsweise ergibt, die sich vor allem über die Versorgung der Kinder definiert. Sie selbst und ihr persönliches Befinden werden zwar erwähnt. Diese bilden aber nur den erweiterten Rahmen für das im Zentrum stehende Problem der familiären Fürsorge (Z. 5–39).

Iona: […] they limit us. We_re only allowed three in six months. In six months. And it_s not a lot. It_s not a lot. If you_re working //Yeah// on benefits and like, even though I_m not claiming for my children, I have children. Uhm, uhm, but I get to see them in the week as well. So when they come up, I still I provide them with food. But because I don_t claim (.) benefit for them I can_t get extra food for them. So it_s difficult you know? Especially when, uh, (.) it_s like one adult then. They_ll_they_ll give me food for one adult. But then if my eleven year son comes up or I visit uh, I have access to my daughter, who_s five. It_s like what am I supposed to do then? Even though I get (.) money a fortnight and_and once a month. The difference with me (.) is I get extra money because I_ve got blood clots in my legs.

I: Uh_huh, blood clots.

Iona: DVT, deep vein thrombosis. Uhm, I_ve got like (.) six or seven. Uhm, and (.) a mental health issue. (.) I_m bipolar. So d_depression, I_m low and things. So, uh, they help me more because with my mobility for walking and things. And I_m, uh, limited. So that_s why my son is with my parents as well because of my health and my limitations. But when I am okay and I do see him you know, I_ve got to be able to

82 Vgl. Kap. 4.1.1

cook for him, too, innit? My son, uh, (.) he_s not fully autistic. But he has like (.) form of autism [slash] Asperger_s

I: [Oh, okay]

Asperger_s.

Iona: It can be difficult, uh? But (.) he likes he_s limited to what foods he likes as well. So //Ah, okay// uhm, (.) for instance, we I come here. If I'm tasked, they_re going to give you food. They_re brilliant. They don_t give you potatoes and things like that. But my son only eats chips.

In diesem sehr dichten Stück präsentiert Iona gebündelt und vielschichtig, wie sich für sie die Erfahrung ihres Alltags in Bezug auf die Beschaffung von Lebensmitteln darstellt. Schnell wird deutlich, dass die Care-Arbeit für ihre Kinder, besonders für ihren Sohn, im Vordergrund steht. Der/die Vater/Väter der Kinder taucht/en in diesen Bericht nicht auf. Von da aus entfaltet sich das spezifische Handlungsproblem, das sie zu bewältigen hat und das durch die von ihr geschilderten Umstände an Komplexität gewinnt. Sie beschwert sich über die ihrer Meinung nach rigide Ausgabepolitik der lokalen *food bank* („three [times, FE] in six months"), die sie nicht als sinnvolle Maßnahme wahrnimmt, um Missbrauch vorzubeugen[83], sondern vielmehr als persönliche Limitierung („they limit us") ansieht. Dazu kommt, dass das Geld, das sie vom JobCentre erhält, nicht ausreiche. Implizit bringt sie damit zum Ausdruck, dass sie einer Willkür der Institutionen und Einrichtungen ausgeliefert sei. Zum einen bei der *food bank*, weil die Betreiber einer unterstellten bürokratischen Logik folgend nur in einer bestimmten Frequenz, bis zu einer gewissen Menge („they'll give me food for one adult") und nur für beim JobCentre gemeldete Personen („because I don't claim (.) benefit for them [the children, FE] I can't get extra food for them.") Essen aushändigen. Zum anderen beim JobCentre, weil deren Vorgaben Ionas reale Lebenssituation nicht adäquat abbilden. Fluchtpunkt dieser Beschränkungen und der daraus resultierenden Probleme ist das Fürsorgeverhältnis zu ihren Kindern und speziell zu ihrem Sohn. Dessen Dispositionen („Aspergers") führt sie an, um zeigen zu können, dass ihre Bedarfe und Nöte als Mutter sowohl von der *food bank* als auch vom JobCentre nicht bedient würden. Wie drastisch sich für sie die Situation darstellt, unterstreicht sie, indem sie betont, dass sie in eine Notsituation gerate („what am I supposed to do?"), wenn sie ihre Kinder mitversorgt – und das, obwohl sie bereits „extra money" bekomme. Das bezieht sich auf Transferleistungen, die sie aufgrund gesundheitlicher Probleme („blood clots", „mental health issues") erhält. Damit sind zugleich ihre körperlichen Dispositionen angesprochen, die sie ebenfalls als Einschränkungen begreift. Insgesamt ergibt sich so ein Erfahrungskomplex

83 Der Träger der Foodbank, der Trussell Trust, begründet die Limitierung damit, dass die Essensspenden Notfallrationen aber kein Ersatz für originären Leistungen des Sozialstaats sein sollen (Trussell Trust 2018).

aus objektiven und subjektiven Limitationen („they limit us", „I'm limited", „my limitations"), der ihren Alltag dominiert.

Bemerkenswert ist an dieser Stelle, dass Iona ihre Beschränkungen vor allem aus der Position der Mutter beschreibt und bewertet, die in ihrer Orientierung nicht nur auf ihr eigenes Wohlergehen, sondern vor allem auf das ihrer Kinder gerichtet ist. Das heißt, die verschiedenen Formen der Heteronomie, die zur seinsbestimmenden Erfahrung für Iona geworden sind, erklären sich wesentlich aus der Fürsorge, die sie trotz allem ihren Kindern zukommen lässt. Den daraus sich ergebenden Bedarfen werde jedoch sowohl in der *food bank* als auch in der Auseinandersetzung mit dem JobCentre nicht entsprochen. Die Alltagsherausforderung für Iona liegt somit im Missverhältnis ihres zugestandenen Anrechts auf Unterstützungsleistungen und – neben der schlichten Notwendigkeit der Versorgung – ihrer persönlich-moralischen Verpflichtung zur Fürsorge gegenüber ihren Kindern, die sich aus ihrer Mutterschaft ableitet.

Darüber hinaus deutet sich an, dass die eingespielte Aufteilung von Familienfürsorge zwischen den Geschlechtern spezifische Herausforderungen und Aufgaben für den Alltag hinterlässt, die das persönliche Erleben von Mangelsituationen maßgeblich mitprägen und denen sich besonders Mütter ausgesetzt sehen. Care-Arbeit wird so zum Handlungskontext, in dem der Einfluss von Bedürftigkeit auf die eigene Erfahrungswelt in Form von konkreten Abhängigkeiten und Einschränkungen erst wirksam wird. Zugleich liegt in dieser Konstellation – darauf gehe ich als nächstes ein – auch das Potenzial, sich trotz allen Widrigkeiten zu beweisen und Handlungskompetenz und Durchsetzungskraft (bspw. gegenüber den Institutionen) zu signalisieren.

5.1.2 Durchbringen und Versorgen

Im Folgenden gehe ich auf Erzählungen und Berichte ein, in denen die Befragten ihr Aufwachsen bei den eigenen Eltern reflektieren. Auch darin werden Episoden rekapituliert, in denen die Relevanz diffuser Sozialbeziehung für die Erfahrung der spezifischen lebensweltlichen Herausforderungen, die Armut auszeichnen, deutlich wird. Wieder spielen die Väter in diesen Erzählungen kaum eine Rolle. Stattdessen werden vor allem die Mütter und ihre Fürsorgeleistungen hervorgehoben. Dabei erweist es sich, dass eine bestimmte Lesart von Fürsorge im Feld als normal angesehen wird und Wertschätzung erhält. Wichtig ist es, am Ende sagen zu können: „I didn't want for nothing", was so viel bedeutet wie: „Mir hat es an nichts gefehlt". Dabei wird gleichwohl deutlich, dass die von den Kindern über die jeweiligen Mütter formulierten positiven Atteste sich kaum auf emotionale Fürsorge oder das Auffangen von familiären Krisen bezieht, die beispielsweise rund um die Trennungen der Eltern entstanden. Stattdessen wird vor allem die basale Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs bzw. das ‚Durchbringen' der Kinder betont. Die physi-

sche Anwesenheit der Mutter im Care-Arrangement erweist sich deshalb auch als zweitrangig und es ist legitim, die konkrete Care-Arbeit an andere Personen der Kernfamilie oder im nahen Umfeld zu delegieren.

Zunächst ziehe ich einen Teil der Einstiegspassage aus dem Interview mit Aeron aus F-Town heran, der bereits aus dem Kapitel zu Armut und Raum bekannt ist[84], da sich darin sowohl der Aspekt der gendernormativen Verteilung von Care-Arbeit zwischen Mutter und Vater als auch die feldintern vorfindbare Gestaltung des damit verbundenen Fürsorgeverhältnisses dokumentieren. Aeron ist aufgeschlossen und redselig und beginnt nach kurzer Einführung durch den Interviewer ohne Verzug aus seiner Kindheit zu erzählen (Z. 59–78).

I: you can start wherever you want, but maybe just with telling me, (.) uh, [stuff from your childhood].
Aeron: [Well, it_s] kind of had it_s ups and downs really.
I: All right.
Aeron: Uh, h° well, (.) I_ve always lived on council estates (-) or what are now housing associations because a lot of the council houses have been bought out. (.) Uhm, (.) there was me, (.) me brother, (.) me sister, (-) and me mother //Mhm// who was a, uh, single woman trying to bring up three kids, which obviously couldn_t have been easy.
I: Yeah.
Aeron: (2) Uh, (.) she used to work (.) all the time. Me sister used to look after us best she could (.) when my mom wasn_t there, (.) uhm, (.) had pretty decent upbringing, though, considering. //Yeah// Like I said, couldn_t have been hard for me mom, but (.) we didn_t want for anything really. (-) Uh::, like I said, childhood (.) pretty standard.

Aeron skizziert hier die Umstände seines Großwerdens sowie ein Care-Arrangement, in dem die Mutter in der Hauptverantwortung ist, die konkreten Aufgaben der Fürsorge allerdings abgibt. Diese Zusammenstellung der Familie sowie die dort etablierte Betreuungs- und Erziehungssituation interessieren an dieser Stelle besonders, bestätigen sich darin doch die bisher erzielten Ergebnisse: Ein brüchiges Elternhaus inklusive anschließender Unverfügbarkeit des Vaters führt wie selbstverständlich in eine Ordnung, in der die Mutter die Care-Aufgaben in der Familie übernimmt („single mom“). Das heißt allerdings nicht, dass sie sich allein um die Kinderbetreuung kümmert. Stattdessen geht sie einer Erwerbsarbeit nach und ist deshalb abwesend im heimischen Haushalt („she used to work all the time“). Aufgefangen wird diese Konstellation dadurch, dass die ältere Schwester die Rolle der Ersatzmutter für die restlichen Geschwister übernimmt („My sister used to look after us“).

Dass dieses Setting, in dem die Kinder auf sich selbst aufpassen, von Aeron keineswegs als üblich angesehen wird, wird daran deutlich, dass er sein Auf-

84 Vgl. Kap. 4.3.1.

gezogenwerden als „dennoch“ („though) gelungen („decent“) begreift. Darin steckt, dass er die Betreuung durch die Schwester als dauerhafte Ausnahmesituation einschätzt. Gleichwohl bleibt die positive Bewertung des Aufwachsens, die dann mit der hier entscheidenden Formulierung begründet wird: „we didn’t want for anything really“. Angesichts der Verwiesenheit der Kinder aufeinander zeigt diese Beschreibung des Aufwachsens, dass wohl vor allem die Grundversorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs, ein Dach über dem Kopf, sowie der regelmäßige Schulbesuch garantiert waren. Eine starke emotionale Involviertheit in die Belange von Aeron durch die (Ersatz-)Mutter deutet sich nicht an und wird durch das nüchterne „pretty standard“ tendenziell ausgeschlossen. Wo etwas den Standard erfüllt, wurde ein erwartbares Grundniveau erreicht, aber nicht überschritten. Das heißt, Aufwachsen und Care-Beziehungen, wie Aeron sie kennt und erwartet, gehen über das ‚Durchbringen‘ nicht hinaus.

Mit etwas anderer Nuancierung werden diese Aspekte auch in einer Passage aus dem Interview mit Dylan erkennbar, in der er – wie oben schon [85] – sehr reduziert die Familienverhältnisse beschreibt, in denen er groß geworden ist (Z. 36–55).

I: So where was that that you grew up, like-
Dylan: [name of larger council estate] Estate, (.) council estate.
I: All right, yeah, but here in C-Town.
Dylan: Yeah, [name of larger council estate] is in C-Town.
I: Okay. Uh, uh, go on.
Dylan: It_s the
I: Obviously, I_m not from here, yeah.
Dylan: It_s the big estate next to the beach.
I: Oh, okay, okay, yeah, yeah. (-) And you grew up there with your parents.
Dylan: My ma.
I: Mm_hm. All right.
Dylan: Ma. (5.0) Ma. (3.0) Don_t know what you want me to say.
I: Well, yeah, just anything really, you know, how your life has been.
Dylan: No, I_I haven_t been. Mom has brought has me up, I mean, well, know what I mean? //Yeah// Always had food on the table, (.) whatever the cost, know what I mean? But (4)

Auch in dieser Passage zeigt sich, dass eine Mutter (mindestens) für ihren Sohn verantwortlich ist. Von einem Vater oder einer äquivalenten zweiten Erziehungsperson ist keine Rede. Die Charakterisierung des Care-Arrangements, in dem Dylan aufwächst, lässt sich somit ähnlich wie im Fall von Aeron an. Relevant ist an dieser Stelle, wie er das Fürsorgeverhältnis, das er mit seiner

85 Vgl. Kap. 3.2.1.

Mutter hatte („mom has brought me up") – wenn auch nur äußerst kurz – ausmalt. In Anbetracht der prekären Lebensumstände und des fehlenden Vaters könnte man meinen, dass für Dylan vor allem die emotionale Nähe und Absicherung durch seine Mutter im Vordergrund standen. Stattdessen sticht für ihn vor allem hervor, dass „always […] food on the table" gewesen sei – was einen ähnlich kondensierten Topos wie „I didn't want for nothing" darstellt und gleichzeitig die Relevanzsetzung in Dylans Blick auf Care-Beziehungen deutlich macht. Diese wird heruntergebrochen auf die Bereitstellung von Mahlzeiten im Angesicht widriger Gesamtumstände („whatever the cost").

Bindet man diese Erkenntnisse über die anerkannte Gestaltung von Fürsorgearbeit zusammen, so lässt sich sagen, dass Mütter, die Fürsorgearbeit leisten, auch in den rückblickenden Erzählungen ihrer Kinder auf die Funktion der Grundversorgung festgelegt und die nachträgliche Bewertung dieser Performanz als *carer* auf das ‚Durchbringen' – wenn auch mit anerkennendem Grundton – beschränkt wird. In dieser Semantik ist eine klare Hierarchie der Bedürfnisse eingearbeitet: Die (Grund-)Versorgung der Kinder ist gemeinsam verbrachter Zeit mit hoher emotionaler Qualität vorgelagert. Das lässt sich darauf zurückführen, dass Care-Arbeit beidseitig – von Müttern und Kindern – vor dem Hintergrund ökonomischer Knappheit durch die Brille einer Notwendigkeitslogik interpretiert wird.[86] Mütter arbeiten deshalb mitunter in einem Job und schaffen so erst die ökonomische Voraussetzung für die Sorgearbeit – die dann andere leisten. Erkennbar wird daran auch, dass sich die ökonomischen Rahmenbedingungen einer Person auf die Handlungspotenziale und Bewertungsschemata in Bezug auf Betreuung und Sorge für Kinder auswirken.[87] So können wohlhabendere Familien wählen, ob sie die Kinder selbst betreuen, bei den Großeltern abgeben, in den Kindergarten bringen oder eine *nanny* beauftragen. Zudem werden diese Betreuungsformen im Sinne der ‚optimalen' Umsorgung gezielt variiert. Über diese Autonomie und Ambition in der Gestaltung der Care-Arbeit verfügen die hier vorgestellten Mütter nicht. Stattdessen sorgen sie für die ökonomische Grundausstattung der Familie und sind dafür darauf angewiesen, dass ihre (emotionalen) Fürsorgeverpflichtungen bspw. vom Familiennetzwerk aufgefangen werden. Auf diese Netzwerke gehe ich im Folgenden dezidiert ein.

5.1.3 Managen und Tradieren

Wie bereits angedeutet findet Sorgearbeit in der Lebenswelt meiner Befragten meist nicht isoliert, sondern innerhalb von Familien- und Bekanntennetzwerken statt, die zur Unterstützung der Mütter aktiviert werden – wobei es wiederum

86 Zum u. a. in dieser ökonomischen Knappheit begründeten Unterschied zwischen „working class parenting" und „middle class parenting" vgl. Gillies (2006, 2007).

87 Vgl. hierzu ausführlich Daly und Kelly (2015).

vor allem Frauen in diesem Netzwerk sind, die unterstützend eingreifen oder einbezogen werden. Im Zuge dessen erweist es sich, dass Care-Arbeit meist generationenübergreifend aufgefangen wird. Das heißt, es bilden sich notwendigkeitsbedingte Care-Arrangements, in denen mehrere Generationen von Frauen (Tochter, Schwester, Großmutter) sich gegenseitig unterstützen bzw. andere Frauen aus der Familie für die Mutter einspringen, wenn diese aus dem Care-Arrangement wegbricht. Im Anschluss daran lässt sich wiederum zeigen, dass vermittelt über diese Unterstützungsnetzwerke genderspezifische Festlegungen von Mutter- und Vaterschaft tradiert werden.

Iona, die bereits in ihrer Rolle als Mutter zu Wort kam, soll hier noch einmal konsultiert werden. Im Interview spricht sie nicht nur über die erfahrenen Einschränkungen innerhalb ihrer aktuellen Situation, sondern auch über die Umstände ihres Aufwachsens. In diesen Passagen verdeutlicht sie, dass sie früh erlebt hat, wie Care-Arbeit von ihrer Mutter delegiert wurde. Zudem wurde sie so mit Mustern der Verteilung von Care-Arbeit zwischen den Geschlechtern konfrontiert und übt diese gleichsam ein. Aufgefordert, ihre Lebensgeschichte von ihrer Kindheit an zu erzählen, führt sie aus (Z. 223–230):

Iona: […] And, uhm, basically, they (background noise, 4) my dad was there for, uh, (.) oh, six months. Uhm, then he left. Uh, my mother ended up putting me in the care of a (.) o::lder lady. She was, uh, lovely. She was Catholic, you know, really nice. And she was my godmother. And for s_from the age of six weeks when I was a baby to (.) 15, 16 sh_I stayed with her. And my mother (.) went on then to progress with (.) nursing.

Den Einstieg in die Passage bildet die geraffte Zusammenfassung Ionas zum Verhältnis, das ihre Eltern zueinander hatten. Vorher im Interview – in einer hier nicht angeführten Textstelle – zeichnet sie ein destruktives Bild der elterlichen Beziehung. Untergebracht in einer Sozialwohnung („council flat“) mit zwei Kindern geraten die beiden Elternteile oft aneinander, was von massiver häuslicher Gewalt gegen die Mutter begleitet wird („he would beat her, beat her, beat her“), worauf es zur Trennung kommt. Abermals lässt sich hier also die typische, von elterlichen Konflikten gekennzeichnete Ausgangsproblemlage aufzeigen, auf die wiederum die wie selbstverständlich eingespielte genderspezifische Strategie zur Auflösung der Beziehung zu beobachten ist. Die Mutter bleibt mit den Kindern allein zurück. Das Besondere allerdings, um das es an dieser Stelle gehen soll, liegt darin, dass die Taufpatin („my godmother“) und damit eine Frau im familiären Nahbereich mit Care-Aufgaben für Iona betraut wird (und diese möglicherweise auch qua religiös empfundener Verpflichtung als Patin sucht). Begründet wird das damit, dass die persönlichen Ressourcen der Mutter nicht ausreichten bzw. sie sich dafür entschied, Iona abzugeben, um in der Berufsbiographie voranzukommen („went on then to progress with nursing“). Zur Absicherung der Care-Leistungen für das Kind

wurde hier von der Mutter also das Familiennetzwerk bemüht, um Raum zu schaffen für die persönliche Weiterqualifikation – die mittelfristig wiederum die Gesamtsituation der Familie verbessern helfen könnte.

In einer zweiten, direkt daran anschließenden Passage taucht dieser Punkt wieder auf. Diesmal ist es allerdings Iona selbst, die Fürsorgeverpflichtungen delegiert und dieses Vorgehen legitimiert. Darin deutet sich nicht zuletzt an, dass Rollenverteilungen und Handlungsstrategien im Zusammenhang mit Care-Arbeit intergenerational weitergereicht werden (Z. 243–261).

Iona: But it was uh, eventually, she [the mother, FE] got a she_s got a really good job now. And she_s able to (.) have my son for me now. But (-) my godmother died when I was younger, (.) the lady who brought me up. I had a really good childhood because they were working class. So, they both had jobs and businesses and you know, they was- I didn_t want for anything. I didn_t go without. (.) And I think that_s why (.) I sort of wanted my son to go with my parents to make sure he didn_t want for nothing as well. And that_s exactly what_s happened. //Mhm// So sometimes, when I feel like, Oh, I_m not being there for him as much as I should be as a mother and all that. I am- and he_s got that extra support with a more outspread family. //Mhm// And he knows (xxx xxx) or I leave for his nan and, you know, he_s got his dad and everybody else. It_s brilliant.

Wie Iona zunächst schildert, nimmt ihre Mutter nun erfolgreich am erwerbsgesellschaftlichen Leben teil („she's got a really good job now"), weshalb sie nun auch Fürsorgeaufgaben für Ionas Sohn übernehmen kann („she is able to have my son for me now"). Als Kontextwissen kann von oben hinzugezogen werden, dass Iona ihre Lebenssituation vor allem aus Sicht einer fürsorgepflichtigen Mutter schildert, die den von ihr antizipierten Rollenerwartungen aufgrund von „limitations" nur begrenzt entsprechen kann.[88] Daran ist wichtig, dass hier ein Care-Arrangement aufgerufen wird, das beinhaltet, dass Pflege-Arbeit aufgeteilt bzw. sogar verlagert wird. Wenig später wird deutlich, dass damit nicht nur ihre eigene Mutter – und somit die Kernfamilie –, sondern auch die „outspread family" gemeint ist. Iona konzeptualisiert somit Care-Arbeit als Netzwerkleistung. Sie bindet wie selbstverständlich Personen aus dem Familienkreis in die Kinderbetreuung ein, die man in Anlehnung an die Sozialfigur des Fremden bei Simmel als „involved observers" (May und Lahad 2018, S. 12) bezeichnen kann. Diese Personen sind gewöhnlich vor die Aufgabe gestellt, ein ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Distanz zur Kernfamilie zu finden. Einerseits möchten sie Teil des Care-Arrangements sein, das um die Kinder der Familie aufgebaut wird bzw. empfinden sie sogar eine Pflicht, sich zu enga-

88 Sie erwähnt in Bezug auf ihren Sohn, dass er sich bei Ionas Eltern befinde, was verwundert, da sich ihre Eltern getrennt haben. Ihre Tochter ist ebenfalls in Pflege, allerdings bleibt unklar, wo.

gieren, wenn die Kinder ihrer Meinung nach vernachlässigt werden. Andererseits entfernen sie sich auch immer wieder aus dem Kreis der Familie und können so eine distanziertere Beobachterposition einnehmen, mit der kein Dezisionsdruck, etwa in Bezug auf Erziehungsfragen, einhergeht.

Im Fall von Iona sind diese involvierten Beobachterinnen Teil des Care-Arbeit-Kalküls, das sie verfolgt. Ihr ist wichtig, *dass* es ihr Junge guthat. Darin sieht sie ihre Pflicht. *Wie* diese Pflicht erfüllt wird, ist indes variabel. Folglich obliegt es ihr, das Familiennetzwerk zu aktivieren und zu managen, wenn sie merkt, dass sie temporär nicht die Mutter für ihren Sohn sein kann, die sie sein möchte. Die Einschränkungen, die ihren Lebensumständen zugerechnet werden, werden somit mit eigenen Formen der Re-Organisation von Fürsorgeaufgaben beantwortet. Dieses Handlungsmuster geht wie gezeigt auf Erfahrungen zurück, die Iona selbst gemacht hat und für gut befindet. Die in Ionas Elterngeneration funktional erfolgreiche Praxis der Fürsorgeweitergabe an familiennahe „involved observers" erscheint auch ihr als plausible Lösungsstrategie, was sie mithilfe eines Belegexkurses herleitet. Da es ihr bei der Patentante an nichts gefehlt habe („I didn't go without.") – was sie auf deren stabile Einkommensverhältnisse aufgrund ihrer Stellung in der „working class" zurückführt –, möchte sie auch für ihren Sohn, dass es ihm an nichts fehle. Aus ihrer Sicht sei das wiederum nur bei ihren eigenen Eltern einlösbar, weshalb es ihr fast schon ein Bedürfnis zu sein scheint, den Sohn dort unterzubringen („wanted my son to go with my parents to make sure he didn't want for nothing as well"). In dieses Muster passt, wie Iona die Fürsorgebeteiligung des Kindsvaters („dad") rahmt. Unabhängig davon, was seine konkrete Rolle und wie hoch seine Involviertheit in die Fürsorge tatsächlich ist – es ist (in ihrer Darstellung) Iona, die Verantwortlichkeiten zuweist und Care-Aufgaben delegiert. Das ist nicht mit einer Verantwortungsverweigerung zu verwechseln. Zwar wird die Fürsorge übertragen, gleichwohl bleibt die Entscheidungsgewalt bei der Mutter. Zu beachten ist des Weiteren, dass dieses Arrangement nicht gänzlich ohne inneren Konflikt bzw. Ambivalenzen auskommt. So lässt sich eine zumindest latent rechtfertigende Haltung in den Äußerungen von Iona erkennen, der sich (möglicherweise) über einen Legitimationsdruck erklärt, den sie gegenüber (der Interviewerin als Vertreterin) der Mehrheitsgesellschaft empfindet.

Mithin lässt sich formulieren, dass hier einschränkende Rahmenbedingungen mit eingespielten Bewältigungsstrategien korrespondieren. Ist die Erfüllung der Fürsorgepflicht bedroht oder stellt sie eine (subjektiv und zeitweise) zu große Herausforderung dar, wird das Netzwerk involvierter Beobachterinnen aktiviert. Das heißt, die betreffende Mutter kapituliert nicht vor den Herausforderungen der Kinderfürsorge, sondern sorgt dafür, dass die Kinder mithilfe anderer ‚durchgebracht' werden. Ferner zeigt sich, dass solche Formen der kompetenten Distribuierung von Care-Arbeit wiederum über eine intergenerationale Weitergabe der Vorstellung von der Verteilung von Care-Arbeit zwischen den Geschlechtern abgesichert werden. Kurz: Es sind die Mütter und nahestehende Frauen, die die

Kinderfürsorge übernehmen und managen. Väter, Brüder oder Onkels werden nicht in die Netzwerke eingebunden bzw. halten sie sich aus diesen fern. Außerdem lässt sich argumentieren, dass auch die Bewertungsmaßstäbe für die Güte einer Fürsorgebeziehung in diesen Netzwerken weitergegeben werden. Wie die aus den bereits zitierten Interviews bekannte Formulierung, derer sich auch Iona bedient („I didn't want for anything"), verrät, gründet sie Care-Arbeit vor allem in der materiellen (Grund-)Versorgung der Kinder. Solange bzw. damit diese gewährleistet ist, kann die Mutter auch absent sein und sich um Belange der persönlichen Lebensführung bzw. der Subsistenz der Familien kümmern. Neu ist, dass sich nun die intergenerationale Tradierung dieser Orientierungen zeigen lässt.

5.1.4 Involvierte Vaterschaft und die Krise des Ernährermodells

Bisher fügte sich das Bild, das vom Erfahrungskontext Care-Arbeit gezeichnet wurde, in gängige genderspezifische Erzählungen von der ‚Unterschicht': Während die Mütter in Care-Aufgaben im Familienkontext gedrängt werden, machen sich die Väter davon frei oder werden ausgeschlossen. Daraus leitet sich zunächst die erkenntnisleitende These ab, dass sich Erfahrungen in Mangel- und Ausschlusslagen aufgrund eines Care-Arbeit-vermittelten Genderunterschieds für Mütter und Väter jeweils anders darstellen. Vor einer solchen glatten Folgerung ist zugleich Vorsicht geboten, wie bspw. Boyer et al. (2017a, 2017b) herausstellen. Sie betonen, dass hausarbeitsbezogene Forschungen einen „relative neglect of households where men do take primary responsibility for social reproduction" (Boyer et al. 2017a, S. 93) aufwiesen und damit vor allem die Stereotype der Forschenden reproduzierten. Zudem lassen sich mittlerweile Formen von „intimate fatherhood" (Dermott 2008) oder „involved fatherhood" (Jordan 2018, S. 6) nachweisen. Das heißt, auch Väter identifizieren sich zunehmend mit der Fürsorgebeziehung zu ihren Kindern und den daraus erwachsenden Verpflichtungen. Diesen Punkt greife ich im Folgenden auf und zeige, dass es auch Väter in meinem Sample gibt, die maßgebliche Erfahrungen im Zusammenhang mit Care-Arbeit im Familienzusammenhang machen.

Ein besonders hervorzuhebender Fall eines involvierten Vaters ist Paul. Bis zur Jahrtausendwende in einer Lautsprecherfabrik angestellt wird er im Jahr 2000 gekündigt, wogegen er sich ohne Erfolg gerichtlich wehrt. Paul ist seit seiner Kündigung arbeitslos. Fortan ist er vor allem damit befasst, die Fürsorge für seine sechs Kinder sowie seine Frau, die an depressiven Schüben leidet, zu gewährleisten. Er selbst leidet an Panik-Attacken und Herzrasen. Zum Zeitpunkt des Interviews wohnen alle Kinder noch bei den Eltern, auch wenn sie schon die Schule verlassen haben, arbeiten gehen oder das College besuchen. Das Interview mit Paul fand in B-Town in Nordengland statt. Er spricht vor

allem über seine Probleme und Sorgen in Bezug auf das tagtägliche ‚Durchbringen' seiner Familie. Außerdem schimpft er viel auf die Regierung und Politik im Allgemeinen. Diese Themen sind bei ihm eng miteinander verwoben, wie sich gleich zu Beginn des Interviews zeigt (Z. 15–36).

Paul: Well, I have six kids. //Okay// Four boys, two girls. My life is like it were hard to bring them up. But through Labour government brilliant and then as soon as the Conservative government took over, everything went downhill. It were hard, very, very (.) it_s hard now, you know what I mean? I_m glad mine have just grown up and left school. The last one has just left school. It were hard when he were in, very hard. You had to rob Peter to you had to rob Peter, take off Peter to rob Paul, you know what I mean? You borrowing off him and you couldn_t go back to him so you_d go to him and it were hard. It_s hard. And that_s all through government, this. It_s like Christmastime, the wife_s poorly and she_s trying to get better and, like, last (.) I think it were, I mean Cameron got in, there were 333,000 people weren_t getting benefits over Christmas and I were one of them and I_ve got six kids so what am I going to give them for Christmas? And my daughter_s birthday is on Christmas day, so it_s her birthday and Christmas as well so I had nowt to give them and they wonder why you can_t get any better, you know. It makes you more ill, you know, when you_ve got nothing for your kids. That_s government, that_s how hard it is, you know what I mean? They don_t care. They don_t care. They don_t care and it_s hard. It is hard.

Paul steigt mit einer Skizze der Familiensituation ein, wobei bereits die bloße Nennung der Anzahl der Kinder den Grad der Herausforderung widerspiegeln soll, die das Aufziehen mit sich brachte, sodass er festhalten kann: „it were hard to bring them up". Welche hohe Relevanz Care-Arbeit im Alltag von Paul hatte und als wie hoch er die Vereinnahmung durch die Betreuung der Kinder einstuft, bringt er in der biographischen Verdichtung „my life" zum Ausdruck. Was genau er wiederum unter Fürsorge versteht, zeigt sich im Folgenden, wo er vor allem die finanzielle Unsicherheit seiner Familie skizziert. Den konkreten Rahmen dafür liefert eine angedeutete Abstiegserzählung („everything went downhill"), die mit bestimmten sozialpolitischen Entscheidungen in Verbindung gebracht werden. Der Verweis auf den Übergang von der Labour- zur „Coalition"-Regierung unter David Cameron im Jahr 2010 spielt auf einen Wechsel von Wohlfahrtsstilen in Großbritannien[89] an, die sich negativ auf Pauls

89 Damit ist vmtl. vor allem der 2012 eingeführte Welfare Reform Act gemeint, durch den mehrere Unterstützungszahlungen (job seeker's allowance, housing benefit, working tax credit, child tax credit, income support und employment and support allowance) gekürzt und in einer einzigen Sozialunterstützung, dem *Universal Credit*, zusammengeführt wurden (Dwyer und Wright 2014; Sainsbury 2014).

ohnehin prekäres Fürsorgearrangement auswirkten. Welche konkreten Härten er deshalb durchzustehen hatte, verdeutlicht er mit einem Sprachbild. Die Redewendung „To rob Peter to pay Paul" ist dem spezifischen Kirchenkontext in Großbritannien entnommen und bezieht sich auf die Kirchensteuer, die man historisch entweder der katholischen Kirche (St. Peter in Rom) oder der Anglikanischen Kirche (St. Paul in London) zahlen konnte. Es ist somit ein Dilemma beschrieben, in der zwei Parteien etwas legitimerweise zusteht, man aber nur eine Seite bedienen kann. Paul geht allerdings noch darüber hinaus. Er sagt nicht nur, dass er es seinen Kindern nicht immer recht machen konnte. Stattdessen steigert er das Sprichwort noch: „take off Peter to rob Paul". Er beschreibt damit eine doppelt schlechte Situation, in der man allen Seiten etwas nehmen muss. Auch wenn man diese Wendung im Protokoll als ein Verhaspeln lesen kann, korrigiert er die dadurch entstandene Deutungsmöglichkeit nicht und lässt sie als prägnante Zuspitzung seiner Fürsorgesituation stehen: Er verwaltete zuhause den mehrfachen Mangel. Ähnlich wie im Fall von Iona kann Paul hier somit vermitteln, dass die Verantwortung für die eigenen Kinder, die mit den von ihm empfundenen Fürsorgeverpflichtungen einhergeht, den Fluchtpunkt für die Beurteilung der eigenen Lebenssituation darstellt. Sie bieten den Kontext, vor dem strukturelle Abhängigkeiten von Unterstützungsbeziehungen erst zu Härten und Zumutungen werden, die die Erfahrung strukturieren und die sich fremdbestimmenden Autoritäten zurechnen lassen.

Besonders ist gleichwohl im Vergleich zu Iona, worin Paul seine Leistung in der Fürsorge für seine Familie sieht. Er berichtet vom Weihnachtsfest kurz nach der Regierungsübernahme durch Cameron, an dem eine große Zahl von Personen keine „benefits" bekommen hätten. Das betraf auch ihn persönlich, weshalb er seiner Familie keine Geschenke besorgen konnte („what am I going to give them for Christmas?"), was ihn krank gemacht habe bzw. immer noch mache („It makes you more ill"). Verdichtet wird so deutlich, dass Paul Fürsorge auf eine spezifische Weise interpretiert. Der Skandal, den er beschreibt, besteht nicht (primär) darin, dass seine Familie möglicherweise unterversorgt ist. Vielmehr beschäftigt ihn, dass er den eigenen Ansprüchen gegenüber seiner Frau und seinen Kindern nicht gerecht werden kann. Es zeichnet sich daher ab, dass er involvierte Vaterschaft innerhalb einer „Breadwinner Masculinity" (Hanlon 2012, S. 109–130) begreift, d. h., innerhalb eines Ernährermodells, das vor allem auf die finanzielle Grundversorgung der Familie abzielt – das er allerdings aufgrund der Abhängigkeit von Transferleistungen nicht (mehr) bedienen kann.[90] Care-Arbeit erhält somit eine spezifische semantische Aufladung, an die eine Aushandlung von Pauls Verständnis guter (väterlicher) Elternschaft anschließt. Die Einschränkungen, die er beschreibt, beziehen sich daher nicht allein auf das bloße ‚Durchbringen' der Kinder, sondern auch auf

90 Vgl. zu dieser Konstellation und wie Väter damit umgehen Gamburd (2003, S. 190–191) sowie Koppetsch und Speck (2014, 2015). Hanlon (2012, S. 113) schreibt dazu prägnant: „[I]n fact, not being in a breadwinner role means some men feel they are not caring".

das Erfüllen einer von ihm als legitim antizipierten Performanz als Vater. Diese beinhalten vor allem das Aufkommen für die Familie in finanzieller Hinsicht.

Indes ist zu betonen, dass Paul bei allem Klagen kein ‚Nörgler' ist, der die finanziellen Schwierigkeiten ausschließlich den Ämtern oder der Politik zuschreibt („they don't care") und es dabei belässt. Stattdessen nimmt er die strukturellen Einschränkungen an und arbeitet an der Linderung der Alltagsprobleme seiner Familie. Eine zweite Passage soll diesen Punkt verdeutlichen. Dort berichtet er konkreter von den Herausforderungen, die seine Fürsorgeverpflichtungen mit sich bringen, zeigt aber auch, dass er diese meistert und dafür eigene Einschränkungen für das Wohl seiner Kinder in Kauf nimmt (Z. 56–74).

Paul: […] Especially, me with six kids, I_m better off on the dole and I have to get six pair of pants, six shoes, six this. You know what I mean? Where am I getting money? They_re not giving it. You get no help. You get no help, you_ve got to help yourself and whatever you_ve got to do you_ve got to do. That is the truth. You can_t send your school your kids to school with cheap trainers, they_re going to get bullied. They_ll get bullied by erm other kids and then bullying leads to, a lot of them, bullying leads to death. They go home and hang themselves. A lot of them have been hanging themselves, haven_t they, kids when they_re getting bullied at school? There_ve been three already in this year, but that_s just over silly (.) like my son, he couldn_t take his phone to (.) this were his phone and he couldn_t take it to school because he got bullied because it were (.) to them it_s crap. He used to get bullied over a phone, so I took his phone and gave him my phone, you know what I mean? So, it_s all (.) but he_s left school now but that_s how silly it is, you know, in schools and stuff like that. If you haven_t got the right stuff you get bullied.

Es wird deutlich, dass auch hier wieder die ökonomische Grundversorgung der Familie im Mittelpunkt steht („Where am I getting money?"). Dabei formuliert er, dass man besser auf „Stütze" („dole") sei, da von einem Erwerbseinkommen aufgrund der vielen Abzüge nicht viel übrigbliebe und man zugleich von staatlicher Seite keine großen Zusatzhilfen zu erwarten habe („you get no help"). Stattdessen formuliert er als Handlungsmaxime, dass man sich selber helfen müsse („got to help yourself"), was er anhand eines Themas darstellt, das seine Kinder regelmäßig im Alltag zu begleiten schien. Konkret spricht er zunächst über Konsumismus und einen anhand von Statussymbolen ausgetragenen Konkurrenzkampf unter „kids", der mitunter in Mobbing übergehe und dazu führe, dass manche der davon Betroffenen suizidale Gedanken entwickeln

und sogar in die Tat umsetzen.[91] Deshalb habe Paul seinem Sohn sein eigenes, neueres Handy überlassen. Daran lässt sich wie oben schon zeigen, dass sich in Mangellagen eine Notwendigkeitslogik in Bezug auf Fürsorgeverpflichtungen Bahn bricht, die einiges über die verfügbare Handlungsautonomie und den Kampf um soziale Anerkennung der agierenden Subjekte verrät. So könnte eine elterliche Reaktion auf Mobbingrisiken aufgrund von Statussymbolen sein, sich von Konsumzwängen abzugrenzen und das Kind dazu zu ermuntern, ebenfalls eine distanzierte Haltung gegenüber Konsumismus zu entwickeln. Diese Alternative zeigt Paul allerdings nicht auf, obwohl er eine Absurdität („silly") in der über Statussymbole laufenden Konkurrenz und Gewalt unter Kindern erkennt. Begründen lässt sich das wiederum damit, dass ihm und seiner Familie aufgrund ihrer Lebensumstände nicht dieselben Wahlmöglichkeiten offenstehen, wie man sie in besser situierten Lebenslagen antreffen kann. Sich bewusst gegen bestimmte Statussymbole zu entscheiden bzw. Verzicht als Luxus oder besonderen Ausdruck von Individualität zu wenden, setzt voraus, diese prinzipiell zur Verfügung zu haben und den Verzicht als aktive Entscheidung markieren zu können. Analog zu den verschiedenen Formen der Kinderbetreuung aus denen man erst ab einer gewissen Einkommensstufe wählen kann, zeigt sich hier somit, dass sich Mangel- und Ausschlusslagen als Beschränkung und Gefährdung des Vermögens niederschlagen, sich als selbstbestimmtes, eine kuratierte Lebensführung verfolgendes Subjekt zu entwerfen – und somit mehrheitsgesellschaftlich zählbare soziale Respektabilität zu erlangen. Dass Paul es kurzfristig ermöglicht, dass sein Sohn über ein Konsumgut einen Anerkennungserfolg einstreichen kann bzw. zumindest nicht weiter abgewertet wird, verweist daher auf ein Bestreben nach Gesichtswahrung vor dem Hintergrund von an Pauls Familie herangetragenen normativen Erwartungen. Diese Erwartungsstrukturen sind von ihm nicht zu ignorieren und ihre behelfsmäßige Erfüllung erfordern immer wieder lebensweltliche Improvisationen und Inkaufnahmen persönlichen Verzichts.

Diesbezüglich ist zugleich festzuhalten, dass sich an den von Paul in Kauf genommenen persönlichen Einschränkungen eine für den hier porträtierten lebensweltlichen Ausschnitt typische Bewältigungskompetenz zeigt, die wiederum innerhalb dieses Ausschnitts Anerkennung findet. Wie oben schon darf das nicht als Zynismus verstanden werden. Vielmehr verweist diese Lesart darauf, dass die Eltern in meinem Sample zu fähigen Expertinnen ihrer herausfordernden Lebenssituationen werden, die tragfähige Strategien für die Organisation ihres Familienlebens entwerfen und umsetzen können. Im Fall von Paul ist es vor allem der finanzielle Mangel, den er bewältigt und woran er auch seine Rolle als kümmernder Vater beweisen kann. Er ist zwar den sozialpolitischen Umständen ausgeliefert und deshalb in der Erfüllung seiner Ernährerrolle beschränkt. Zu-

91 Vgl. zu den Konsequenzen von Konsumeinschränkungen und „style failure" für die soziale Anerkennung von Jugendlichen unter Peers Croghan et al. (2006).

gleich kann er aber im selbstaufopfernden Umgang damit auch unter Beweis stellen, dass er trotz allem für seine Familie aufkommt.

5.1.5 Fazit

Insgesamt wird in diesem Abschnitt erkennbar, dass vermittelt durch das Familienleben sowohl die Ebene des tagtäglichen Bedarfs an Konsumgütern und als auch die symbolische Ebene von Mangellagen erfahrbar werden. Das heißt, Mütter und Väter bekommen vermittelt über die Fürsorgebeziehung, die sie zu ihren Kindern unterhalten, ihre Handlungseinschränkungen und die Bedrohung ihrer sozialen Respektabilität und die der Kinder vor Augen geführt. Daraus erwächst ein Leidens- und Handlungsdruck, der darin gründet, dass Kinderfürsorge den Befragten ein innerliches Anliegen ist und also bei ihnen eine hohe Relevanz genießt. Das erklärt sich zuvorderst aus der „biosozialen" Beziehung, die sie als Eltern zu ihren Kindern haben und aus der eine voraussetzungslose affektive Bindung hervorgeht. Darüber hinaus sind spezifische mütterliche und väterliche Performanzen sozial erwartet und können als Teil subjektiver Identitätsarbeit gelten. Damit ist auf eine im Feld anzutreffende Favorisierung der Familie und des Privaten verwiesen, die soziale Anerkennung verspricht.

Beim Aufschlüsseln dieser Zusammenhänge fielen zunächst die gendernormativen Aspekte ins Auge. Im Material lassen sich kollektiv geteilte Bilder und Legitimierungspraktiken der Gestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen nachweisen, die deutliche Konsequenzen vor allem für die Mütter im Feld und ihre Erfahrungswelt haben. Gebunden an spezifische Entwürfe von Mutterschaft werfen Trennungen von Partnerschaften gerade für sie das Handlungsproblem auf, Fürsorgeverantwortung und -verpflichtungen für die Kinder übernehmen zu müssen. Zu dieser Verbindung von etablierten Genderpraxen und daraus erwachsenen Handlungszwängen gehört auch, dass sie tendenziell unterthematisiert bleibt. Gerade die Mütter möchten nicht lamentieren, sondern suchen nach pragmatischen Lösungen. Um die Fürsorge für die Kinder abzusichern, aktivieren sie die Großmütter, Schwestern und Tanten und erweisen sich so als kompetente Managerinnen der (weiblichen) Familiennetzwerke. Im Zuge dessen werden zugleich die Genderspezifik dieser Lösungspraktiken und die dabei gültigen Normen – was zählt, ist das ‚Durchbringen' – intergenerational tradiert.

Darüber hinaus ließ sich in diesen Konstellationen erkennen, dass es gerade die Mutterschaft und die daraus erwachsende Verantwortung ist, die hilft, klare Grenzen zu ziehen und Entscheidungen zu treffen. Die vermittels solcher eindeutiger Handlungsrelevanzen erzielte Strukturierung des Alltags darf nicht unterschätzt werden, sind es doch genau diese Alltagsstrukturen, die Orientierung geben und subjektiven Sinn herzustellen helfen (Schütz und Luckmann 2003, S. 44–47). Mutterschaft lässt sich so im Zusammenhang mit Armut als

eine ambivalente Ressource deuten, über die Widerstandskraft, Eigenmächtigkeit und damit das Funktionieren als autonomes Subjekt unter Beweis gestellt werden kann. Das Funktionieren in Care-Arrangements kann einen kontinuierlichen Resonanzboden liefern, der das Empfinden von subjektiver Sinnhaftigkeit und Handlungsmacht wahrscheinlich macht und das soziale Ansehen steigern kann. Die gendernormative Rückseite dieser Beobachtung war indes, dass diese Potenziale von den meisten Vätern im Sample nicht ausgeschöpft werden. Sie tauchen vor allem als (Ex-)Partner auf, die sich der Care-Arbeit in der Kernfamilie weitgehend entziehen, weshalb sich für sie ihre Mangellage und der Umgang damit meist nicht im Zusammenhang mit Fürsorgeaufgaben darstellt.[92]

Anhand von Paul wurde allerdings deutlich, dass a) Väter sich durchaus auch in der Fürsorgearbeit einbringen, diese sich aber b) auf eine spezifische Weise aneignen, bei der auch vergeschlechtliche Handlungserwartungen ins Spiel kommen. Wie gezeigt, legt er latent andere Ziele und Verstehensweisen von Fürsorgearbeit an den Tag als in den Fällen zuvor, nämlich ein auf ökonomische Versorgung und Schutz abhebendes Ernährermodell. Da gleichwohl die Performanz diesem Modell von Väterlichkeit aufgrund der Mangellage hinterherhinkt, entsteht ein auf sein Ansehen als Vater verweisender Leidensdruck, der mit einem auch bei den Müttern zu beobachtenden und von einer Notwendigkeitslogik getragenen Pragmatismus und dem Hintanstellen eigener Bedürfnisse beantwortet wird.

92 Das provoziert einen Verweis auf Ergebnisse der Marienthal-Studie (Jahoda et al. 2014 [1933]). Bereits dort zeigte sich, dass – vermittelt über genderbezogene Aufgabenverteilungen im Haushalt – vor allem Frauen die recht spontan eintretende kollektive Arbeitslosigkeit im Ort anders verwandten als Männer. Neben den finanziellen Einschnitten waren alle Erwachsenen vor das Problem gestellt, den frei gewordenen Tagesablauf mit Tätigkeiten zu füllen. Den Autorinnen zufolge forderte das die Frauen im Ort weniger heraus als die Männer. Obwohl die Krise sie auch persönlich betraf, da sie vorher Näherinnen gewesen sind und damit über ein Einkommen verfügt hatten, das nun nicht mehr zur Verfügung stand, fanden sie doch als Mütter über ihre hergebrachte Bindung an Fürsorgearbeit und Haushaltsführung im Familienkontext schnell wieder in einen verregelten, orientierungsgebenden Tagesablauf, in dem sie Aufgaben und Verpflichtungen hatten (Jahoda et al. 2014 [1933], S. 89). Für die jeweiligen Partner bedeutet der Arbeitsplatzverlust dagegen vor allem, keine Handlungsziele mehr zu haben, was zu grassierender Langeweile und Resignation führte. Deshalb wurden die freigesetzten Ehemänner vor allem zu Störfaktoren – in Form von Depressionen, Alkoholmissbrauch und partnerschaftliche „Unstimmigkeiten" (Jahoda et al. 2014 [1933], 99) – im Alltag der Frauen, was zersetzende Wirkungen für die jeweiligen Partnerschaften und Familienbündnisse hatte. Mittlerweile hat zudem eine Studie ergeben, dass die Art und Weise, wie mit der durch Arbeitslosigkeit anfallenden Aufgabe, den Alltag mit Sinn zu füllen, umgegangen wird, länderspezifisch variieren kann. So zeigen Strandh et al. (2013), dass sich Arbeitslosigkeit ähnlich schlecht auf die psychische Gesundheit von schwedischen Frauen und Männern auswirke, während in Irland vermehrt Männer betroffen seien. Das wird vor allem auf einen unterschiedlichen Bedarf nach Erwerbsarbeit unter Frauen in den zwei Ländern zurückgeführt.

5.2 Die Verhandlung von Würde: Erfahrungen in Einrichtungen der Bedürftigkeitsfürsorge

Neben informellen Interaktions- und Verpflichtungszusammenhängen bewegen sich meine Befragten auch in formalisierten, organisational strukturierten sozialen Erfahrungskontexten. Damit sind vor allem Einrichtungen des aktivierenden Wohlfahrtsstaates in Großbritannien gemeint: JobCentres, Arbeitsagenturen und Wiedereingliederungsmaßnahmen. Hinweise, dass relevante Erfahrungen in Zusammenhang mit diesen Institutionen gemacht werden, finden sich bereits an verschiedenen Stellen (Riemann 1977; Dörre 2011, S. 20; Sammet 2014, S. 80; Weißmann 2018, S. 91–93; Hans 2018, S. 181). Dort werden vor allem die Bevormundung und Kontrolle betont, die von ihnen ausgehen und wie sich diese Konstellation subjektiv als „strukturell erzwungene Passivität und Unsicherheit" (Riemann 1977, S. 213) niederschlägt. In diesem fatalistischen „Gefühl des Ausgeliefertseins gegenüber den Institutionen" (Weißmann 2018, S. 91) wird gar eine „wesentliche Erfahrungsschichtung" (Weißmann 2018, S. 92) eines Lebens in Mangel- und Ausschlusslagen vermutet.[93]

Für diesen Abschnitt greife ich diese Hinweise auf und gehe ausgehend von dem darin implizierten Machtgefälle zwischen den wohlfahrtsstaatlichen Einrichtungen und ihren Nutzern auf Erfahrungen des institutionell verantworteten Autonomieverlustes, sowie der damit verbundenen Beschämung und Abwertung ein. Ich zeige, dass die Zielsetzungen und Handlungsweisen dieser Einrichtungen auf einer individuellen Zurechnung von Verantwortung und einer Logik der negativen Anreize in Form von Sanktionen aufbauen. Dadurch werden Umfelder geschaffen, in denen es zu gesteigerten Erfahrungen der Abhängigkeit und des Prozessiertwerdens kommt, wodurch die betreffenden Personen immer wieder auf ihre prekäre Lebenslage zurückverwiesen werden. Zuversicht und Aspiration werden so zumindest erschwert, wenn nicht verunmöglicht. Zudem wird deutlich, dass die Weiterbildungs- und Befähigungsmaßnahmen von den Interviewteilnehmerinnen als wenig zielführend und nur der Form halber angeboten wahrgenommen werden. Substanzielle Hilfe sei von ihnen nicht zu erwarten.

Diese Negativurteile sollen zugleich nicht verbergen, dass es auch Maßnahmen des Dritten Sektors gibt, die diese Kritik aufgegriffen haben und einen

93 Wie Sammet (2014) zeigt, ist es alternativ auch möglich, die institutionelle Verfügung über das eigene Schicksal als Strukturlosigkeit im Sinne einer Freisetzung von der Restgesellschaft zu erfahren. Dominant sind dann eher Wahrnehmungen von Unordnung, des Nichtdazugehörens und des Alleingelassenwerdens. Die strukturelle Abhängigkeit von Transferleistungen und Jobvermittlungsagenturen kann somit sowohl Wahrnehmungen der Über- als auch der Unterstrukturiertheit der Lebenswelt hervorrufen. Welche Lesart sich letztlich durchsetzt, hängt dabei stark damit zusammen, welche Deutungsressourcen im Umgang mit Kontingenz biographisch erworben wurden (Sammet 2014, S. 85).

ganzheitlichen Ansatz der Umsorgung und Befähigung verfolgen. Am Ende des Abschnitts erhalten deshalb auch Erfahrungen, die in diesen kontrastierenden Kontexten gemacht werden, einen Platz. Anhand dieser Einrichtungen wird allerdings ebenfalls deutlich, dass auch ein einfühlender, verständnisvoller Ansatz der Bedürftigkeitsvorsorge zumindest unterschwellig Gefahr läuft, segregierende Effekte zu reproduzieren. Am Ende zeichne ich so ein Bild der *organisationalen Gestaltung von Armut*, in dem sich mindestens zwei Eigenlogiken finden lassen – bürokratisch-sanktionierend und einfühlend-ermöglichend –, die bei ihrer praktischen Umsetzung immer wieder in Widersprüche und Ambivalenzen führen.

5.2.1 Machtlosigkeit und Degradation

Oona, ist eine ältere, etwa 60 Jahre alte Frau, die in einer *food bank* in F-Town (wie auch Iona und Aeron) interviewt wurde. Bei Ankunft des Forschungsteams saß sie bereits zusammen mit ihrer Enkeltochter an einem Tisch und wartete auf die Übergabe der für sie durch die Mitarbeiter zusammengestellten Essenstüte. Nach kurzer Anfrage erklärte sie sich zu einem Interview bereit, das schließlich zusammen mit ihrer Enkelin in einem größeren Hinterraum geführt wurde. Sobald das Aufnahmegerät angestellt wurde, eröffnete sie das Gespräch eigenständig und ohne konkrete Frage oder Stimulus seitens der Interviewerin. Im Interview berichtet sie über den Anlass ihres Besuches in der *food bank* und bringt große Enttäuschung und Wut zum Ausdruck – was sich als spezifische Emotionalität eines Lebens in Armut lesen lässt, die sich aus Enttäuschung über sich selbst und Unverständnis gegenüber der Außenwelt zussammensetzt (McKenzie 2015, S. 169–182; McGarvey 2018). Generell beklagt sie sich über ihre persönliche Situation und das Leben in Großbritannien im Allgemeinen. Es sei „the worst country to live in" (Z. 261–262). Hier gehe ich auf die Einstiegspassage ein (Z. 4–27):

Oona: […] And then you gonna see board up here. (.) I met (the) board. And they put me off. And I went back to my GP. (-) And he put me shit back on sick paper three months. Now I got a flat, uh, just a flat. (I_ve stopped my money.) They was giving me fifty pound a week.

I: Fifty pound a week, uh_huh.

Oona: And then they_ve took me (little) loan off me now, which was forty pound a week. And my (xxx xxx) is eightytwo pound a fortnight. And (xxx xxx). So, I can_t pay my bills. I can_t go shopping. (1) This give me so much stress, I_ve had to go on (.) Dimazepan tablets (.), which I got to wait now to go back and see the board, which takes three months. So it_s three months time struggling. I can_t shop. I can_t pay me bills. So, I go back on m_debt. So, I have to go seeks advice.

(1) And they told me to come here this morning to get some food. (-) That you can survive. (-) And you can_t decide. (2) Just made me relate this time.

In diesem Ausschnitt, der adhoc ungeordnet wirkt, skizziert Oona ihre aktuellen Lebensumstände. Es ist eine Situation der multiplen Abhängigkeit, Autonomieeinschränkung und des Kampfes gegen die Institutionen beschrieben, die für sie alltagbestimmend wird. Konkret ist sie damit befasst, dass ihr eine Behörde oder ein Entscheidungsgremium („board") eine Geldzahlung – vermutlich die sogenannte Disability Living Allowance (DLA) – gestrichen hat, weshalb sie zu ihrem General Practitioner (GP=Allgemeinarzt) gegangen sei, um ihre gesundheitliche Einschränkung attestiert zu bekommen („back on sick paper").[94] Scheinbar habe das gereicht, um weiterhin Zahlungen zu erhalten, gleichwohl sie Einschnitte hinnehmen musste. Daran schließt das an dieser Stelle entscheidende Fazit an. Die Kürzung bringe sie in akute Geldnot, was sie in ihrer Lebenserhaltung gefährde sowie in ihren Konsummöglichkeiten beschränke. Daraus ergebe sich eine seelische Not, aufgrund derer sie angstlösende Medikamente nimmt („Dimazepan", eigentlich „Diazepam") und die noch dadurch gesteigert wird, dass für sie absehbar ist, dass es drei Monate dauern werde, bis sie wieder bei der Behörde vorstellig werden könne. Für Oona führt diese Ausgangslage direkt (zurück) in die Verschuldung. In dieser Situation wird die *food bank* zum Ort der zwar das Überleben sichere, zu dem sie aber auch geschickt wird („they told to me to come") und der ihrerseits ebenfalls als fremdbestimmende Instanz auftritt („And you can't decide").

Die Institutionen, besonders die Behörde, mit der Oona zu tun hat, treten folglich vor allem als Akteure in ihr Leben, die über die Rahmenumstände ihrer tagtäglichen Existenz entscheiden. Gegenüber ihnen erfährt sie sich in einer Position des Bittstellens und des Ausgeliefertseins. Diese Erfahrung korrespondiert wiederum mit einem Deutungsmuster der Zurechnung auf externe, übergeordnete Mächte, dessen sie sich zur Einordnung von in der Öffentlichkeit zu beobachtenden Anzeichen sich ausbreitender Armut bedient (Z. 53–63):

Oona: And you (wonder) there_s so many homeless on the street. Just can_t afford to pay. And then they ca_what they don_t know, if you_re not under thirtyfive they_re going stop paying you council (.) rent. That_s why there_s thousands homeless. It_s disgusting cruel. I can_t get-, I never thought I_d be going to no food bank. Never in my life, and I_m sixty this year. And I never ever thought I_d go to a food bank.

94 Wie bei den Feldaufenthalten immer wieder deutlich wurde, sind ärztliche Bescheinigungen einer gesundheitlichen – körperlich oder mental – Einschränkung im britischen Sozialsystem bares Geld wert. Denn mithilfe eines Attests kann die *Disability Living Allowance* (Gov.uk 2019) beantragt werden, die auf die oft nicht ausreichende *Job Seeker's Allowance* (JSA) draufgezahlt wird. Viele der interviewten Personen waren sehr erpicht darauf, diese Zusatzzahlung zuerkannt zu bekommen.

Oona zeichnet hier das Bild eines anonymen, externen kollektiven Akteurs („they"), der in einer nicht für alle nachvollziehbarer Weise über Geldzuweisungen im Zusammenhang mit Belangen des täglichen Lebens („rent") entscheidet. Die darin unterstellte, zumindest latente böse Absicht und Unbarmherzigkeit („disgusting and cruel") machtvoller Verwaltungsapparate gegenüber abhängigen Personen stellt in kondensierter Form die Figur dar, die ihre persönliche Erfahrung im Zusammenhang mit Sozialbezügen bestimmt. Der Ekel und die Abneigung, den sie zum Ausdruck bringt, richtet sich gegen administrative Entscheidungsträger, deren Handeln nicht als sachnotwendig, sondern schlicht böswillig gesehen wird und gegenüber denen sie sich als machtlos empfindet. Dieses Erfahrungsmuster – auf das bereit Riemann (1977, S. 249) hinweist – schlägt schließlich in eine Beschämung ihrer selbst um („never even thought I'd be going to a food bank"), deren Subtext ist, dass sie aufgrund externer Größen eine „Degradation" (Riemann 1977, S. 253–254) erfahre. In der hier zitierten Stellte verleiten deshalb auch diese Abwertungserfahrungen Oona dazu, ihr eigenes Schicksal in eine Reihe mit zum Teil noch gravierenderen („homeless") zu setzen. Sie verweist damit auf einen schlechten Allgemeinzustand der sozialen Sicherungssysteme – deren Opfer letztlich auch sie selbst sei. Bestätigung finden diese Erfahrungsmuster in der folgenden Gruppendiskussion, wo sie indes konkretisiert werden.

5.2.2 Nüchternheit und Moralisierung

Die Gruppendiskussion „Path to Labour"[95] fand in einer nicht-staatlichen Arbeitsvermittlungsagentur[96] am Rande von C-Town statt. Von unseren verschiedenen Gesprächspartnern wurde uns bei den Aufenthalten in der Einrichtung wiederholt mitgeteilt, wie vorbildlich die Arbeit der Mitarbeiterinnen dort sei. Eng betreuend und konstruktiv auf das Vermitteln von Arbeitgeber und potenzieller Arbeitnehmerin ausgerichtet stelle die Einrichtung einen starken Kontrast zu den Erfahrungen dar, die die Befragten im Zusammenhang mit dem staatlichen JobCentre gemacht haben. Beide Aspekte werden in dem Gespräch ausführlich ausgebreitet. An der Diskussion nahmen vier Männer, Bran, Ewan, Dafydd und Alun, sowie eine Frau, Blodwin, teil. Bis auf Ewan, der das ganze Gespräch über schweigsam blieb, beteiligten sich alle sehr rege am Gespräch

95 Der maskierende Name wurde in Anlehnung an die Selbstbezeichnung der Arbeitsvermittlungsagentur vergeben, wo die Diskussion erhoben wurde.

96 Auch wenn es in Großbritannien Tradition hat, dass private Anbieter „Social Welfare" übernehmen (Kaufmann 2003, S. 159; Mitton 2008, S. 280), war es vor allem in den New-Labour-Jahren zwischen 1997 und 2010, dass Non-Profit-Organisationen des Dritten Sektors ermutigt und dafür gefördert wurden, in den *communities* Zentren und Anlaufpunkte für soziale Serviceleistungen aufzubauen (McKenzie 2015, S. 42–43). Der Aufbau dieser „new charity economy" beinhaltete, dass staatliche Betreungsleistungen in Freiwilligenarbeit ausgelagert und selbst auf prekäre Füße gestellt wurden (Kessl 2018).

und hatten ungefähr gleiche Redeanteile. Wie sich in allen Ausschnitten zeigt, stieg die Gruppe ausgesprochen gut auf die Diskussionsangebote ein und gestaltete das daran anschließende Gespräch interaktiv dicht und fast schon idealtypisch selbstläufig im Sinne des Gruppensdiskussionsverfahrens (Bohnsack 2003; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2008, S. 287). Auf diese Weise kam es immer wieder zu Gesprächssituationen allgemeinen Einstimmens in und des gemeinsamen Erörterns von gemachten Erfahrungen. Dissens oder Missverständnisse waren kaum zu beobachten. Die zwei Interviewer griffen nur hier und da mit kleineren Nachfragen ein und konnten sonst den Fortgang der Unterhaltung verfolgen.

Gerade in der ersten Hälfte der Diskussion drehte sich die Unterhaltung meist um Erfahrungen, die im Zusammenhang mit dem JobCentre und in staatlichen Qualifizierungsmaßnahmen gemacht wurden. Auf diese Passagen gehe ich zunächst ein. Später zeige ich, wie die Gruppenteilnehmerinnen diese Eindrücke mit den Erfahrungen kontrastieren, die sie im Zusammenhang mit der privaten Arbeitsagentur gemacht haben. Im folgenden Stück bringt Bran das Gespräch erstmals auf das JobCentre (Z. 626–640):

Bran: […] Uhm, (.) uh, you know, the things you mentioned there about (.) feeling isolated and a bit depressed, I mean, I_I feel a bit of a (.) I don_t know. (.) I_ve_I_ve worked all my life. And so, I_m sixtyseven now. (.) Uhm, (-) I worked up until nine years ago in the radio, TV, or cable industry. (.) Uh, I was made redundant. (.) Uhm, I was treated terribly badly by the JobCentre. It was a disgrace the [way] they treat_treat people.
I1: [Mhm]
Alun: Yeah.
Bran: I_m sure you_ve [all had] [exper]iences of that. It_s an absolute nightmare. [(.)] They treat you like dirt.
Blodwin: [Yeah]
Dafydd: [Yes]
Ewan: [Yeah]

Bran – der mittlerweile pensioniert ist – greift eine früher im Interview fallengelassene Bemerkung zu Empfindungen der Isolation und Niedergeschlagenheit auf, um von seinem Weg in die Arbeitslosigkeit und den dabei gemachten Erfahrungen zu berichten. Er entwirft das Bild eines voll im Leben stehenden Arbeiters, der in seinen späten fünfziger Jahren entlassen wurde („made redundant“) und sich infolgedessen mit dem JobCentre auseinandersetzen musste. Die Erfahrungen, die er dort machte und die die anderen bestätigen, beschreibt er mit starken Worten als Schande oder Schweinerei („disgrace“) und als Albtraum („nightmare“). Man werde wie Dreck behandelt. Welche Erlebnisse Bran mit der empfundenen Degradation konkret verbindet und woher die starken Wertungen stammen, wird im nächsten Segment deut-

lich, wo er andeutet, dass es ihm an Respekt für seine Lebensleistung mangele. Die anderen Teilnehmer können auch hier einstimmen (Z. 892–912):

Bran: But I swore I_d never go back to a Job Centre again because [(.)] they were (.) you know, I could tell stories about the way they treated me, after working forty years.
Alun: [Yeah.]
I1: Mhm.
Bran: I expected a bit more help. Uh, they gave me all the wrong advice.
Dafydd: Yeah.
Bran: The[y told me (.) They_they told me to go away and come back in six months.
Blodwin: [They do. They just (xxx xxx), and.
Yeah.
Dafydd: Then (you trippin).
Bran: And then three months later, they send me a letter saying, Why ain_t you here, sign[ing on?
Blodwin: [Why haven_t you made [your appointment?
Bran: [Well, because you told [me] to go away and, uh
Blodwin: [Yeah.]

Wie sich zeigt, speist sich Brans Ärger über den Umgang im JobCentre aus einer Kränkung, die mit seinem verletzten Stolz als Arbeiter zusammenhängt. Die Kränkung ergibt sich aus einer ihm verweigerten Hilfe in einer Situation der Bedürftigkeit und Orientierungslosigkeit. Erstmals in seinem Leben mit Arbeitslosigkeit konfrontiert („after working forty years"), und das in einem Alter, in dem eine Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt schwierig ist, habe er nur falsche Ratschläge bekommen („all the wrong advice"). Erst habe er sich gemeldet, wurde dann aber wieder weggeschickt, um schließlich vorgeworfen zu bekommen, dass er sich nicht gemeldet habe. Er zeichnet so das kafkaeske Bild einer undurchsichtigen, widersprüchlichen Institution – vgl. auch hierzu Riemann (1977, S. 214) –, die mit Menschen nach einer Verwaltungslogik und in Form von Vorwürfen verfährt, während er selbst machtlos bleibt. Bestätigung findet das bei Blodwin und Dafydd. Letzterer steuert im direkten Anschluss daran eine eigene, möglicherweise dramaturgisch zugespitzte Episode bei (Z. 897–911).

Dafydd: I had uh, I was on (.) job se_uh, job seeker_s for a while. (.) And then they call me in for an interview. (.) Right? And then they kind of went. And then and the spr_and sat me down. And then like (-) how are you (.) managing to live?
Blodwin: <amused <Mhm>>, all the same questions.

Dafydd: Right, I was like, uh, well, uhm, (.) you know, because if you give me job seekers, you know, uh, yeah, but you- it_s not supposed to be, uh, good enough for you to live on.
I2: (short laugh)
Dafydd: We can_t [(xxx) you should] live on, (.) and we give you less than it. You shouldn_t be able to live on it.
Bran: [(xxx), Yeah.]
Ewan: Certain.
Dafydd: And they openly admitted this to me <amused <to my face>>.

Dafydd rekapituliert hier eine Episode aus einem Gesprächstermin im Job-Centre, der sich als eine inquisitorische Befragung über seine Lebensumstände entpuppt („how are you managing to live?“). Wie Blodwin ergänzt, scheint das ein Routinevorgehen zu sein („all the same questions“). Dafydd beschreibt sich als überrumpelt von der Frage und skizziert seine stotternde, naive Antwort: Er komme schon klar, da er JSA erhalte. Wie sich dann herausstellt, zielte die Frage aber nicht darauf ab, seinen Lebensunterhalt sicherzustellen. Vielmehr enthält sie den Hinweis, dass Transferleistungen kein vermeintlich sorgenfreies Leben ermöglichen („it's not supposed to be good enough for you to live on“), sondern die Empfängerinnen durch Verknappung der Mittel unter Handlungsdruck setzen sollen – vermutlich, damit sie auf dem Arbeitsmarkt „aktiv“ werden. Unterstellt werden dabei Trägheit und Faulheit, sowie ein Ausnutzen der Sozialsysteme. In dieser Aktivierungslogik folgerichtig wurden Dafydd auf seine unbedachte Antwort hin auch die Mittel gestrichen („we give you less than that“). Dass dieses Vorgehen gängig ist, bestätigen dann Bran und Ewan. Gebündelt finden sich diese Eindrücke noch einmal in der folgenden Passage, in der die Diskutierenden auch ihre subjektiven Reaktionen auf die Zumutungen, die ihnen begegnen, andeuten (Z. 1528–1574):

Alun: When I go to the Job Centre, the only thing I experienced, what I experienced is (.) you would expect perhaps like a modicum (-) of respect (.) and lots of encouragement (.) [(for] your [work), cause you (xxx)-
Ewan: [Yeah.]
Blodwin: [You don_t, you get the_the- you (have to) [you (but)
Dafydd: [They _re constantly trying to catch you up [(-) (stop) (xxx)
Alun: [I get uh, what I experienced is distrust
Ewan: Yeah.
Alun: And, uhm uh, and_and_and being patronized.
Blodwin: Ye[ah.
Dafydd: [Yeah_Yeah.
Alun: [Distrust and being patronized (.) all the time.

Blodwin: But even [if (something has changed)-
Dafydd: [You_re a criminal basically [for] turning up.
Alun: [Yeah.]
Blodwin: Yeah.
Alun: And then your_your_your natural reaction is such there then is, you know, you get your back up. [(.)] And, uh, [it_s just crazy, in there.
Dafydd: [Yeah.] [Yeah, yeah, and you don_t really wanna do anything for them, (.) which is- you know, (it_s it_s)-
[…]
Dafydd: To a point that (out, you)- you know, I know I did it. And it_it sounds if some of these things d_uhm, y_you sign off just [(-)
Blodwin: [Just to stop [all this, yeah, just to stop it all.
Dafydd: [just to stop the nonsense of (you know)- yeah, stop it all.

In diesem Segment sind die Erfahrungsgrundlagen zusammengetragen, die die bisherige Analyse bestätigen. Statt Ermunterung, Zuspruch und einen Hauch von Respekt („modicum of respect") erfahre man Misstrauen und Bevormundung und befinde sich in einer Bittstellerposition, in der man dauerhaft gegängelt werde und die einem schließlich auch noch vorgeworfen wird. Ergänzt werden diese Erfahrungen nun noch um die Reaktionen, die die Interviewten bei sich selber beobachten. Durch einen als patronisierend und kriminalisierend empfundenen Umgang wird die soziale Ehre der betreffenden Personen verletzt[97], wodurch man sich automatisch auflehne und die Kooperation mit dem JobCentre verweigere. Da damit aber nicht der Zugriff des JobCentres auf die subjektive Lebensführung ende, melde man sich teilweise von den JobCentre-Programmen komplett ab („sign off") – und nimmt dafür die Einstellung aller Transferleistungen in Kauf –, nur um die als Unsinn empfunden Zumutungen zu beenden („just to stop the nonsense"). Wie schon bei Oona zeigt sich also, dass das Abhängigkeitsverhältnis und das Machtgefälle sowie die damit einhergehenden empfundene Hilflosigkeit an den vom JobCentre betreuten Personen nicht einfach abperlen, sondern zu starken innerlichen Reaktionen der Abneigung, des Auflehnens und dem gesteigerten Bedürfnis nach selbstbestimmter Normalität führen.[98]

In der Zusammenschau von Oona und der Gruppe *Path to Work* fügt sich so ein Bild der Erfahrungen mit dem JobCentre zusammen, dass von Willkür, selbstbezüglicher bürokratischer Nüchternheit und Moralisierung geprägt ist.

97 Vgl. zum stigmatisierenden Verhalten durch JobCentre-Mitarbeiterinnen Patrick (2016, S. 248).

98 Diese Abwehrreaktionen und starken Gefühle des Widerstands und der Auflehnung gegen die als willkürlich und entwürdigend empfundene Praxis des JobCentres wurden im Film „I, Daniel Blake" (2016) künstlerisch bearbeitet. Vgl. Sammet (2018) für eine Interpretation des abschließenden Statements von Daniel Blake im Film.

Es kommt ein deutliches Machtungleichgewicht und Abhängigkeitsverhältnis zum Ausdruck, was in der Einschätzung der finanziellen Förderwürdigkeit, im administrativen Prozessiertwerden sowie in der an einem Leistungsdenken ausgerichteten moralischen Bewertung der persönlichen Lebensführung gründet, und woran Versuche der als übergriffig empfundenen Einflussnahme anschließen.

5.2.3 JobCentre vs. Akteure des Dritten Sektors

So deutlich die Einschätzungen zum JobCentre und dessen Agieren gegenüber den betreffenden Personen sind, so deutlich wurden in den Interviews auch Maßnahmen als positive Gegenbeispiele benannt, die von Einrichtungen im Dritten Sektor verantwortet werden. Damit sind zugleich Horizonte aufgemacht, die die Erfahrungen kontrastieren, die im Umgang mit dem JobCentre gemacht wurden. Gerade in der eben zitierten Gruppendiskussion zeigt sich, dass die Vermittlungsagentur *Path to Work* überaus gelobt wird (Z. 1585–1678):

Dafydd: it_s kind of- and then sort of- Path to Work are completely different [because, of course, [there, the thing is about helping you.
Alun: [Yes
Blodwin: [Yeah.
I1: Mm_hm. [(.) And-
Bran: [Uh, Path to Work [deal- deals] with local [(.) businesses] (.) face to face.
Dafydd: [The other one]
I1: [And what do_do they do?]
Dadydd: Yeah.
I1: Yeah_Yeah.
Bran: They_they_they don_t say (.) go online and do this.
I1: M[hm.
Alun: [Yeah.
Bran: Be[cause, online (.) uhm-
Blodwin: [They do it for you, don_t they?
Dafydd: Yeah, they_they_they- but- it_it_it_s_it_s quite clever. It_s like a dating site, as it were. [They go and find-] they [go and] find [the::] uh:: employers. And then they- everything, [and they bring them together].
I2: [(laughs)]
I1: [(laughs)]
Blodwin: [Yeah.]

Bran: [Yeah.]
[Yeah, yeah, yeah.]
Alun: Search.
Dafydd: You know, you_d think would be [(.) the job] [center_s job.]
Blodwin: [The Job Centre]
Bran: [(centers job)], no, exactly, yeah.
Blodwin: That[_s the Job Centre_s role] is find people jobs, but they don_t.
Dafydd: [Obvious thing to do].
I1: Mm_hm.
Alun: Don_t, no.
I2: Okay.
Blodwin: They don_t.
I1: Mm_hm.
[…]
Dafydd: They actually bother to listen to you to fi[nd] out [(.)] what you need and what [you wanna] do, et [cetera.
Blodwin: [Yeah.]
Ewan: [Yeah.]
Alun: [Ye:s.]
Blodwin: [They don_t say, [go and look for that, look for that.]
Dafydd: [And (1) they] actually go and [(.)] find it for you [o:r] you know, if you need help with this or (training) or whatever, they_ll go and find it. (.) Basically, <curbed voice <they do what you think is common sense>>.
Blodwin: [(it_s ri:ght)]
Ewan: [Yeah]
All: <exhilarated <Yeah>>.

In dieser längeren Passage, in der Dafydd der Wortführer ist, werden zwei Vermittlungslogiken, die völlig unterschiedlich seien, gegenübergestellt. Zunächst das bürokratisch-sanktionierende JobCentre mit seiner administrativen Logik, in der die Person und ihr Einzelschicksal nicht interessieren und die dem Eindruck der Diskutierenden nach auch zu keiner ernsthaften Arbeitsvermittlung bereit sind.[99] Man werde nur auf die eigene Suche im Internet verwiesen („go online and do this"). Dem steht das Bild einer einfühlenden und ermöglichenden Einrichtung entgegen, deren Mitarbeiterinnen auf die Bedarfe und Interessen der Klienten eingehen. Hier erfahre man substantielle Hilfe, „respect" und Zuspruch. Mithin wird die Einrichtung weniger als Pflicht- und Kontroll-, sondern als Ermöglichungsinstanz wahrgenommen. Es wird deutlich, dass die Diskutierenden kein fremdbestimmendes An-die-Hand-Nehmen, sondern das Aufzeigen

99 Ähnliche Eindrücke von ihren Befragten schildern Shildrick et. al (2012, S. 111).

von Handlungsoptionen und ermunternde Befähigung erwarten, um wieder Anschluss zur Sphäre der Erwerbsarbeit zu erhalten. Der Skandal im Zusammenhang mit dem JobCentre besteht für sie darin, dass dieser Anschluss nicht im Zentrum des Betreuungsverhältnisses stehe und sogar tendenziell verhindert werde. Bei der Einrichtung *Path to Work* erfahren sie stattdessen eine aufrichtige Hilfsbeziehung, deren Inhalte das Wiedererlangen von Selbstbestimmung und die Wiedereingliederung in die Erwerbswelt sind.

5.2.4 Würde und Anerkennung

Ganz ähnlich gelagert ist die Diskussion in der Gruppe *community centre*, die in S-Town zusammengestellt wurde.[100] Das *centre* wird auch in der Diskussion für die vielen Freizeit- und Qualifikationsangebote sowie den umfassenden, auf ein lebenswertes Leben zielenden Ansatz gelobt, den es verfolgt. Phoebe, die als erste ins Gespräch einsteigt, bringt diese Sichtweise auf den Punkt (Z. 96–106):

Phoebe: […] So I_ve, uh, come into this place four years ago. It_s helped us so much (background noise (xxx xxx)). And it_d be terrible for people, but (.) you know, if they can come to a place like this, I know there_s food markets and food banks and that. But it saves people_s lives I think here, you know, because they can do their laundry. They can get help with all trying to get back to work and then monies and all their rights, which some people, they_re not very educated and doesn_t understand that today.

Die Diskutantin führt hier aus, dass die Angebote der besuchten Einrichtung über die Hilfeleistungen üblicher Dienstleister im Dritten Sektor wie *food banks* hinausgehe, was vor allem meint, dass man sich nicht allein auf *einen* Aspekt eines Lebens in Mangel- und Ausschlusslagen – bspw. eingeschränkte Konsummöglichkeiten – beschränke. Vielmehr sei man darum bemüht, multiple Formen der Deprivation zu bearbeiten. Das Urteil, dass Phoebe über diesen ganzheitlichen Ansatz fällt („it saves poeple's lives"), ist mithin nicht allein in seiner unmittelbaren existenziellen Bedeutung zu verstehen. Darüber hinaus meint es auch, dass hier Würde und Anerkennung gesichert werden, wodurch ein gesellschaftliches Leben im umfassenden Sinn ermöglicht werde. Dabei sind die Bezugshorizonte a) die Ermöglichung von Respektabilität im öffentlichen Raum („do their laundry"), b) die Erwerbsnormalität, zu der das *centre* einen Rückweg ermögliche („back to work"), sowie c) ein Behaupten gegenüber Wissenshierarchien im Zusammenhang mit Transferleistungsbezügen und Rechten („monies and all their rights, which some people […] doesn't understand"). Wie auch schon in den Fällen zuvor ist hier also eine Auseinander-

100 Vgl. Kap. 3.3.4 und 4.3.2

setzung mit Prozessen gesellschaftlicher Anerkennung und mit Normalitätsfolien dokumentiert. Es wird latent deutlich, dass Personen, die Leistungen von Einrichtungen des Dritten Sektors in Anspruch nehmen, verschiedene Kapitalien zur gesellschaftlichen Selbstbehauptung nicht zur Verfügung stehen und dieser Punkt – neben der Absicherung des körperlichen Überlebens – von zentraler Bedeutung für sie im Alltag ist. Anders als das JobCentre, das wie oben ausgeführt als Akteur wahrgenommen wird, der diese Lage nicht verbessert bzw. sogar strategisch gegen die Nutzer wendet, wird das *community centre* in diesem Zusammenhang als Einrichtung entworfen, die sich dieser übergreifenden Problemlagen annimmt. Hier würden die Besucherinnen nicht nur auf Knappheit und die fehlende Integration in den Arbeitsmarkt reduziert, sondern als von verschiedenen Benachteiligungen und Vulnerabilitäten betroffen entworfen. So schaffe das *community centre* – ganz ähnlich wie die Einrichtung *Path to Work* – durchschaubare Bedingungen, die Eigeninitiative und persönliche Befähigung in den Vordergrund stellen und helfen, ein normativen Erwartungen entsprechendes Leben zu führen.[101] Insgesamt dokumentieren sich hier also Erfahrungen des Ernstgenommenwerdens, der Erbauung und der subjektiven Anerkennung.

In einer weiteren Textstelle finden diese Punkte Bestätigung. Dabei wird aber vor allem auf die vom *community centre* eingerichteten Möglichkeiten, aus sozialer Isolation herauszufinden und die eigenen Alltagsprobleme mit anderen zu teilen, scharf gestellt (Z.155–172):

Peggy: Obviously, before I started coming here, I was, I was gone for a bit of a bit of a rough patch, you know, a bit (.) depression and whatever else. And then I found this place. And then I actually found how_how useful it was to like be able to talk someone to get some support and meet people and just, you know, get out of the house and_and stop really being isolated and getting little bits with the_with the kids. And (.) you know, it_s_it_s_it_s_it_s been a lifesaver for me. It_s_it_s love it_s a lovely place, and I_ve met some lovely people on my journey and, (.) you know, incredible (.) people and, you know, we all try and help out, uh, which way ever we can, you know? I_ve done, do volunteer (in the team) for two years, you know? And now it_s on my CV, you know? It_s just trying to give something back.

Peggy führt hier aus, dass sie das *centre* als sozialen Treffpunkt wahrnimmt, der ihr aus einer Phase subjektiven Leids herausgeholfen habe. Die Einrichtung werde in diesem Zusammenhang als eine Plattform genutzt, um wechselseitige

101 Inwieweit sich darin auch eine affirmative Bezugnahme auf das Aktivierungsparadigma und die dahinterliegende Verwertungslogik zeigt, ist in Sammet und Erhard (2019) dargestellt. Nicht zuletzt wird so auch deutlich, dass „neoliberal" inspirierte Orientierungsmuster nicht vor der Zone der Arbeitslosigkeit haltmachen und dort mitunter in gesteigerter Weise habitualisiert sind. Vgl. dazu auch Sondermann et al. (2009).

Hilfsangebote für unterschiedliche personelle Problemlagen zu organisieren, was seelische Unterstützung, wie sie Peggy erfahren hat, zumindest mitumfasst („we all try and help out"). Abermals zeigt sich so, dass neben den konkreten Kursangeboten und dem Mittagstisch die Funktion des c*enters* auch in der Bedienung ‚weicherer' Faktoren gesehen wird, die auf allgemeine Symptome eines Lebens abseits erwerbsgesellschaftlicher Integration, besonders die Empfindung von sozialem Ausschluss und subjektiver Niedergeschlagenheit, zielt. Wiederholt wird diese Leistung auch als lebensrettend („lifesaver") gerahmt, was dafür spricht, dass die Erfahrung der fehlenden Absicherung basaler Grundlagen des alltäglichen Lebens kollektiv geteilt wird. Dazu zählen auch soziale Einbindung und Anerkennung. Diese können die Interviewten wiederum in Form von Freiwilligenarbeit erfahren, die sie meist in der Küche des *centers* leisten. Das heißt, mit dieser Praxis wird den Besuchern einerseits ermöglicht, erwerbsgesellschaftlich verwertbare Qualifikationen aufzubauen („And now it's on my CV"). Darüber hinaus betont Peggy aber auch die eingeräumte Möglichkeit reziproker Anteilnahme und Mitgestaltung („trying to give something back"), was die Erfahrung von Selbstwirksamkeit, Aspiration und sozialer Involviertheit signalisiert. Betont wird, dass es die Einrichtung vermag, ein Umfeld zu kreieren, das eine stressfreie, wohlwollende Selbstentfaltung ermöglicht und in dem man eine Aufwertung als anerkanntes Mitglied einer Gemeinschaft erfährt. Die Perspektivlosigkeit, die sonst den Alltag bestimmt, ist so zumindest phasenweise ausgesetzt.

Diesbezüglich ist zugleich zu reflektieren, dass der so geschaffene Raum in seiner Künstlichkeit auch Ambivalenzen produziert.[102] Gerade die Empfindung von sozialer Isoliertheit und Besonderung kann durch den niedrigschwelligen, integrativen Ansatz auch aufrechterhalten und sogar herbeigeführt werden. Wer die sozialen Anforderungen der Erwerbsgesellschaft nicht bedienen kann, nimmt das schnell als Scheitern und Versuche, alternative Formen der Selbstbehauptung und Anerkennung zu finden, als Demütigung wahr. Der vom *community centre* betriebene Förderansatz läuft so zumindest theoretisch Gefahr, die eigenen Ziele zu unterlaufen.

5.2.5 Fazit

Armut, zumal im liberalen Wohlfahrtsstaat, ist – wie bereits festgehalten – immer durch institutionelle Eingriffe gestaltete Armut. Konkret heißt das für die Befragten vor allem, auf die Agenturen und Verwaltungseinrichtungen der staatlichen Sozialsysteme verwiesen zu sein. Wie ich in diesem Abschnitt aufgezeigt habe, finden innerhalb dieser formalisierten Sozialbeziehungen Adressierungen und Zuschreibungen statt, die sich in Erfahrungen der Ab-

102 Vgl. dazu auch Kap. 4.3.3

wertung, Entmündigung und Entwürdigung äußern. Darin lassen sich wiederum Verweise auf erwerbsgesellschaftliche Standards und Normalitätsfolien lesen, die als Grundvoraussetzung der sozialer Respektabilität und darauf aufbauend auch des subjektiven Wohlergehens gesellschaftlich verbreitet sind. Diese umfassen vor allem Selbstbestimmung und Unabhängigkeit in Bezug auf den eigenen Lebensplan aber auch und gerade die Belange des tagtäglichen Lebens, sowie die Einbindung in die gesellschaftlich dominante Sphäre der Erwerbswelt. Die darüber gewährte soziale Satisfaktionsfähigkeit ist, was die Befragten umtreibt und was ihnen tendenziell im Umgang mit dem JobCentre abgesprochen wird. Daran kommt nicht zuletzt auch der Widerspruch eines unter „neoliberalen" Vorzeichen antretenden Wohlfahrtsgedanken zum Ausdruck. Gerade in Bezug auf die Praxis der JobCentres lässt sich sagen, dass dessen Angestellte zwar – durchaus wohlwollend – eine (Wieder-)Eingliederung von Arbeitslosen in die Erwerbssphäre beabsichtigen, diese Absicht aber durch eine Praxis der Entmündigung und Drangsalierung einer wenig einfühlenden, entwürdigenden Verwaltung hintertrieben wird. Im Resultat finden sich so keine an die eigenen Interessen und Fähigkeiten herangeführte, sondern kurzgehaltene und bezüglich ihres eigenen Selbstwerts verunsicherte Subjekte wieder.

Gegenüber diesen Erfahrungsmustern bieten wiederum die vorgestellten Anbieter des Dritten Sektors kontrastive Alternativen an. Wie vorgeführt gestalten auch sie Armut wesentlich mit. Dabei wurde deutlich, dass sie die typischerweise nüchtern-formalisierenden Umgangsweisen und Adressierungen, die staatliche Einrichtungen gegenüber ihren Nutzerinnen an den Tag legen, zumindest aufweichen und dadurch im direkten Vergleich in der Beurteilung durch die Befragten wesentlich besser abschneiden. Den Einrichtungen des Dritten Sektors wird attestiert, an einer tatsächlichen, umfänglichen Linderung der subjektiven Not interessiert zu sein und substanziell bei der Ermöglichung eines Anschlusses an die Welt der Erwerbsarbeit mitzuarbeiten. Damit wird für die Befragten ein Stück der angestrebten mehrheitsgesellschaftlichen Normalität zugänglich gemacht.

Gänzlich frei von Erfahrungen des Verlustes von Deutungs- und Handlungsmacht ist der Umgang mit diesen Einrichtungen aber auch nicht. Wie im Fall von Oona – aber auch von Iona weiter oben („they limit us")[103] – anklang, bergen auch Institutionen der freiwilligen Armenfürsorge das Potenzial, ihre Besucher zu bevormunden und zu reglementieren. Zudem vertreten die Mitarbeiterinnen und Freiwilligen in diesen Einrichtungen mitunter auch ihre ganze eigene, moralisierend-sanktionierende Agenda in Bezug auf die Bekämpfung von Armut (Sammet und Erhard 2018b). Daneben lässt sich kritisch argumentieren, dass jede Praxis der durchaus wohlwollend gemeinten Besonderung sowie Betonung von Vulnerabilitäten immer auch als *othering* gelesen werden und so

103 Vgl. Kap. 5.1.1.

Empfindungen sozialer Isolation und Niedergeschlagenheit verstärken kann. Darin lässt sich die Ambivalenz erkennen, die auch mit Hilfseinrichtungen einhergeht, die unter den sterilen Bedingungen eines Schutzraumes einen selbstbestimmten Alltag simulieren (möchten). Der Aufbau von Fähigkeiten zur eigenständigen Behauptung gegenüber den Anforderungen der leistungsfixierten Erwerbssphäre droht hier hintergangen zu werden.

5.3 Diskriminierung und Othering: Erfahrungen mit „Zeitgenossen“

Mit einer Art von schrecklichem Wohlbehagen sah er seinen Körper ebenso gleichgültig wie seine Kleider von Tage zu Tage abfallen. Wenn er auf der Straße ging, und die Leute mit Fingern auf ihn zeigten, und seine Mitschüler ihn verspotteten – so biss er die Zähne zusammen, und stimmte innerlich in das Hohngelächter mit ein, das er hinter sich her erschallen hörte. – aus „Anton Reiser“ von Karl Phillip Moritz, zitiert nach Seibt (2018b).

Bisher wurden in diesem Kapitel Erfahrungen in den Blick genommen, die meine Befragten in sozialen Nahbeziehungen sowie im Kontakt mit Organisationen und Einrichtungen der Bedürftigkeitsfürsorge machen. Dabei wurde deutlich, dass neben den unmittelbar existenziellen Folgen, die Mangellagen für die Einzelperson bedeuten, immer auch deren soziale Respektabilität bedroht und damit zusammenhängend die subjektive Selbst- und Weltwahrnehmung betroffen ist. Mithin ist die symbolische Ebene des sozialen Zusammenlebens angesprochen, auf der in der modernen Erwerbsgesellschaft etwa über konsumistisch einzuwerbende kulturelle Codes, das Bedienen bestimmter Handlungsfolien in der Kindererziehung oder aber die aktive Teilhabe am Erwerbsleben soziale Anerkennung zu erzielen ist. Das heißt, dass, wenn man auf dieser den sozialen Status betreffenden Ebene gewisse Standards nicht bedienen kann, immer auch die gesellschaftliche Satisfaktionsfähigkeit betroffen ist.

In diesem Abschnitt möchte ich nun dezidiert auf Erfahrungen mit *entpersonalisierten* „negativen Klassifikationen“ (Neckel und Sutterlüty 2008) eingehen, die aus symbolischen Abgrenzungsprozessen hervorgehen. Ich zeige, mit welchen öffentlichen, unter anonymen „Zeitgenossen“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 116) kursierenden Verkürzungen ihrer Lebenslagen und subjektiven Motivationen meine Befragten konfrontiert sind und wie sich das auf ihre Erfahrungsweisen und Einstellungen auswirkt. Abwertende Zuschreibungen erreichen Personen in Mangel- und Ausschlusslagen mitunter über massenmedial geführte Debatten[104] aber auch über das allgemeine ‚Reden‘ über ‚Arme‘. Dabei

104 Shildrick (2018a, 2018b) hat dazu ausführlich geforscht und spricht von „Poverty Propaganda“, die u. a. durch Unterhaltungsformate, die die sogenannte Unterschicht zum Thema haben, veranstaltet werde.

wird erkennbar, dass sie die Adressierungen zwar durchaus kränken; dass sie aber zugleich die ihnen zugrundeliegenden Ausgangsannahmen, Normalitätsunterstellungen und Anerkennungsmechanismen des „arbeitsgesellschaftlichen Konsenses“ (Hirseland und Ramos Lobato 2014, S. 198) teilen und in ihre Selbstbild internalisiert haben. Die Interviewten werden deswegen oftmals selbst zu Agenten der Fremd- und Selbstbeschämung.

5.3.1 Stigmatisierung und Rechtfertigung

Joanne, die bereits im Kapitel zu sozialer Zeit kurz Erwähnung fand[105], ist eine langzeitarbeitslose Frau Mitte 50 mit einzelnen Erfahrungen in Arbeitslosenmaßnahmen sowie befristeten Anstellungen. Wir haben sie durch einen *job search club* kennengelernt hat, der von einer Kirchengemeinde in B-Town eingerichtet wurde. Das Interview fand in einem Gruppenraum in der Kirche statt, die sich in einem Stadtteil befindet, dessen Bevölkerung ethnisch sehr divers ist und eine relativ hohe Arbeitslosenquote aufweist. Hier möchte ich auf eine Passage in dem Interview mit Joanne eingehen, in der sie über ihr begegnende Vorurteile als Bezieherin von Transferleistungen spricht. Eröffnet wird die Textpassage durch eine Nachfrage der Interviewerin, die an eine Ausführung von Joanne zu „antisocial behaviour“[106] und die dadurch ermöglichten abwertenden Klassifizierungen anschließt (Z. 557–569):

I: Okay and would you say that, mh, how it_s described in media and in, I dunno, newspapers and how people talk about it_s, um, it_s fitting? Or it_s like how it actually is, it_s different than how people talk about it?

Joanne: What, in the paper?

I: Yeah. You think there_s a difference between how actual life is on benefits and how it_s getting presented [in the media?

Joanne: [Yeah. (.) Yeah I mean, I mean erm (.) you_ll get some people, they_ll, they_ll. Things like, oh they won_t work because they_re on a good thing. They, they get two, they get (.), you know, the money they get isn_t bad °h and they don_t have to pay rent for where they live and things like that.

Durch die Interviewerin mit einer Deutungsschablone konfrontiert, wird Joanne hier aufgefordert, sich selbst dazu in Bezug zu setzen, ob ein Leben im Sozial-

105 Vgl. Kap. 3.3.2.

106 Dabei handelt es sich um einen stehenden Begriff in der öffentlichen Debatte in Großbritannien zu deviantem Verhalten – besonders Drogenkonsum, Gewalt und Kriminalität –, der gerade im Zusammenhang mit einkommensschwachen Personen Verwendung findet. Im Jahr 2003 fand er durch den sogenannten „Anti-social Behaviour Act“ Eingang in die Britische Rechtsprechung (legislation.gov.uk 2003).

leistungsbezug dem Bild, das davon massenmedial gezeichnet wird, entspricht. Vor dem Hintergrund der Erwähnung von „antisocial behaviour" sind damit deviante Verhaltensweisen angesprochen, die mitunter mit Personen, die sich in Mangellagen befinden, assoziiert werden. Joanne signalisiert diesbezüglich noch in die folgende Ergänzung der Interviewerin hinein, dass sie einen Begriff davon habe, was angesprochen ist. Daraufhin rezitiert sie floskelhafte Vorwürfe, die eine anonym bleibende Gruppe („some people") gegenüber Transferleistungsbezieherinnen anführe: Sie würden nicht arbeiten, weil sie vom Staat „gutes Geld" („the money they get isn't bad") bezögen und damit schon versorgt seien. Außerdem müssten sie keine Miete bezahlen. Damit stehen pauschalisierende Vorwürfe eines mit Staatsgeld ermöglichten angenehmen Lebens im Raum, zu denen sich Joanne im nächsten Abschnitt verhält (Z. 569–577):

Joanne: But in actual fact it_s, it_s not. I mean (.) I didn_t realise until I-, now I_ve got a place of my own and you_re payin bills and you_re buyin food and it_s erm, you know (.), er and and you_re like you gettin your money and by the time you_ve paid them it_s like well that_s it. I_ve got another fortnight, you know, an_an_and it_s like that all the time. An_and some people say, Oh, oh a lot of them won_t work because they get too much good money. Well that_s, that_s, that_s untrue. //Mhm// That_that is untrue.

Joanne setzt ihre Ausführung mit einer Entgegnung fort, wobei implizit deutlich wird, dass auch sie bestimmten Vorurteilen gegenüber Personen mit niedrigem Einkommen verhaftet gewesen ist. Da sie allerdings selbst seit längerer Zeit auf staatliche Unterstützung angewiesen ist, habe sie sie revidiert („I didn't realise until I"). Dabei hebt sie vor allem auf die ökonomische Dimension ihres Alltags ab und skizziert, dass die auf einen zweiwöchigen („fortnight") Zahlungsrhythmus bemessenen finanziellen Hilfen, die sie erhält, auch nur für die in diesem Zeitraum anfallenden Rechnungen, Mietzahlungen und Essenseinkäufe reichten: „that's it". Dann gehe der Zyklus wieder von vorne los. Angesicht dieser Lebensrealität, in der Konsum und Selbstbestimmung auf ein Minimum reduziert seien, kommt sie schließlich zu dem Schluss, dass es schlicht nicht stimme („that is untrue"), dass arbeitslose Personen zu viel Geld erhielten und deshalb nicht arbeiten würden. Deutlich wird somit, dass sie sich Stigmatisierungen ausgesetzt sieht, die sie als unberechtigt und ungerecht empfindet. Aus dieser Konfrontation mit einer kontrafaktischen Behauptung eines guten Lebens ohne Aufwand erwächst für sie eine Kränkung, gegen die sie wehrlos ist. Wie vorher schon bleiben die Leute, denen sie die Behauptung unterschiebt, anonym. Auch wenn sie – wie sich wenig später im Interview herausstellt – den Vorwürfen mitunter schon in konkreten Face-to-Face-Begegnungen ausgesetzt gewesen ist, bezieht sie sich also auf von ihr als entpersonalisiert und verfestigt wahrgenommene Typisierungen, die den öffentlichen Diskurs über Arbeitslosigkeit und Armut bestimmen.

Worauf genau die Kränkung beruht, die auf diese negativ klassifizierenden Typisierungen folgt, wird anhand der nächsten Textstelle deutlich. Hier kommt sie auf Vorwürfe zu sprechen, die ihre Bereitschaft zu arbeiten adressieren (Z. 570–593).

Joanne: I mean that_s what sort of things they say. (.) And they_ll say, Oh, some of them erm (.) They_ll say, some of them (.) have never done, you know like a good day_s work in their life and things like tha-. I think they tend to class everybody the same though when they_re not working, which I don_t think_s fair because everybody isn_t the same. °h I mean there is some more generally erm (.) you know (.) t_tries their hardest to get a job (.) and that_s all they can do and th_there_s somewhat probably just don_t care, don_t bother.

Joanne geht hier auf den von ihr als allgemein verbreitet und pauschalisierend dargestellten Vorwurf ein, Personen wie sie, die auf Transferleistungen angewiesen sind, hätte noch nie richtig gearbeitet („never done […] a good day's work"). Worauf dieser Vorwurf beruht, den sie auch als an sich adressiert wahrnimmt und der ihr Gerechtigkeitsempfinden anstachelt („I don't think it's fair"), expliziert sie an dieser Stelle nicht. Zugleich lässt er sich aber über den erwerbsgesellschaftlich orientierten Anerkennungsrahmen erklären, der hier latent wirksam wird. Angeblich noch nie gearbeitet zu haben bzw. aus eigenem Verschulden keine Arbeit zu finden, trifft Joanne in ihrer sozialen Ehre. Das zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass sie am Ende des Segments selbst einer Argumentationsstrategie bedient, die auf typisierende Abwertung setzt. Eine Gleichsetzung aller Arbeitslosen sei nicht gerecht, da es solche gebe, die sich ernsthaft um Arbeit bemühten („tries their hardest to get a job") und solche, denen es wiederum egal sei („just don't care"). Damit ist eine Unterscheidung von Einstellungen und Haltungen zu Erwerbsarbeit und Arbeitssuche gezogen, die im Kern dem moralischen Code von Armut aus Eigenverschulden und Armut aus Fremdverschulden (*deserving and undeserving poor*) reproduziert und die Erwerbssphäre als Ort des Erzielens sozialen Respektabilität anerkennt. Mit Hirseland (2016, S. 370) kann man somit sagen, dass Joanne sich hier von „nicht arbeitswilligen Leistungsbeziehern" abgrenzt, weil sie damit eine als mehrheitsgesellschaftlichen Konsens unterstellte „Arbeits- und Leistungsorientierung" präsentieren kann, von der sie sich Distinktionsvorteile für die „gesellschaftliche Selbstverortung" verspricht, „die so zugleich zu einer Frage der moralischen Selbstbehauptung wird".[107] Joanne bedient sich hier also eines Rechtfertigungsmusters, das komplexe latente Bezugnahmen beinhaltet und auf einer Selbstwahrnehmung der Inferiorität beruht. Mit diesem Muster reagiert sie auf antizipierte Vorwürfe aber auch auf konkrete Erlebnisse, wie im

107 Vgl. hierzu auch Hirseland und Ramos Lobato (2014, S. 192–196).

folgenden letzten Ausschnitt aus dem Interview mit Joanne ersichtlich wird (Z. 593–611):

Joanne: I mean <<in a lower voice> I shouldn_t say I_ve never had>, because I_ve had it said to me. (.) Not, not recently, quite a long time ago, haven_t you got a job yet? You know, and I said, well (.) I_I applied for job and that_s all I can do. I_I can_t, can_t (.) I mean it_s like my friend used to say, she said you can_t make them give you a j- (.) job. Well you can_t. I mean you can only try. °h I mean, I mean, eh, sometimes I don_t know whether it might be the way I (.), I sent it. (.) They might say somewhat like, haven_t you got a job yet? And, and, and it might, I don_t know whether it_s the way I (.) thinkin. °h And I_m thinking, Well (.) you know, th_th_they don_t say it in a nice way as if it to say it_s about time you were getting a job sort of thing. And people say, well no it might be the way you_re taking it. They might (.) might sound (.) horrible when they_re saying it but it could be the way you_re- (.) You know.

Joanne berichtet in diesem Auszug von länger zurückliegenden Stigmatisierungserfahrungen, die sie in konkreten Kontakt mit ihr nahstehenden Personen gemacht hat („my friend"). Auf Anfragen, ob sie nun einen Job habe, entgegnete sie dabei, dass sie sich bewerbe und mehr als diese Versuche nicht unternehmen könne. Deutlich wird zudem an dieser Stelle, dass dieses Rechtfertigungsmuster im sozialen Face-to-Face-Kontakt eingeübt wird. Als erwerbsarbeitslose Personen vor dem Hintergrund der erwähnten gesellschaftlichen Arbeits- und Leistungsorientierung in eine Defensivposition geraten greift Joanne darauf zurück, sobald sie auf ihre Jobsituation angesprochen wird. Dem entspricht, dass sie vor allem ein von ihr wahrgenommener Unterton in den Fragen stört („they don't say it in a nice way"). Unabhängig davon, ob diese Konnotierung tatsächlich so stattgefunden hat, kommt an Joannes Äußerung die Erfahrung und die Überzeugung zum Ausdruck, dass das eigene soziale Ansehen prekär ist und an ihrer Partizipation an der Erwerbssphäre hängt. Dabei räumt sie ein, dass sich das durchaus auch auf von ihr verinnerlichte Denkweisen und Sorgen beziehen kann („I don't know, whether it's the way I thinkin"). Sie ist damit – wie im vorhergehenden Ausschnitt schon erkennbar wurde – durchaus auch Agentin der Selbstanklage vor dem Hintergrund des Arbeits- und Leistungsparadigmas und dessen Anforderungsdruck. Auf diese Tendenzen im Selbstbild meiner Befragten gehe ich im folgenden Abschnitt genauer ein.

5.3.2 Selbstbezichtigung und Furcht

Subjektiv erfahrene Kränkungen der Befragten lösen bei diesen spezifische Reaktionen und Wahrnehmungsweisen aus. Deutlich wird, dass ihnen meist bewusst ist, dass sie ein erwerbsgesellschaftlich konformes Leben kaum erreichen können. An dieser Tatsache arbeiten sie sich ab und auf sie finden sie subjektiv eigene Antworten. Um diesen Punkt genauer zu beleuchten, gehe ich auf Keiran ein, bei dem in besonderer Form deutlich wird, wie öffentliche Debatten und Zuschreibungen zu einem tiefen inneren Konflikt und Empfindungen des Nicht-Mithalten-Könnens und des Nicht-Dazugehörens führen. In den an dieser Stelle zitierten Ausschnitten spricht er explizit über von ihm wahrgenommene Labeling- und Stigmatisierungsprozesse in seinem unmittelbaren Lebensumfeld, die auch und gerade seine persönliche Lebenssituation betreffen. Ähnlich wie bei Joanne stellt sich dabei schnell heraus, dass er mehrheitsgesellschaftlich konforme Orientierungen verinnerlicht hat und reproduziert. Dabei fordert er einerseits Verständnis für seine Lebenslage und Respekt für seine Versuche, ihr zu entkommen, ein. Andererseits kann er die Abwertungen und Ausgrenzungen, die er erfährt, nachvollziehen und entwickelt daraus eine Verachtung sich selbst gegenüber. Das passt auch ins bereits oben von ihm gezeichnete Bild als einem, der sich vor dem Hintergrund seiner biographischen Entwicklung nach Ruhe und Stetigkeit als erstrebenswerte „Normalität“ sehnt.[108] Ebenfalls ähnlich zu den bereits zitierten Passagen enthalten die hier herangezogenen Ausschnitte kaum narrative Erfahrungsrekapitulationen, sondern vor allem stark reflexiv verdichtete und entpersonalisierte Beschreibungen, die relativierend den Vorurteilen und Bewertungen, denen er immer wieder begegnet, Verständnis entgegenbringen. Dass das Wiedergegebene auch in eigenen Erfahrungen gründet, wird erst nach und nach deutlich und zeigt sich daran, dass Keiran immer wieder auf sein eigenes aktuelles Erleben zu sprechen kommt (Z. 237–250):

Keiran: Erm (-) I think for opportunity wise erm there is jobs out there, but I just think (.) there_s only so much out there for people (.), you know. And erm a lot of people (.), there_s not enough I_d say training opportunities, and obviously (.) like with my situation I_ve got a criminal record so (.) I_ve never legitimately worked for meself all my life, it_s always like been cash in hand or crime. (-) So I don_t have that sense of erm (.) work ethic in my life sort of thing. Erm (-) I struggle to try and find (-), well (.) when I have been well enough to look for work, because I_ve got all these other problems and I don_t feel right confident because I know nine times out of ten (.) they_re gonna turn round and say no because I_ve got a criminal record.

108 Vgl. Kap. 3.2.2. Vgl. zu Formen der Selbstbezichtigung auch Kap. 4.2.2.

Keiran steigt in die Textpassage ein, indem er die Tatsache, einer bezahlten Beschäftigung („jobs“) nachzugehen, als selbstverständliche Notwendigkeit setzt, dann aber ausführt, dass er die dafür nötigen Bedingungen nicht erfülle. Im Zusammenhang damit kontrastiert er seinen bisherigen Lebensverlauf, der Vorbestrafungen („criminal record“), Schwarzarbeit und Kriminalität beinhaltet, mit von ihm so bezeichneten legitimen Formen der Erwerbsarbeit, denen er nie nachgegangen sei („I've never legitimately worked for meself“). Bereits hier wird also ein Selbstbild deutlich, in dem Keiran sich als außerhalb von einer allgemein anerkannten Sphäre (der Erwerbsarbeit) befindlich zeichnet, wobei er dieser Sphäre zugleich einen hohen Stellenwert beimisst. Diese Selbstzuschreibung verknüpft er damit, dass er sich selbst eine besondere habituelle Disposition attestiert. Er verfüge nicht über das notwendige Arbeitsethos („work ethic“), um einen Anschluss an die Erwerbssphäre herzustellen. In diesem Sprechakt, der einer Milieustereotype antizipierenden Selbstbezichtigung gleichkommt, reproduziert er die bereits bei Joanne aufscheinende Logik einer auf individueller Leistungserbringung und persönlicher Schicksalsverantwortung gründenden Ethik, die mit Max Weber (2006 [1920]) gesprochen von protestantischen Sekten u. a. in England popularisiert wurde und als einer der Antriebsmotoren des modernen Kapitalismus, besonders in seiner liberal zugespitzten Form gelten kann.[109] Wie weiter oben dargelegt, baut nicht zuletzt auch der Fürsorgegedanke im liberalen Wohlfahrtsstaat auf dieser Ethik auf und legt es vor allem in die Verantwortung und den Leistungswillen der Einzelnen, ob und wie sie sich aus Mangel- und Ausschlusslagen befreien können.

Keiran greift diese Denkweise hier auf und wendet sie gegen sich selbst. Er weiß und hat auch die Erfahrung gemacht, dass er aufgrund seines biographischen Hintergrunds kaum eine Chance auf dem Arbeitsmarkt hat – auch wenn er seiner Meinung nach phasenweisen in einem ausreichenden Maß gesellschaftsfähig war, um sich nach Arbeit umzuschauen („well enough to look for work“). Aus dieser Konstellation erwächst ein inneres Ringen („struggle“), das sein aktuelles Erleben kennzeichnet: Er sieht sich aufgrund persönlicher Dispositionen und biographischer Festlegungen nicht als Teil der Mehrheitsgesellschaft, teilt aber weiterhin deren Erwartungen und Ziele und die damit einhergehenden Anerkennungsmechanismen. Dass diese Selbstwahrnehmung auch auf Erfahrungen des Labelings und der Stigmatisierung beruhen, die ihn selbst betreffen, wird in der nächsten Passage ersichtlich (Z. 255–263):

Keiran: Erm I think more of the out of city areas (.) there_s a lot more (.) working class people, i. e. people who have got jobs, homes, you

109 Webers „Protestantismusthese“, die die Genese des modernen Kapitalismus nachzeichnet, wurde u. a. für ihre ideengeschichtliche Engführung und Monokausalität kritisiert. Vgl. hierzu bspw. Sennett (1998), der darauf hinweist, dass der moderne Kapitalismus vor allem vom individuellen Konsum getrieben ist. Vgl. für eine umfassende historische Kritik von Webers These Grossman (2006).

know (.) better housing and stuff like that. (.) I don_t I don_t think there_s a divide as such, but I think once you_re under that label of either being homeless or being on drugs or even an alcoholic or a non-alcoholic or drug taker, °h erm (.) people tend to not give you a chance or (.) opportunity like the normal person and would get like who doesn_t take drugs or whatever.

Die Passage wird von einer deutlichen Dichotomie bestimmt. Auf der einen Seite macht Keiran eine als „working class people" bezeichnete, anonym bleibende Gruppe aus, die er mit Attributen der sogenannten abgesicherten Mittelschicht („out of city areas", „jobs, […] better housing") umschreibt. Demgegenüber steht eine Lebenswelt, die seiner eigenen sehr nahekommt. Hier sind gesellschaftlich geteilte Grundannahmen darüber, wo eine Person tagtäglich lebt, suspendiert („homeless"). Außerdem bestimmen deviante, wenig angesehene Verhaltensweisen den Alltag („being on drugs or […] an alcoholic"). Hervorzuheben ist daran, dass Keiran hier nicht auf die körperlich-existenzielle Ebene, sondern auf die symbolische Ebene dieser lebensweltlichen Unterschiede zielt. Sie und die Anklage, die er erhebt, stehen für ihn im Vordergrund. Wenn man einmal mit den skizzierten Lebensumständen und Praktiken in Verbindung gebracht bzw. diesen zugeordnet werde („under that label"), sei das soziale Ansehen derart verletzt, dass einem keine Chance mehr eingeräumt werde. Mit dem Kontextwissen aus der zuvor zitierten Passage und Keirans Attribuierung der „working class people" lässt sich schließen, dass er damit meint, keinen Zugang zu Ressourcen und Kapitalien, die das gesellschaftliche Ansehen steigern würden, und damit auch keinen Zugang zum Arbeitsmarkt zu haben. Diesen Zugang genieße man nur als Person, die konform mit einer lebensweltlichen Normalität lebt („normal person"), die nicht von devianten Praktiken wie dem Konsum von Drogen geprägt ist. Auf dieses Scheitern an Ansprüchen und Anforderungen, die nötig seien, um normalitätskonform in einem spezifischen Sinn zu leben, geht Keiran in der folgenden Passage noch einmal explizit (Z.285–294):

Keiran: I_I_I just feel like I_m (.), I_m excluded or looked down upon in society (.) //Okay// because I don_t (.), I don_t work. And that erm I_ve lived in B-town all my life and I haven_t worked and either been in prison (.) or on drugs or s- (.) drink or whatever. °h And I don_t know, now that I_m trying to get (.) better in myself and in recovery (.), sometimes I feel like people <<in a higher voice> don_t want to give you a chance or they don_t trust you.> So I_I feel like (-) there_s a brick wall up against me or I don_t, I don_t feel like I fit in.

Keiran spricht hier über das Empfinden, sozial ausgeschlossen zu sein und abgewertet zu werden. Er setzt das in Verbindung damit, dass er keiner Erwerbsarbeit nachgehe und noch nie nachgegangen sei, sowie mit den bereits

ausgeführten abweichenden Verhaltensformen, die sein bisheriges Leben geprägt haben. Diesbezüglich betont er, um Besserung bemüht zu sein, um den von ihm antizipierten Erwartungen zu entsprechen („trying to […] better […] myself and in recovery"). Darin steckt zum einen die wiederholte Selbstbezichtigung, die auf der legitimen Annahme und Akzeptanz einer erstrebenswerten und leistungsethisch organisierten Erwerbsnormalität beruht. Zum anderen kommt er hier abermals darauf zu sprechen, dass ihm aufgrund von attestierten biographischen Abweichungen Misstrauen entgegenschlage („they don't trust you"). Damit mündet er in der für die bisherigen Textpassagen entscheidenden Konklusion, die seine aktuelle Selbstwahrnehmung widerspiegelt. Durch seine bisher gemachten Erfahrungen von Verurteilungen und Abqualifizierungen fühle er sich mit Widerständen konfrontiert, die nicht überwunden werden können („brick wall"). Die darin angelegte Anklage gegenüber ausgrenzenden Tendenzen in der Gesellschaft wendet er gleichwohl wieder reflexiv auf sich selbst („I don't feel like I fit in"). Es ist also nicht die Mehrheitsgesellschaft, deren Mitglieder zu hohe Ansprüche stellen, sondern Keiran selbst, der einfach nicht dazu „passe". Darin wird nicht zuletzt der Anpassungs- und Konformitätsdruck noch einmal verdeutlicht, der von erwerbsgesellschaftlichen Normalitätsannahmen auch und gerade auf die ausgeht, die ihnen nicht entsprechen können.

Ergänzend zu diesen subjektiven Reaktionen auf Stigmatisierungs- und Ausgrenzungserfahrungen gehe ich auf Peter ein, der zum Zeitpunkt des Interview 29 Jahre alt ist. Er wurde ebenfalls in B-Town interviewt. Er hat als Kind und Jugendlicher einer Karriere in verschiedenen Heimen und bei verschiedenen Pflegeeltern durchgemacht und war auf einer Sonderschule für Kinder aus schwierigen Verhältnissen, die er ohne Abschluss verlassen hat. Daraufhin hat er in einem Lagerhaus gejobbt, ist aber seit 2006 arbeitslos. Er hat insgesamt vier Kinder mit drei verschiedenen Frauen; mit keiner von ihnen ist er noch zusammen. Im Jahr 2016, als das Interview stattfand, war er phasenweise wohnungslos und hat bei Freunden bzw. seiner aktuellen Freundin geschlafen. Bei ihm wird deutlich, dass er Abwertungen besonders in Bezug auf verweigerte Anstellungen erfahren hat bzw. diese Abwertungen antizipiert und daraus eine defensive bis ängstliche Haltung entwickelt. Auf die Frage des Interviewers, ob er Stereotypisierungen und Abwertungen im Alltag erfahre und wie er sich dabei fühle, antwortet er folgendermaßen (Z. 284–292):

Peter: It_s if you_re not working and that, you_ve got a decent job and a decent, you know, like cars and nice clothes and that, you_re just-, you_re down, aren_t you, noone wants to employ you (-) really. If you_re gettin a job interview you_re best off like going to Primark and gettin a suit for seventy quid then they might find you a bit (.) like he_s got some_it about him. (clears throat) You know, I don_t really

know. I daren_t even go for a job interview °h (.), you know, cos I_m, I_m nervous of what they_re gonna say […].

Peters erste Reaktion erinnert an die Dichotomie, die Keiran aufgemacht hat. Auf der einen Seite gebe es die, die einem ordentlichen („decent") Job nachgehen und sich Autos und hübsche Sachsen leisten können. Auf der anderen Seite seien die, die nicht arbeiten und deswegen den anderen unterlegen („down") seien. Die Krux daran sei, dass es keinen Ausweg aus dieser Unterlegenheit gebe, da man als Unterlegener nicht angestellt werde („noone wants to employ you"). Damit ist ein Teufelskreis angedeutet, da man, wenn man einmal in der Statusarmut angelangt sei, zugleich jeder Möglichkeit beraubt werde, eine gesellschaftlich akzeptable Position zu erlangen. Die daran anschließende Empfehlung von Peter für den Fall, wenn man doch einmal zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen werde, sich in einem Billigmodegeschäft („Primark") mit einem Anzug auszustatten, lässt sich vor diesem Hintergrund als verzweifelter Versuch lesen, sich die Anmutung erwerbsgesellschaftlicher Satisfaktionsfähigkeit zu geben. Dass selbst Peter darin wenig Erfolgsaussichten sieht, kommt daran zu Ausdruck, dass dieses Vorgehen nur *möglicherweise* etwas beim potenziellen Arbeitgeber bewirke („they *might* find you a bit like he's got some'it about him", Herv. FE). Bewerbungssituationen erachtet er folglich für sich selbst bzw. Personen wie ihn als wenig aussichtreiches Unterfangen. Daraus leitet sich für ihn eine generalisierte Demoralisierung ab, aus der schließlich die subjektive Furcht erwächst, im konkreten Vorstellungsgespräch abqualifiziert zu werden („I'm nervous of what they're gonna say"), weshalb er sich nicht traue, überhaupt bei einem zu erscheinen. Ähnlich wie bei Keiran lässt sich hier also eine eingeschliffene Akzeptanz erwerbsgesellschaftlicher Standards und Codes beobachten, derer Legitimität Peter so fest internalisiert hat, dass er vor allem seine eigene Inferiorität wahrnimmt und ins Zentrum seiner Selbstkonzeption rückt.

5.3.3 Anklagen und Appellieren

Dass auf abwertende Pauschalisierungen auch weniger defensiv und selbstanklagend reagiert werden kann, soll im Folgenden beleuchtet werden. Dabei geht es um Wahrnehmungsweisen, aus denen heraus gegenüber dem als feststehend empfundenen symbolischen Ausschluss aus der Erwerbsgesellschaft keine Furcht vor dem Scheitern entwickelt, sondern Anklagen oder zu Humanität auffordernde Appelle formuliert werden. Zuerst gehe ich auf Laura ein, die als Fall für eine anklagende Umgangsweise gelten kann. Sie ist in Südirland geboren und in Leeds aufgewachsen und zum Zeitpunkt des Interviews 38 Jahre alt. Sie ist schwer drogenabhängig und hat wie einige der Befragten eine Karriere in verschiedenen Heimen und Hilfseinrichtungen hinter sich. Zu Be-

ginn der 1990er Jahre wurde sie wegen eines bewaffneten Überfalls mit Entführung zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, musste die Strafen allerdings nicht komplett absitzen – wurde dann aber schnell wieder verurteilt. Insgesamt war sie wohl zwölf Jahre ihres Lebens im Gefängnis. Im Interview, das ebenfalls in B-Town geführt wurde, argumentiert sie sehr forsch und fordernd, was sich auch in Bezug auf die von der Interviewerin eingebrachte Frage nach im öffentlichen Diskurs formulierten negativen Vorurteilen gegenüber Arbeitslosen zeigt (Z. 221–239):

Laura: They do look at us like disgrace, because we_re not working an- that they think they can beat one over on us an- they think, oh well °h, why should we help them? (.) An- there_s a lot of people who (are) homeless these days, got to go beggin an- that. I (can difference the-) (.) it_s the (.), well (.) in states, like some states like different like areas, °h I don_t-. I know a bit about America an Ireland, cos I_ve got family over there. But over here it_s disgraceful, they just don_t help nobody. (.) They don_t elp people who are on streets or nothing.

I: Mh. (-) So how does it make you feel if (.) they talk about-, in that way about people they probably don_t know and people [who haven_t made the-?

Laura: [It makes me sick.

I: Yeah. Okay. Because (.) it_s not right or it_s because there are like talking from up-, [I don_t know.

Laura: [No it_s just they think they_re upper class anwe_re d- lower class an- they treat us like scum.

Ersichtlich wird, dass auch für Laura die erwerbsgesellschaftliche Normalität den primären Referenzrahmen in Bezug auf erfahrene Negativklassifikationen darstellt („because we're not working […] they think they can beat one over on us"). Anders als bei Keiran oder Peter erwächst daraus aber keine Selbstanklage, Furcht oder Zurückhaltung. Stattdessen thematisiert sie eine fehlende Hilfsbereitschaft in der britischen Gesellschaft, die beschämend („discraceful") sei, zumal vor dem Hintergrund grassierender Wohnungslosigkeit. In anderen Ländern sei das anders, sie könne das beurteilen, da sie familiäre Verbindungen in die USA und nach Irland habe. Analog zur Gruppendiskussion *Path to Labour*, die die devaluierende Praxis des JobCentres problematisierte, wird hier also ein in starken Worten („it makes me sick") formuliertes Auflehnen und Anklagen gegen subjektiv erfahrene Prozesse der Entwürdigung erkennbar. Allerdings ist der abwertende Akteur hier nicht – wie das JobCentre – genau lokalisierbar, sondern bleibt anonym („they"). Es sei die arbeitende Allgemeinheit, die sich über die Gruppe stelle, der Laura angehört („think they're upperclass and we're the lower class") und sie wie Abschaum („scum") behandle. Somit reproduziert sich bei Laura also die Erfahrung, dass der eigene

soziale Status in der Öffentlichkeit auf Grundlage stereotyper Bilder, gegen die man kaum etwas unternehmen kann, abgewertet wird. Darauf folgt gleichwohl nicht die Akzeptanz dieses Umstandes, sondern ein auf allgemeine Prinzipien der Unterstützung von besonders Bedürftigen bauendes Negativurteil über die, die bessergestellt sind. Der anonymen Allgemeinheit, die hier als Trägerin von auf Pauschalisierungen bauenden Entwürdigungspraktiken implizit vorausgesetzt wird, wird somit genau dieser Punkt vorgeworfen.

Ganz ähnlich, wenn auch nicht in fordernder, sondern appellierender Weise geht Peggy, die an der bereits zitierten Gruppendiskussion *community centre* in S-Town teilnahm, mit Erfahrungen von in der Öffentlichkeit erfahrenen Diskriminierung um. In der folgenden Textpassage schließt sie an eine Stelle in der Unterhaltung an, in der brutale Gewalt gegen wohnungslose Personen thematisiert wurde und fordert zum allgemeinen Beachten individueller Lebensgeschichten und Problemlagen beim Umgang mit Personen in Mangel- und Ausschlusslagen auf (Z. 1265–1284):

Peggy: And some guy in_in_in [town near S-Town] was set on fire on the bench. […] And set on fire on the bench, um, you know, some people. So, uh, some (.) you know, some people are so cruel, they (.) you know, like I said, never judge a book by its cover. You don_t what someone_s um, you don_t know what someone_s going through. You know what I mean? People can judge, oh, he_s on the streets. Oh, he_s an alcoholic. Well, what made you to get to the root cause of uh, of his (xxx xxx xxx) his drug taking? […] You might actually get to see the reasons why he_s doing these things. But it_s not about judging someone. It_s about trying to support them to be (xxx xxx xxx) and to help them to overcome whatever problem they_ve got.

Peggy beginnt das Segment mit der Diagnose, dass manche Leute grausam („cruel“) seien. Vor dem Hintergrund des zuvor in der Gruppe behandelten Themas ist damit zum einen die Gewalt gegen wohnungslose Personen gemeint. Zum anderen ist aber auch eine Verrohung im allgemeinen sozialen Umgang angesprochen, wie sie im Folgenden ausführt. Sie appelliert, auf an Äußerlichkeiten festgemachten Urteile zu verzichten („never judge a book by its cover“) und sich stattdessen der Person und den eigentlichen Gründen für bestimmte Verhaltensweisen zuzuwenden („root cause“, „the reasons why he's doing things“). Damit ist eine Abneigung gegenüber vorschnellen Vorurteilen formuliert, aus der aber keine anklagende Forderung, sondern ein humanitärer Hinweis darauf abgeleitet wird, die individuelle Einzigartigkeit und das biographische Gewordensein einer Person in deren Beurteilung mit zu einzubeziehen. Dementsprechend könne es für Peggy auch nicht darum gehen, jemanden (nur) zu beurteilen. Vielmehr müssten die Unterstützung und die Arbeit an den persönlichen Problemen im Mittelpunkt stehen („It's about trying to

support them“). Mit diesem an sozialarbeiterische Denkweisen erinnernden Ansatz reflektiert sie also gesellschaftlich etablierte Praxen der vorverurteilenden Abwertung von Personen und setzt ihnen aber ihrerseits keinen urteilenden Vorwurf entgegen. Stattdessen performiert sie ihre Forderung selbst und formuliert in verstehender Weise einen Appell, alltägliche Bewertungspraxen zu hinterfragen und die individuelle Hilfsbedürftigkeit einer Person in den Vordergrund zu rücken.

5.3.4 Fazit

In diesem Abschnitt ging es um zeitgenössisch verbreitete und mit Werturteilen belegte Typisierungen von in Mangel- und Ausschlusslagen verbreiteten Lebensweisen. Es wurde klar, dass diese Lagen immer auch öffentliche Beschämung mit sich bringen, die die Betroffenen entmutigen und zu Selbstverachtung und zur Übernahme mehrheitsgesellschaftlich konformer Positionen führen. In diesem Sinne bestimmen die Pauschalisierungen von Arbeitslosigkeit und Armut nicht allein die öffentlichen Debatten, sondern beeinflussen auf verschiedene Weise auch die Selbstbilder und Weltverhältnisse der Personen, die damit belegt werden. Zuvorderst heißt das, dass die Befragten sich abgewertet und ausgeschlossen fühlen. Ihnen ist bewusst, welchen geringen sozialen Stellenwert sie genießen und welche Gründe und Anlässe gesellschaftlich für die ihnen entgegengebrachten Devaluierungen herangezogen werden. Sie haben die erwerbsgesellschaftlichen Normalerwartungen fest internalisiert und gleichen fortlaufend und reflexiv ihre eigene Lebenssituation damit ab.

Bei dieser Wahrnehmung des eigenen unterlegenen Status sowie der Anerkennung der dieser Position zugrundeliegenden Bemessungsmaßstäbe bleibt es indes nicht. Vielmehr entwickeln meine Befragten eigene Umgangsweisen und Reaktionen darauf, in denen ein Abarbeiten an den ihnen gegebenen sozialen Umständen erkennbar wird. So entstehen einerseits Interpretationen wie die von Joanne, die sich selbst als rechtschaffen, arbeitswillig und letztlich fremdverschuldet in ihre Lebenslage versetzt sieht. Sie entsolidarisiert sich deshalb auch von Personen in ähnlichen ökonomischen Lagen, denen sie einen fehlenden Arbeitswillen unterstellt. Das hat den Sinn, selbst Leistungs- und Kooperationsbereitschaft zu signalisieren und damit auf einen Statuszugewinn zu hoffen. Zugleich reproduziert sie so die ihr selbst widerfahrene moralisierende Abwertung. Daneben gibt es auch Fälle wie Keiran und Peter. Bei ihnen dominiert aufgrund der Verinnerlichung erwerbsgesellschaftlicher Normalerwartungen bei gleichzeitiger lebenspraktischer Abweichung davon der subjektive Eindruck des Versagens, des Ausgeschlossenseins und der Ausweglosigkeit. Für sie steht die Unerreichbarkeit der gesellschaftlich an sie adressierter Erwartungen im Vordergrund, was sie sich selbst bezichtigen und verzagen lässt. Allerdings gibt es auch Reaktionsweisen wie die von Laura oder Peggy,

die die erfahrenen Abwertungen emotionalisiert anklagen, das Einhalten von Solidaritätsprinzipien in der Gesellschaft einfordern oder für einen allgemeinen humanen, anerkennenden Umgang miteinander werben. Hier führt die Konfrontation mit der „Normalgesellschaft" also zur kritisch-reflexiven Thematisierung von Bewertungspraxen an sich.

5.4 Diskussion

Ziel dieses Kapitels war es, die soziale Strukturierung der Lebenswelt, wie sie sich für Personen in Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses darstellt, analytisch aufzufächern. Wie in den anderen Kapiteln bin ich dabei empirisch vorgegangen und habe das Kapitel anhand von in den Interviews thematisierten Aspekten gegliedert. Gleichwohl bin ich zur theoretischen Systematisierung dieser Erfahrungsgehalte zunächst auf die gesamte Person involvierende, diffuse Sozialbeziehungen eingegangen, um mich dann rollenmäßig strukturierten und schließlich anonymen Sozialbeziehungen zu widmen. Insgesamt wurde dabei erkennbar, dass für meine Befragten im alltäglichen Sozialkontakt die Verhandlung von sozialer Inferiorität bzw. der Kampf um „statusverbürgende Anerkennung" (Hüttermann 2000, S. 19) im Vordergrund stehen. Auf der Mikro-, Meso- und Makroebene des Sozialen – im Sinne des hier gewählten sozialphänomenologischen Zugriffs – geht es für sie vor allem darum, gesellschaftlichen Anforderungen zu genügen, die der Akzeptanz als vollwertiges Gesellschaftsmitglied latent zugrunde liegen. Das fällt ihnen vor allem deshalb schwer, weil soziale Anerkennung und Status im leistungsfixierten Erwerbsregime nur als Anerkennungsverhältnis unter Erwerbsbürgern gewährt wird (Lessenich 2009). Da sie nicht zu dieser Gruppe gehören und zusätzlich noch Unterstützungsleistungen vom Staat in Anspruch nehmen, befinden sie sich strukturell in einer Defensivposition, in der sie den Urteilen anderer ausgeliefert sind. Der sich somit abzeichnende soziale Behauptungskampf wird von den Befragten sowohl nach außen als auch nach innen ausgetragen. Das heißt, neben den besonders in Bezug auf das JobCentre und allgemeine Stigmatisierungen anzutreffenden Abgrenzungen und Skandalisierungen der erfahrenen Abqualifizierungen lässt sich auch eine merkliche Orientierung an und Verinnerlichung von erwerbsgesellschaftlichen Normalerwartungen beobachten. Diese münden mitunter in Übernahmen der verurteilenden Perspektiven, was wiederum zu Selbstbezichtigungen führt. Das verwundert nur auf den ersten Blick. Auf den zweiten erkennt man, dass den Befragten fast keine andere Wahl bleibt in einer Gesellschaft, in der die Erwerbssphäre dominante, beinahe einzig legitime Anerkennungsformate bietet.

Damit stehen auch Engpässe in den Konsummöglichkeiten in Verbindung, die einerseits die existenzielle Ebene, das heißt das körperlich-seelische Wohlbefinden, die Gesundheit und letztlich das Überleben meiner Befragten und deren Familien betreffen. Andererseits ist davon aber auch die symbolisch-soziale Ebene ihrer Existenz tangiert. In einer konsumistisch orientierten Gesellschaft bedeuten Mangellagen automatisch soziale Besonderung. Wer *food banks* besuchen muss, weil das Geld für die Güter des täglichen Bedarfs nicht reicht, der partizipiert gleichzeitig nicht an der Welt des symbolischen Konsums und ist im Verbund mit dem Ausschluss aus der Erwerbswelt auch nicht zur sozialen Selbstbehauptung befähigt. Dass das auch die eigenen Kinder betrifft, denen man eine vor allem über Konsummöglichkeiten abgesicherte Normalität in den eigenen vier Wänden und in der Schule bieten möchte, erhöht den daraus entstehenden Leidensdruck zusätzlich.

6 Die Erfahrung von Armut: Theoretisches Fazit der Ergebnisse

Im vorliegenden Buch habe ich eine soziologische Analyse von Armutsphänomenen in Großbritannien erstellt. Dafür wurden narrative Interviews und Gruppendiskussionen mit Transferleistungsempfängerinnen und anderen Bedürftigen ausgewertet. Diese Personen sind in ihrem Alltag mit spezifischen Problemen und Herausforderungen konfrontiert, die in ihrer tiefgreifenden lebensweltlichen Relevanz bisher nicht umfassend dargestellt wurden. Hier liegt der Wert der vorliegenden Arbeit: Sie trägt die in den Interviews zum Vorschein kommenden Erfahrungsgehalte von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen zusammen und bündelt diese unter einer formalsoziologischen Zentralperspektive. Das heißt, bei der Darstellung der Erfahrungen meiner Befragten habe ich mich vor allem davon leiten lassen, was sie als bedeutsam aus ihrem tagtäglichen Leben berichteten. Gleichzeitig wurde ein lebenswelttheoretischer Zugriff gewählt, der es ermöglicht, die subjektive Erfahrung der Einzelnen in eine phänomenologische Systematik zu überführen. Damit steht im Zusammenhang, dass ich mich in den einzelnen Kapiteln verschiedener Theorieangebote als heuristischer Hebel bedient habe, die mir den analytischen Blick auf diese einzelnen Erfahrungskategorien ermöglichten. Die dabei erzielten Ergebnisse fasse ich im Folgenden noch einmal zusammen und diskutiere im Anschluss aus verschiedenen theoretischen Perspektiven, welche sozial- und gesellschaftstheoretischen Erkenntnisse in Bezug auf Armut sich aus ihnen entnehmen lassen.

6.1 Die Zeitlichkeit der Armut

Zunächst bin ich auf die *spezifische Zeitlichkeit von Armut* (Kap. 3) eingegangen. Deutlich wurde, dass die Befragten ihre eigene biographische Entwicklung vor dem Hintergrund einer als gültig anerkannten „Normalbiographie“ reflektieren und diese entsprechend zum Problem wird bzw. werden kann. Das drückt sich zum einen (3.2) darin aus, dass es denjenigen Befragten, die sich am Übergang ins Erwachsenenalter befinden, mitunter schwerfällt, einen „normalbiographischen“ Pfad in die Erwerbswelt einzuschlagen. Stattdessen dominieren Selbstzweifel und Pessimismus den Alltag. Die Zeit wird als ein immerwährendes Jetzt, als eine *gedehnte Gegenwart* erlebt. Ihre Biographie nehmen sie aufgrund dieser sich einspielenden Erfahrungshaltungen als in eine Sackgasse gelangt wahr, bevor sie überhaupt Dynamik gewinnen konnte. Als Gründe für diese Erfahrungshaltungen wurden spezifische *sozialisatorische*

Prägungen (geringe Verlässlichkeiten, dysfunktionale Kompensationspraktiken) hervorgekehrt, die als potenzielle Auslöser der Wahrnehmung biographischer Stagnation identifiziert werden konnten. Die Suchterfahrungen und devianten Praktiken, die den Alltag dieser Personen häufig begleiten, wirken wiederum rückkoppelnd auf ihre Lage und die sich darin ausbildenden Wahrnehmungsweisen zurück. Zum anderen (3.3) ließen sich Fälle ausmachen, die zwar bereits Phasen einer „normalbiographischen" Entwicklung hinter sich hatten, die aber durch *biographische Traumata und Krisenerlebnisse* (Tod signifikanter Anderer, Insolvenzen, private Trennungen) aus diesen herausgelöst wurden. Auch aus diesen biographischen Erfahrungen ergaben sich zeitliche Selbstwahrnehmungen des Stillstands und der Aussichtslosigkeit. Die vormals erreichte Dynamik und Lebendigkeit des eigenen Alltags erscheinen den Personen als nicht mehr erreichbar. Ihre subjektive Motivation und Zuversicht ist sehr gering, weshalb sie sich – ähnlich wie die zuvor beschriebenen Jugendlichen – in einer *gedehnten Gegenwart* ohne Potenzial für Handlungsautonomie sehen. Dem standen aber auch Fälle gegenüber, in denen trotz eines wenig Sicherheit und Selbstvertrauen vermittelnden sozialisatorischen Milieus und trotz biographischer Einschnitte positive Lesarten für die Zukunft entwickelt werden können und also die subjektive Zeit weiterhin in (negative) Vergangenheit, (krisenhafte) Gegenwart und (verheißungsvolle) Zukunft aufgegliedert ist. Mit dieser kontrastierenden Erfahrungshaltung stand in Verbindung, dass die Personen subjektive Widerstandsfähigkeiten aufgebaut hatten, die u. a. durch Hilfseinrichtungen bestärkt wurden.

6.2 Die Räumlichkeit der Armut

Im Kapitel zu *raumbezogenen Erfahrungen von Armut* (Kap. 4) ging es um *Raumsynthesen* und lebenspraktische Formen des *Spacings* an Orten. Dabei waren zunächst (4.2) sogenannte *council estates* als soziale Topoi von Interesse, die spezifische Bilder abgewerteter Räume aufrufen, diese begrifflich bündeln und so für die Erfahrung synthetisieren. Wesentlicher Bestandteil dieser Synthesen war die moralische Abqualifizierung sowohl der Räume als auch ihrer Bewohner. Dabei ist hervorzuheben, dass diese Herabwürdigung nicht allein von ‚außen' – bspw. durch die Massenmedien – geschieht, sondern sich die Bewohnerinnen auch selbst der negativen Klischees und Stereotype bedienen. Das heißt, die Personen wissen, dass sie in sozial abgewerteten Räumen wohnen, was wiederum zur Wahrnehmung und Zuschreibung eigener Inferiorität führt. Daraus folgt – analog zur Zeitwahrnehmung – eine Demoralisierung, durch die eine Verlagerung des Wohnorts aus eigener Kraft utopisch

erscheint. Das eigene Leben wirkt festgelegt auf das Herkunftsviertel sowie die damit assoziierten devianten Praktiken und biographischen Verläufe.

Nach diesen vor allem semantischen Aspekten, die die Raumwahrnehmung prägen, wurde dann (4.3) anhand der Untersuchung von Wohnungslosigkeit das Spacing in den Vordergrund gestellt. Ich habe dabei gezeigt, dass für Personen, die eine Phase der Wohnungslosigkeit durchmachen, bestimmte Selbstverständlichkeiten des Platzierens (und Platziert-Werdens) aufgehoben sind. Ein klarer Bezugsort, der als feste Wohnstätte dient und den Alltag strukturiert, ist nicht vorhanden. Indes waren auch *Praktiken des fluiden und improvisierten Unterkommes* aufzeigbar, womit ein eigener, wenn auch hoch provisorischer Modus der Raumkonstruktion angesprochen ist (Schlafen in Papiercontainer, Schlafen unter einem Pier). Zugleich ist zu beachten – zumal vor dem Hintergrund von massiven Anfeindungen und Gewalterfahrungen –, dass diese Praktiken die betreffenden Personen an den Rand dessen bringen, was aus phänomenologischer Sicht überhaupt als Wohnen und ein Agieren in räumliche Horizonte hinein bezeichnet werden kann.

Auch hier ließen sich Kontrasterfahrungen nachweisen. So gab es einerseits einen Fall, in dem eine Perspektive außerhalb eines verrufenen Viertels, in dem die Person aktuell wohnt, entworfen und verwirklicht wird. Damit ging die Mobilisierung des subjektiven Vermögens einher, die innere Distanzierung von diesem Viertel und den damit verbundenen Zuschreibungen in einen äußeren Umzug umzusetzen. Im Zusammenhang mit Wohnungslosigkeit ließ sich zudem zeigen, dass Wege gefunden werden können, die eine stabile und abgesicherte Wohnform ermöglichen. Diesbezüglich spielten ebenfalls Hilfseinrichtungen eine maßgebliche Rolle, die als Bindeglied zwischen abhängigem und eigenständigem Wohnen fungieren. Personen, die bereits in eigenen Häusern gewohnt haben, konnten die Leistung dieser Einrichtungen allerdings nicht (an-)erkennen und empfanden sie vor allem als Einschränkung und deprimierende Erinnerung an bessere Lebensumstände.

6.3 Die soziale Struktur der Armut

Zuletzt bin ich noch auf den ‚sozialen Blick' (Kap. 5) als Erfahrungsdimension der Befragten eingegangen. In diesem Kapitel habe ich die Prozesse der sozialen Abwertung aufgegriffen, die sich bereits in den anderen Erfahrungsdimensionen abzeichneten. Dabei habe ich herausgearbeitet, wie meinen Befragten auf Mikro-, Meso- und Makroebene ihr sozialer Status vor Augen geführt wird.

Der erste dominante Erfahrungskontext auf Mikroebene war Sorgearbeit (5.1), die besonders die Mütter in meinem Sample für ihre Kinder leisten, was

dementsprechend auch unter Genderaspekten reflektiert wurde. Erweiternd und kontrastierend dazu wurde in diesem Kapitel aber auch ein Vater angeführt, der Care-Arbeit für die eigenen Kinder leistet. Hauptthese dieses Abschnitts war, dass Statusarmut vermittelt über die Sorge für die eigenen Kinder erfahrbar wird. In diesem Sinne steht beispielsweise der Besuch einer *food bank* oder das Gemobbt-Werden der Kinder aufgrund eines Smartphones oder eines Paars Turnschuhe vordergründig zwar für den ökonomischen Mangel, mit dem die Eltern zu kämpfen haben. Darüber hinaus erfahren die Befragten aber auch eine Beschämung darin, dass für sie die Performanz sozial anerkannter Elternschaft ständig prekär ist – was sich wiederum negativ auf ihr Fremd- und Selbstbild auswirkt. Auf der Mesoebene (5.2) waren dann Abwertungen ein Thema, die Transferleistungsempfänger in der Auseinandersetzung mit staatlichen Verwaltungsinstitutionen und insbesondere dem JobCentre erfahren. Die Befragten berichten von Wahrnehmungen fehlenden Respekts, von Willkür und bürokratischer Nüchternheit gegenüber ihren Schicksalen. Zuletzt ging es auf Makroebene um allgemeine Abwertungen, die die Befragten vonseiten sogenannter „Zeitgenossen" (Schütz und Luckmann 2003, S. 116) erfahren (5.3). Damit ist die öffentliche Meinung über Personen in Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses angesprochen, die die Personen über verschiedene, vor allem anonyme Wege erreicht. Diese Zuschreibungen und Klischeebilder kränken die Befragten einerseits und lassen sie mit einem Gefühl der Ohnmacht zurück. Andererseits haben sie die normativen Bilder der Erwerbsgesellschaft selbst internalisiert und werden deshalb ihrerseits zu Agenten der Fremd- aber auch der Selbstbeschämung.

Kontrastierend wurde in Bezug auf diese Sortierung erkennbar, dass für meine Befragten das Private und die Familie eine wesentliche Anerkennungs- und Selbstwirksamkeitssphäre darstellt – was die ökonomische Bedrohung der Performanz von Elternschaft umso dramatischer macht. Zudem fanden Einrichtungen des Dritten Sektors Erwähnung, denen von den Befragten zugeschrieben wird, die von ihnen verlangte produktive Hilfe bei der Suche einer neuen Erwerbsanstellung besser und vor allem würdevoller zu erfüllen als die staatlichen Akteure. In Bezug auf Schmähungen durch „Zeitgenossen" waren Kontrasterfahrungen rar gesät und bezogen sich auf ein allgemeines Appellieren an die Anerkennung von Personen in weniger privilegierten Lebenslagen.

6.4 Lebenswelttheoretische Reflexion: Reformulierung des Armutsbegriffs

Ausgangspunkt meiner Argumentation war die These, dass Armut bisher vor allem als Mangel und Ausschluss bestimmt wurde, was soziologisch vereinsei-

tigend und zu kurz gegriffen ist. Stattdessen habe ich gezeigt, wie die Lebenslage des Mangels und des Ausschlusses sozial aufgegriffen und subjektiv als Erfahrung wirksam wird. Erst so wird die umfassende soziologische Bedeutung von Armut darstellbar. Dieser Ansatz wurde mithilfe eines lebenswelttheoretischen Zugriffs in eine systematische Forschungsperspektive übersetzt, welche die verschiedenen Dimensionen (Zeit, Raum, Soziales) berücksichtigt, die in die gesellschaftliche Konstruktion von Armut einfließen. Nun lässt sich im Anschluss an die erzielten Ergebnisse die Frage neu aufwerfen, was dieser Ansatz zur soziologischen Konzeption von Armut beiträgt.

Deutlich wurde zunächst vor allem, dass es *die* Armut nicht gibt. Vielmehr ist sie in phänomenologischer Betrachtungsweise ein Forschungsgegenstand, der auf einer fortlaufenden und multimodalen Erfahrungsaufschichtung des Subjekts beruht und eine jeweils fallbezogene Spezifik aufweist. Mithin nimmt sich auch nicht jede bedürftige Person im gleichen Ausmaß und in Bezug auf die gleichen Lebensbereiche als eingeschränkt und stigmatisiert wahr. Armut lässt sich so – und das ist eine Novität – als subjektgebundener *Erfahrungsraum* porträtieren[110], der sich aus einem Zusammenspiel von zeitlichen, räumlichen und auf Soziales bezogenen Erfahrungen ergibt. Sie stellt eine *fallspezifische Konstellierung* dieser drei Erfahrungsaspekte dar. Möchte man begreifen, welchen „Sinn" Armut macht, muss man dieses Zusammenspiel in seinen Facetten anhand der konkreten Einzelschicksale nachvollziehbar machen. Diese Aspekte durchdringen sich in der sozialen Praxis, strukturieren und verstärken sich wechselseitig und treten im Alltagsvollzug gebündelt auf. Das heißt, Armut bedeutet nie nur zeitlich festgestellt, räumlich festgelegt und sozial stigmatisiert zu sein. Stattdessen hat man es mit einem Erfahrungskomplex zu tun.

Besonders deutlich wurde das bspw. anhand von Dylan, der kaum Aussichten auf eine „normalbiographische" Entwicklung für sich sieht und sich zugleich als an den Ort des eigenen Aufwachsens, welchen er rhetorisch abqualifiziert, gebunden darstellt. Seine habitualisierte Aussichtslosigkeit legt sich somit gleichermaßen auf seine Zeit- als auch auf seine Raumwahrnehmung. Kombiniert wurde das mit Stigmatisierungen, die er in Bezug auf sein Herkunftswohnviertel reproduziert und die er auf sich bezieht. Konkrete, individuelle Armutssituationen lassen sich folglich als graduell verschiedene Re-Kombinationen der in den einzelnen Dimensionen typisierbaren Erfahrungen verstehen. So betrachtet wird auch verständlich, dass lebensweltlich feine Unterschiede von Armut existieren, die nicht zuletzt zu Differenzierungen und Abgrenzungen der Befragten untereinander führen.

Durch das Nadelöhr der jeweils einzelnen Armutssituation gefädelt, werden gleichwohl neben der individuellen Spezifik auch generelle Konstellationen der gesellschaftlichen Konstruktion von Armut nachvollziehbar. Diese liegen

110 Vgl. zur ausführlichen phänomenologischen Diskussion des Erfahrungsraumbegriffs Kauppert (2008, 2010).

darin, dass Personen in Mangel- und Ausschlusslagen systematisch die soziale Anerkennung in der individualisierten Erwerbsgesellschaft verweigert wird bzw. diese ihnen selbst nicht erreichbar erscheint. Zudem wurde deutlich, dass Armut kein statischer Zustand, sondern eine hochgradig sozial verankerte *Lebenspraxis* ist. Neben der Bewältigung der existenziellen Not besteht diese darin, sich gegenüber gesellschaftlichen Ansprüchen und Anforderungen, denen man nicht immer gerecht werden kann, zu verhalten. In einer Gesellschaft, in der meritokratischer Aktivismus und Individualisierung hochgeschätzt werden, stellt das ein Problem dar, das wiederum zu Diffamierungen und die Passivität verstärkende Formen der Selbstbezichtigung führt. Damit sind Prozesse der Herstellung verschiedener Statuspositionen in der Gesellschaft angesprochen, durch die Lebenslagen des Mangels und des Ausschlusses als inferior gegenüber anderen gelabelt werden – worauf wiederum von den betreffenden Personen reagiert wird.

Armut wird so insgesamt zu einem *positiv* beschreibbaren, „eigensinnigen" und ausdifferenzierbaren Phänomen. Dieses ist gekennzeichnet durch ‚objektive' Einschränkungen der subjektiven Lebensführung, mit denen ‚subjektive' Weltverhältnisse einhergehen, die sich oftmals durch eine Haltung der Passivität und Destruktivität auszeichnen. Daraus darf allerdings nicht der Eindruck erwachsen, Personen in Mangel- und Ausschlusslagen würden lediglich ihr Schicksal erdulden. Wie ich aufzeigen konnte, setzen sich die Befragten auch handlungspraktisch mit ihren Lebenslagen auseinander, entwickeln Kompetenzen, Wissensformen und Orientierungen. Einschränkend ist diesbezüglich gleichwohl zu sagen, dass den Befragten trotz aller Reflexion und Auseinandersetzung mit ihrer Lebenslage immer wieder ihre Handlungsbeschränkungen vor Augen geführt werden, woraus subjektive Demoralisierungen und Leidensdruck erwachsen.

Als Ergebnis der vorliegenden Arbeit wird somit letztlich in kritischer Betrachtung auch klar, dass sich die aus den Erfahrungen von Armut ergebenden subjektiven Weltverhältnisse einzelne Grundannahmen phänomenologisch und handlungstheoretisch inspirierter Theorieentwürfe zumindest herausfordern. So werden grundlegende Annahmen darüber, wie sich das Individuum in seiner *Zeitlichkeit* entwirft, für meine Befragten kontingent gesetzt. Sie beziehen sich rhetorisch zwar weiterhin auf „normalbiographische" Lebensverläufe, können diese aber lebenspraktisch nicht vollziehen. Das liegt an strukturellen Einschränkungen, aber auch daran, dass sie sich selbst kaum Handlungspotenziale zuschreiben und deshalb auch kaum Ziele für die Zukunft entwerfen. Ähnliches gilt für die *Raumkonstruktion* der Befragten. Eine offene, aktive Platzierung in verschiedene räumliche Horizonte hinein ist für die Befragten nicht nur strukturell schwer erreichbar, sondern erscheint für sie aus einer subjektiven Einschätzung der eigenen Handlungschancen heraus quasi ausgeschlossen. Erkennbar wird also, dass die Verfügungsgewalt über die zeitliche und räumliche Selbstpositionierung tendenziell schwindet und die

Personen in ihrem Weltzugang weitestgehend stillgestellt werden. Konfrontiert mit dieser sozialen Realität, in der Handlungsplanungen und deren aktive Verfolgung subjektiv nur schwer aufrecht zu erhalten sind, geraten handlungstheoretisch orientierte Soziologien in Erklärungsschwierigkeiten. Ein theoretischer Ausweg wurde diesbezüglich mit dem Hinweis darauf gegeben, dass man empirisch von einer *Vielzahl von Erfahrungshaltungen* ausgehen kann. In Anlehnung an Schütze (1995) kann man so etwa neben aktiven, handlungsschematischen auch passiv bis fatalistisch orientierte Handlungs- und Erfahrungsmuster in die Theoriebildung mit einbeziehen. In diesem Sinne habe ich die spezifischen strukturellen Gegebenheiten und die korrespondierenden subjektiven Erfahrungshaltungen, die letztlich zu einer „eigensinnigen" *Lebenswelt der Armut* führen, in den zurückliegenden Kapiteln skizziert.

In diesem Zusammenhang wurde auch deutlich, dass für Personen in Mangel- und Ausschlusslagen lebensweltlich sonst unhinterfragte Selbstverständlichkeiten auch in Bezug auf ihre *soziale Teilhabe* bedroht, wenn nicht sogar aufgehoben sind. Damit sind theoretische Grundannahmen über die soziale, intersubjektive Konstitution der Lebenswelten angesprochen, die zu hinterfragen und zu differenzieren sind. So geht Schütz (Schütz und Luckmann 2003, S. 99) von den beiden Idealisierungen der „Vertauschbarkeit der Standorte" und der „Kongruenz der Relevanzsysteme" aus, die besagen, dass man sich prinzipiell in den Beobachtungsstandpunkt anderer hineinzuversetzen vermag und in der Lage ist, identische Handlungsziele und darauf bezogene Orientierungen und Interpretationsweisen zu entwickeln. Vor dem Hintergrund der Analyse ist nun allerdings fraglich, ob die für diese Idealisierungen vorausgesetzte Anerkennung des Gegenübers als Subjekt, das prinzipiell vertret- und nachvollziehbare Ziele verfolgt und Sichtweisen teilt, immer gegeben ist. Vielmehr lässt sich argumentieren, dass durch die Dominanz der Erwerbssphäre und ihrer Anerkennungsformate stark selbstbezügliche und hegemoniale Lebensweisen entstanden sind, in denen Seinsmodi, die aus verschiedenen Gründen die Teilhabe am Erwerbsleben nicht gewährleisten können, kaum vermittelbar sind. Werden Personen in dieser hegemonialen Lebensweise mit abweichenden Formen konfrontiert, werden sie abqualifiziert, marginalisiert und zur Anpassung gedrängt. Eine grundlegende Bereitschaft zur voraussetzungslosen Standort- und Relevanzenübertragung ist hier nicht immer zu erkennen. Diesbezüglich gesteht Schütz zwar ein, dass durchaus immer „Unterschiede der Auffassung und Auslegung, die sich aus der Verschiedenheit meiner und seiner biographischen Situation ergeben" (Schütz und Luckmann 2003, S. 99), in den Prozess intersubjektiver Abstimmung einbezogen werden. Gleichzeitig betont er, dass man diese Unterschiede punktuell immer für akut anstehende Zwecke beiseitelegen und also eine geteilte intentionale Gerichtetheit entwickeln könne. Das ist für bestimmte, sehr basale Orientierungen sicherlich richtig. Bei der Analyse der sozialen Struktur der Lebenswelt meiner Befragten wurde gleichwohl auch deutlich, dass eine Offenheit zum Einlassen

auf Erfahrungsweisen von Personen in deprivierten Lagen durch Prozesse sozialer Devaluierung kaum gewährleistet ist. Zugespitzt könnte man sagen, dass meine Befragten, da sie in ihrem sozialen Status abgewertet sind, auch von der *gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit* ausgeschlossen werden bzw. an dieser nicht gleichberechtigt mitwirken können. Wird den lebensweltlichen Standpunkten und Relevanzen von Personen in Mangellagen Raum geben und so ein prinzipielles Verstehen ihrer Positionen ermöglicht, braucht es dafür ein gesondertes Einlassen, d. h. einer spezifischen, nicht-alltäglichen Haltung, wie sie bspw. Sozialarbeiterinnen in sozialen Hilfszentren an den Tag legen. Dass hierbei allerdings oft auch erwerbsgesellschaftliche Zielprojektionen unter der Hand Anwendung finden, bestätigt noch einmal, wie selbstverständlich und mit welcher moralischen Wucht diese das soziale Zusammenleben bestimmen.

6.5 Machttheoretische Reflexion: Armut im Kontext der Erwerbsgesellschaft

In diesem Abschnitt wende ich mich noch einmal dezidiert den mit Armut assoziierten machttheoretischen Aspekten zu, die bereits im letzten Unterkapitel anklangen. So lässt sich nach der Analyse und in Anlehnung an Skeggs (2004, 2011), die sich mit der Identität und dem Selbstbild der „working class" beschäftigt, Armut als mehrdimensionale und komplexe *Aberkennung sozialer Wertigkeit* begreifen. Die Autorin beschreibt die moderne (britische) Gesellschaft als vor allem an „neoliberalen" Bezugsgrößen ausgerichtet, durch die Leistungserbringungen und (im umfassenden Sinn Bourdieus) Kapitalbesitz zum Imperativ für alle werden, die als „proper person" (Skeggs 2011, S. 499) gelten wollen. Kann man diese Voraussetzungen nicht oder nur bedingt erfüllen, ist direkt der Status als Person („personhood" bzw. „person-state") in Gefahr. In meinen Analysen konnte nun ergänzend und fundierend dazu immer wieder gezeigt werden, dass die spezifische, in unterschiedlichen Kontexten gemachte Erfahrung von Armut darauf aufbaut, dass das Bedienen relevanter Codes, Orientierungen und Aspirationen, die zum gesellschaftlichen Anerkennungsgewinn führen, (strukturell) verunmöglicht wird. Hauptbezugspunkt für diese Einschätzungen waren normative Erwartungen und Standards der Erwerbsgesellschaft. Diese laufen darauf hinaus, soziale Anerkennung dadurch zu vergeben, dass man einer geregelten Erwerbsarbeit nachgeht, bestimmte ‚bürgerliche' Lebensmodelle verfolgt und am symbolischen Konsum teilhat. Wer dies nicht bedienen kann, verliert die statusverbürgende Position in der Gesellschaft und wird zum Objekt von Stigmatisierungen, staatlichen Zugriffen und Anfeindungen.

Mithin zeigt sich in den Interviews, dass das auf diese Weise erzeugte Bild des „wertigen Subjekts" – bzw. „subject of value" (Skeggs 2004, S. 62–78) – in einem Ausmaß erfahrungsleitend ist, dass sich die Befragten auch und gerade dann nicht innerlich von ihm distanzieren können, wenn sie mit ihrer Lebensführung dieses nicht bedienen können. Stattdessen wird in den Interviews erkennbar, dass sie sich in ihrer Lebenslage immer auch einem „middle-class gaze" (Skeggs 2011, S. 503) ausgesetzt sehen und deshalb die Bewertungsmaßstäbe der erwerbsarbeitsfixierten Mehrheitsgesellschaft für sie weiterhin (latent) ihre Gültigkeit behalten. Konkret ließ sich in diesem Zusammenhang zeigen, dass das Reden meiner Befragten über die eigene Lebenswelt immer auch von antizipierten Erwünschtsheitsannahmen über zeitliche Selbstentwürfe und räumliche Selbstverortungen geprägt ist. Dazu kommen Selbstbezichtigungen und Gefühle des Unterlegenseins, die immer die Erwerbsgesellschaft und die mit ihr assoziierten meritokratischen Prinzipien als Referenzrahmen haben. Auf diese Weise machen sich die Befragten (mitunter) selbst zu „‚failed' subjects" (Farrugia und Gerrard 2016, S. 280).[111] Daneben ließen sich Abgrenzungen und Abwertungen untereinander beobachten, die vor diesem Hintergrund als alternative Versuche zu lesen sind, (im Interview) Selbstwert aufzubauen. Da sie dabei allerdings die Verinnerlichung erwerbsgesellschaftlicher Orientierungen, der sie selbst in ihrer Lebensführung nicht entsprechen können, zur Anwendung bringen, erscheinen diese Versuche tendenziell als „defensive, against moral denigration and misrecognition, protectionist rather than proprietal, about living with precarity not futurity" (Skeggs 2011, S. 503).

Teil der Erfahrung von Armut ist es mithin, „the normative social relations of contemporary capitalism" (Farrugia und Gerrard 2016, S. 274) mitzutragen und in sozialem Handeln zu reproduzieren. Das lässt sich darüber erklären, dass ein Hinwegsetzen über etablierte, habitualisierte Wertmaßstäbe eine privilegierte gesellschaftliche Ausgangsposition erfordert, in der Überleben und personale Stabilität abgesichert sind. Personen dagegen, die aufgrund ihrer Lebenslage auf existenzielle Fragen zurückgeworfen sind und Abwertungen erfahren, können sich den an sie adressierten gesellschaftlichen Ansprüchen nicht einfach entziehen, sondern arbeiten sich daran ab.[112] Umorientierungen auf alternative Anerkennungsrahmen lassen sich deshalb bei meinen Befragten auch nur in Formen beobachten, die Rückzügen aus der Anerkennungssphäre der Erwerbswelt gleichkommen. So kam in den Interviews – ganz ähnlich wie von Skeggs (2011, S. 504–505) skizziert – immer wieder die besondere Be-

111 Im Bereich prekärer Anstellungsverhältnisse lässt sich ähnlich argumentieren und zeigen, dass aufgrund von Machtasymmetrien in Bezug auf das Gewähren gesellschaftlicher Anerkennung spezifisch auf die liberale Erwerbsgesellschaft hin „optimierte" Subjekte geformt werden (Eversberg 2014).

112 Grenzfälle stellen diesbezüglich sogenannte ‚Aussteiger' dar, die sich den mehrheitsgesellschaftlichen Wertmaßstäben entziehen und ein autarkes Leben abseits der Erwerbsgesellschaft anstreben.

deutung des Privaten sowie gerade der „biosozialen“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 114) bzw. „diffusen“ (Oevermann 1996, S. 110) Bande der Familie und der Verwandten- und Bekanntenkreis zur Sprache. Es wurde erkennbar, dass auf den sozialen Nahbereich trotz oder gerade wegen aller Probleme ein hoher Wert gelegt wird und bspw. die Gewährleistung von Care-Arbeit abgesichert und darüber Anerkennung sowie Selbstwert generiert wird. Der nachgezeichnete lebensweltlich eigensinnige Charakter der Armut ist deshalb nicht als alternative Gegenwirklichkeit zur Erwerbswelt im emphatisch-emanzipatorischen Sinne zu verstehen. Armut bedeutet nicht, oder nur in den seltensten Fällen, eigene Wertemaßstäbe gegenüber dieser weiterhin maßgeblichen Sphäre zu etablieren. Stattdessen wird als Ergebnis der vorliegenden Arbeit wiederholt die Wirkmacht erkennbar, die ‚objektive‘ gesellschaftliche Strukturen gegenüber ‚subjektiven‘ Umgangs- und Widerstandsformen entfalten. Die Befragten können die erwerbsgesellschaftlichen Maßstäbe, an der sich eine gute und ordentliche Persönlichkeit bemisst, eben nicht schlicht bzw. nur unter bestimmten Bedingungen fahren lassen. Stattdessen spricht vieles dafür, dass sie diese Maßstäbe als lebensweltliche Selbstverständlichkeit stark verinnerlicht haben und als Grundlage der von ihnen gemachten Erfahrungen, Wissensformen und Handlungsorientierungen nehmen.

Im Anschluss an diese Wirkmacht verfestigter Sinnstrukturen lässt sich noch einmal reflexiv die bereits eröffnete Frage nach den impliziten Grundannahmen aufgreifen, die mit dem gewählten phänomenologischen Ansatz einhergehen. Skeggs (2011, S. 508) weist etwa darauf hin, dass handlungs- und subjekttheoretische Zugänge Gefahr laufen, für Sichtweisen unterprivilegierter Gesellschaftsmitglieder „about ‚what/who matters‘, ‚what/who counts‘ and what is just“ blind zu sein. Das läge daran, dass die Sichtweisen und Orientierungen dieser Personen nicht „by an epistemology developed from understandings situated in entirely different materialities“ (Skeggs 2011, S. 507–508) erfasst werden könnten. Dieser Punkt läßt sich sogar dahingehend zuspitzen, dass aus dem Wissenschaftssystem vorgetragene *Problematisierungen* von deprivilegierten Lebenslagen einen „neoliberalen“ Übergriff auf eine Lebenswelt darstellen, die nach eigenen Regeln funktioniert (Farrugia und Gerrard 2016). Der wissenschaftliche Blick, dem immer bestimmte Normalitätsunterstellungen eigen seien, könne alternative gesellschaftliche Daseinsformen gar nicht adäquat (an-)erkennen und dränge diese deshalb implizit wieder in konforme, der kapitalistischen Reproduktion dienliche Lebensweisen.

Diese Positionen sind sehr vereinseitigend und können nicht ohne Weiteres übernommen werden. Zunächst ist sicherlich einzugestehen, dass alle wissenschaftlichen Begriffe und Konzepte historisch gewachsen und nicht ‚neutral‘ sind. Es gilt deshalb, den ‚bürgerlichen‘ Hintergrund soziologischer Theoriebildung mit in die Reflexion der eigenen Aussagen einzubeziehen – zumal bei Forschungen zu deprivilegierten Bevölkerungsgruppen. Diesbezüglich lassen sich phänomenologisch-wissenssoziologische Ansätze dafür kritisiert, dass sie

die Wirkkraft symbolischer Macht tendenziell unterschätzen und bestimmte Selbstverständlichkeiten der Lebenswelt quasi naturalisieren (Bourdieu 1977, S. 411, Endnote 2).[113] Deshalb muss eine kritische soziologische Analyse die „sozialen Möglichkeitsbedingungen" (Dreher 2018, S. 405) dieser Selbstverständlichkeiten, durch die sie erst ihren quasi-ontologischen Status erhält, miteinbeziehen.[114] Zurückgebunden an das hier verhandelte Thema Armut sind damit vor allem die eingangs erwähnten liberalen „gesellschaftlichen Produktionsbedingungen" gemeint, die, wenn nicht als „gesellschaftliche Machtinstanz" (Bourdieu 1991a, S. 330) reflektiert, bestimmte Subjektivitäten und damit verbundene Möglichkeiten des Weltzugangs als lebensweltlich selbstverständlich und Abweichungen davon als vernachlässigbar erscheinen lassen.

Wie oben schon betont wurden diese Punkte insofern mit in die Analyse aufgenommen, als dass es erklärtes Ziel dieses Buches war, den Eigensinn der Lebensrealität von Personen sichtbar zu machen, die die Anforderungen an ein „subject of value" tendenziell nicht erfüllen. Passivistische, präsentische und verhaftende Haltungen der Welt und den eigenen Handlungschancen gegenüber verstehe ich als Ausdruck eines spezifischen eigenen Weltzugangs, der zwar Bezug nimmt auf das erwerbsgesellschaftliche Leistungsparadigma, aber sich nicht als bloße Ableitung dessen verstehen lässt. In diesem Sinne stehen meine Ergebnisse auch dem spezifischen elitären Denken[115] entgegen, das

113 Ich folge an dieser Stelle vor allem Drehers (2018, S. 405) Rekonstruktion von Bourdieus Kritik.

114 Bereits Mannheim reflektierte in diesem Sinne die soziale „Seinsverbundenheit des Wissens" (Mannheim 1978, S. 229) einer jeden Person. Bohnsack (2014b, S. 87) übertrug diesen Gedanken in die methodologische Diskussion und kritiserte die Objektive Hermeneutik dafür, die habituellen Festlegungen der Forschenden und also deren Standorte und Normalitätsannahmen, von denen aus sie Interpretationen entwerfen, nicht zu reflektieren.

115 Dieser spricht aus den Beispielen, die Schütz aber auch Berger und Luckmann geben. Von Schütz ist bereits das oben zitierte Beispiel des Flugreisens nach Hongkong bekannt, das er heranzieht, um das Verlagerungspotenzial der „Wirkzone" zu verdeutlichen. Ein weiteres Auszug, in dem er auf die Variabilität von Lebenslauftypisierungen eingeht, zeigt, dass das Flugzeugbeispiel kein Zufall ist: „Solche Typisierungen können nämlich zu eindeutigen, zusammenhängenden Biographien zusammengefügt sein (Junge, Krieger, alter weiser Mann; aber auch Realschule, Technische Hochschule, Tiefbauingeneur) oder verhältnismäßig schwach definierte, lose zusammenhängende Lebenslinien (reicher Mann, Gentleman) bilden" (Schütz und Luckmann 2003, S. 144). Und auch bei Berger und Luckmann finden sich Beispiele, die ähnliche Personenideale implizieren. So sprechen sie etwa mit Verweis auf das Spiel als Sondersinnprovinz vom „Theater" als „besonders gutes Beispiel für das Spiel der Erwachsenen" (Berger und Luckmann 2018 [1969], S. 28). Wenig später – weiterhin mit Bezug auf Sondersinnprovinzen – gehen sie auf verschiedene Professionen ein: „Der theoretische Physiker sagt uns, sein Raumschiff sei sprachlich nicht vermittelbar. Dasselbe sagt der bildende Künstler von der Bedeutung seiner Werke und der Mystiker von seinen Begegnungen mit dem Göttlichen" (Berger und Luckmann 2018 [1969], S. 29). Insgesamt wird so erkennbar, dass zumindest diese Autoren eher privilegierte Lebensweisen vor Augen hatten, als sie die Theorie der Lebenswelt ausformulierten. Das heißt nicht, dass die sozialphänomenologische Perspektive nicht geeignet wäre, auch weniger privilegierte Lebensrealitäten abzubilden. Im

durch das Handlungsmodell und die Sozialtheorie der Sozialphänomenologie gelegentlich durchscheint. Kurz gesagt: Die Annahme einer freien, kosmopolitischen und ästhetischen Zuwendung zu den Dingen ist für meine Befragten nur eingeschränkt gültig. Stattdessen drängen sich ihnen durch ihre deprivierte Lage und dem damit verbundenen Status bestimmte Themen geradezu auf.

Allerdings zeigte die Analyse auch, dass die durchaus vertretbare Position, der gesellschaftlichen Daseinsform von Personen in Armut ‚gerecht' werden zu wollen, nicht dazu führen kann, die Lebensrealität dieser Personen zu beschönigen, oder gar als ‚alternative' Gegenwelt zu adeln. Diesbezüglich liegt die Stärke des phänomenologischen Ansatzes gerade darin, die „Materialitäten" anderer Lebenswirklichkeiten in Form von Erfahrungsberichten als Argumentationsgrundlage zu nehmen und eben zu zeigen, dass Armut mit erheblichen Beschränkungen bis hin zu Auflösungen lebensweltlicher Strukturen einhergeht. So sorgen die Lebensumstände meiner Befragten dafür, dass auf einer basalen Ebene für andere selbstverständlichen Planungs- und Handlunshorizonte auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Das gilt sowohl in der zeitlichen als auch in der räumlichen Dimension, wo das eigene Selbst kaum noch in einer biographischen Entwicklung gedacht werden kann und die „Wirkzone" auf das Beschaffen des zum Überleben Notwendigen beschränkt wird. Die betreffenden Personen erfahren sich dann als festgelegt auf das immergleiche Hier-und-Jetzt, was wiederum zu Desorientierung, Depression und insgesamt zum Verlust von Lebensqualität führt.

6.6 Milieutheoretische Reflexion: Kollektivierung oder Vereinzelung durch Armut?

Die Beschäftigung mit der Lebenswelt von Personen, die sich in Mangel- und Ausschlusslagen befinden, provoziert die Frage, ob sich in diesem Zusammenhang auch von einem *Kollektiv* sprechen lässt, das über die (analytische) Konstruktion von außen, bspw. anhand von statistischen Kenngrößen, hinausgeht. Dies wird zunächst meist marxistisch als Frage danach interpretiert, ob sich in Bezug auf die „Underclass" von einer Gruppe sprechen lässt, die ein (politisches) Selbstbewusstsein entwickelt – was durchgehend negativ beschieden wird. So hält Dörre fest, dass die beobachtbaren „eigensinnige[n] Praktiken […] allerdings nicht mit kollektiver Interessenformierung verwechselt werden" (Dörre 2011, S. 39) dürften. Und tatsächlich: Kollektive Widerständigkeiten und Auflehnen gegen Machtstrukturen oder Aufrufe dazu lassen sich unter meinen Befragten nicht beobachten. Folgt man Dörre weiter, darf

Gegenteil! Das vorliegende Buch zeigt, dass das möglich ist. Gleichzeitig musste dafür der Begriffsapparat hinterfragt und erweitert werden.

diese Diagnose nicht überraschen. Schließlich seien die Personen lebensweltlich vor allem mit „Zwangskollektivierungen" (Dörre 2011, S. 29) in Form von wohlfahrtsstaatlichen Labels und Abqualifizierungen im alltäglichen sozialen Umgang konfrontiert, aus denen keine Identifikationskraft für die eigene, kollektive Lage erwächst. Im Gegenteil:

> Ein Grundproblem der negativ Klassifizierten besteht darin, dass sich auf Klassenpositionen, die auch ein Produkt negativer Klassifikationen sind, keine positive Kollektividentität gründen lässt. (Dörre 2015, S. 228)

In Marx'scher Diktion lassen sich die von mir untersuchten Personen mithin zwar stellvertretend einer Gruppe *an sich*, die von außen klassifizierbar ist, zuordnen. Gleichzeitig ist bei dieser kein selbstermächtigendes (politisches) Potenzial zu erkennen, das sie zu einer Gruppe *für sich* machen würde.[116]

Diesen Punkt sah auch schon Simmel, der allerdings weniger auf die Abqualifizierungen von Personen, die Mangel und Ausschluss erfahren, abhebt, sondern deren „Mangel an positiv eigener Qualifikation" (Simmel 1992, S. 555) betont, der eben bewirke, „daß die Schicht der Armen trotz der Gleichheit ihrer Lage keine soziologisch vereinheitlichenden Kräfte von sich aus und in sich entwickelt" (Simmel 1992, S. 555). Dieser Hinweis kommt zunächst vor allem als Diagnose eines Mangels aufseiten „der Armen" daher. Auf die subjektiven Erfahrungsmuster von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen gewendet sind allerdings auch Aspekte des impliziten lebenspraktischen Vergleichs mit gesellschaftlich anerkannten Lagen und subjektive Inferioritätseinschätzungen angesprochen. Das heißt, vor dem Hintergrund der erzielten Analyse lässt sich Simmels Bemerkung auch dahingehend lesen, dass die betreffenden Personen die nötigen Zugangs- und Zugehörigkeitsanforderungen zur etablierten erwerbsgesellschaftlichen Ordnung nicht erfüllen können und sich darüber hinaus ihre eigene Lebensweise nicht zur kollektivbildenden Identifikation eignet.[117] Damit ist der Fokus weg von Stigmatisierungen und hin zur subjektiven Entsprechung dieser Prozesse gelenkt. Es ist eben Teil der Erfahrung von Armut, Scham zu empfinden und sich innerlich von der eigenen Lebenslage zu distanzieren – auch und gerade wenn man an dieser nichts ändern kann. Insgesamt lässt sich so als Ergebnis festhalten, dass de-

116 Die Unterscheidung zwischen „Klasse an sich" und „Klasse für sich", die Marx zugeschrieben wird, hat dieser selbst so nie schriftlich formuliert. Stattdessen unterschied er „‚eine Klasse gegenüber dem Kapital', in der eine ‚Masse' von Besitzlosen zusammengewürfelt ist, von einer ‚Klasse für sich selbst', in die sich diese Masse über Konflikte, Erfahrungen und Organisation verwandelt […]. Die objektive Lage jener Masse geht ihrer intersubjektiven Realisierung voraus" (Vester 2008, S. 736).

117 Theoretisch lässt sich in diesem Zusammenhang zwar die Möglichkeit einer positiven Aufladung von aus erwerbsgesellschaftlicher Perspektive inferioren Lebensweisen in Form von Underdog-Erzählungen denken. Diese Möglichkeit ist gleichwohl nicht von der Empirie gedeckt.

privierte Lebenslagen überaus *singularisierend*[118] wirken, was bedeutet, dass die betreffenden Personen vor allem allein mit ihren individuellen Problemlagen umgehen müssen. Das macht ein Kollektivbewusstsein unwahrscheinlich, welches die eigene gesellschaftliche Positionalität anerkennt und daraus Positivität entwickelt. Daraus folgt auch, dass eine Politisierung oder ein Denken in (kollektiven) Handlungsmustern und -plänen, wie es historisch dem „Proletariat" zugeschrieben wird[119], bei meinen Befragten nicht zu finden ist.

Geht man den Weg der Kollektivbestimmung allerdings nicht über sozioökonomische Kenngrößen oder das aktive Bekenntnis zu einem Kollektivschicksal, lässt sich die Diskussion über kollektivierende Effekte der Erfahrung von Armut noch einmal neu und anders führen. Mannheim wies diesbezüglich bereits darauf hin, dass „keineswegs immer zu einer Klassenlage ein Klassenbewußtsein" (Mannheim 1964, S. 526) gehöre, man aber unter bestimmten Umständen dennoch von einer Vergemeinschaftung der sich in der Klassenlage Befindlichen sprechen kann. In diesem Zusammenhang ist der Milieubegriff hilfreich, wie er von Bohnsack (1989, 2014a) geprägt wurde.[120] Armut wird auf diese Weise als *kollektiver Erfahrungsraum* betrachtet, der auf die Aufschichtung strukturähnlicher Erfahrungen zurückgeht, aus denen sich überindividuelle Handlungsorientierungen ergeben.

Aufgrund meiner erzielten Analysen lässt sich sagen, dass die geteilte Lagerung meiner Befragten – ökonomische Deprivation und Ausschluss aus der Anerkennungssphäre der Erwerbsarbeit – fallübergreifend Haltungen der Festgelegtheit, Aussichtslosigkeit und Verzagtheit gegenüber den eigenen Handlungschancen und Gestaltungsaussichten hervorrufen.[121] Es sind genau diese passivistischen Orientierungsmuster, die typisch für die Gruppe sind, die die zitierten Fälle repräsentieren. Sie sind mit strukturell ähnlichen Problemen und den damit verbundenen Stigmatisierungserfahrungen konfrontiert, was von der erfahrungsbedingten Einsicht begleitet wird, auf sich selbst gestellt zu sein,

118 Ich spreche an dieser Stelle von Singularisierung, da Individualisierung fachhistorisch vor allem mit (dem Zwang zu) aktiver, freigewählter Lebensgestaltung in Verbindung gebracht wird (Beck 1986), was wie dargestellt für meine Befragten multimodal unerreichbar erscheint. Castels (2000, S. 404) versucht sich in diesem Zusammenhang mit dem Begriff der „negativen Individualisierung", die er aber wieder „in Begriffen des Mangels – Mangels an Ansehen, Sicherheit, gesicherten Gütern und stabilen Beziehungen – durchdekliniert".

119 Vgl. diesbezüglich Castels (2000, S. 404), der darauf abhebt, dass das neue „Prekariat" nicht mehr das gleich Identifikationspotenzial habe, wie es in Zeiten des Frühkapitalismus dem „Proletariat" zukam.

120 Vgl. ausführlich dazu Kap. 1.3.2

121 Dahrendorf (1984, S. 99) deutet diese Haltungen und ihre singularisierenden Folgen bereits an, verbindet das allerdings wiederum mit einer Mangeldiagnose, von der hier abgesehen werden soll: „Bei den Arbeitslosen, ja der Unterklasse überhaupt, fehlt nicht nur diese Chance, also die Hoffnung, durch kollektives Handeln irgendetwas zu erreichen, sondern schon das Bewußtsein der systematischen Verursachung der Situation. Nicht kollektive Solidarität ist daher wahrscheinlich, sondern allenfalls individuelle Konkurrenz, der Versuch von Einzelnen, sich aus der Malaise zu befreien, wenn nicht einer Lethargie, die auch den Einzelnen am Ende ergreift".

an der generellen persönlichen Situation nichts ändern zu können und nicht Teil eines Kollektivs zu sein, dass sich solidarisch verhält. Mithilfe der vorliegenden Analyse lässt sich nun zeigen, dass die Aufschichtung dieser demoralisierenden Erfahrungen, nicht allein in Bezug auf die Biographie und also in der Dimension Zeit, sondern auch in den nicht unwesentlicheren Erfahrungsdimensionen Raum und Soziales geschieht. Damit ist analog zur Lebenswelttheorie auf die Mehrdimensionalität von kollektiven Erfahrungsräumen hingewiesen, ohne diese allerdings durch die Kategorien der Sozialstrukturanalyse vorzubestimmen.[122]

Armut lässt sich mithin als ein Komplex von im Individuum gründenden Erfahrungsmustern verstehen, der zu einer impliziten Milieuformierung führt. Dieses „Armutsmilieu" weist insofern eine Ambivalenz auf, als zum einen eine explizite Identifikation mit ihm aufgrund von Devaluierungen und Scham unwahrscheinlich ist und zum anderen gleichzeitig eine habituelle Verhaftung in ihm zu beobachten ist, gegen die die betreffenden Personen aufgrund ihrer Erfahrungsstruktur nur schwer ankommen. Damit ist der lebensweltliche „Effekt […] der Hysteresis"[123] (Bourdieu 1999, S. 116), also der „Neigung zum Verharren im Sosein" (Bourdieu 1999, S. 117) angesprochen, die in der habitualisierten passivistischen Haltung zumindest eines Teils meiner Befragten gründet und anhand derer erkennbar wird, wie über kollektive Erfahrungsaufschichtungen gesellschaftliche Strukturen reproduziert werden. So erhalten sich deprivilegierte Milieus ohne integratives Potential offenbar nicht allein über die geteilte ‚objektive' Lage, sondern auch und gerade über habitualisierte Orientierungen, die aus dieser strukturellen Lage hervorgehen. Im Fall meiner Befragten sind damit Orientierungen gemeint, die bedeuten, dass man die Anforderungen der Erwerbswelt (Aktivismus und Aspiration) nicht erfüllen kann. Das heißt wiederum zugleich, dass man sich nicht als Teil der Mehrheitsgesellschaft sieht und von dieser auch abgewertet wird. Theoretisch kann diese Situation, dass habitualisierte Einstellungen nicht zu etablierten normativen Erwartungen passen, entweder zu „Auflehnung oder Resignation" (Bourdieu 1999, S. 117) führen. Wie ausführlich empirisch ausgebreitet tendieren meine Befragten eher zur Resignation, was wiederum die verinnerlichten Orientierungsmuster verstärkt. So entsteht selbst bei solchen Befragten, die produktive Umgangsweisen mit ihrer deprivierten Lage finden, das Selbstbild, nichts bewirken zu können und den Strukturen ausgeliefert zu sein. Vor dem Hintergrund dieser sich verfestigenden subjektiven Machtlosigkeit und Passi-

122 Kramer weist darauf hin, dass bei der Rekonstruktion von Erfahrungsräumen oft die Versuchung besteht, „die Frage der Genese von Orientierungsrahmen […] mit bereits vorliegenden Vorstellungen von Milieus" zu beantworten; das heißt, dass man „i. d. R. den ‚üblichen Verdächtigen' (Generation, [sozialräumliches] Milieu, Geschlecht) nachspürt" (Kramer 2015, S. 175–176) und das empirisch vorliegende Material nicht mehr offen auf tatsächlich geteilte Erfahrungshintergründe befragt werde.

123 Vgl. dazu auch Kramer (2017, S. 252).

vität lässt sich schließlich auch argumentieren, dass das fehlende, selbstermächtigende „Klassenbewusstsein" von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen sich (auch) auf eine „Kultur" zurückführen lässt, die unter diesen Personen verbreitet ist. Zu dieser Kultur gehört zwar, dass Umgangsweisen für deprivierte Lebensumstände gefunden werden. Darüber hinaus beinhaltet sie aber auch, aufgrund strukturell ähnlicher Erfahrungen der multidimensionalen Aussichtlosigkeit demoralisiert zu werden und keine Idee für ein kollektives, aktivistisches Handeln entwickeln zu können.

6.7 Reflexion zur Reichweite des Samples

Die vorgetragenen Ergebnisse und Überlegungen beziehen sich auf eine Datengrundlage, die nicht exklusiv für diese Ausarbeitung erhoben wurde. Wie ausgeführt wurden die Interviews und Gruppendiskussionen, auf die ich zugreife, für ein Projekt mit einem anderen Forschungsschwerpunkt erhoben.[124] Dabei gab es zwar thematischen Nähen, diese waren aber nicht groß genug, um ein umfassendes und erschöpfendes theoretisches Sampling für die vorliegende Studie zu betreiben. Das Sampling blieb stattdessen aus forschungsökonomischen Gründen auf den innerhalb des Projektes erhobenen Datensatz begrenzt. Auf diesen konnte ich durchaus Einfluss nehmen und etwa die verschiedenen Projektmitarbeiterinnen auch für meine eigene Fragestellung sensibilisieren. Gleichwohl bleibt, dass Absichten und Schwerpunkte der Interviews andere waren, als ich sie für eine gänzlich eigenständige Studie gewählt hätte. Dementsprechend fanden auch bei Weitem nicht alle Passagen aus den verwendeten Interviews Berücksichtigung.

Diese praktischen Rahmenbedingungen führen dazu, dass für die umfassende Aussage zu *der* Erfahrung von Armut, die das vorliegende Buch tätigt, eigentlich ein zu spitzes Sample vorliegt. Damit ist nicht gesagt, dass die ausgebreiteten Ergebnisse nicht empirisch abgesichert sind. Gleichwohl können durch die Beschränkungen des Samples empirische Lücken entstanden sein. So lässt sich die Konstellation denken, dass sich Personen zwar in einer Mangel- und Aussschlusslage befinden, allerdings ein wesentlich autonomeres und selbstbewussteres Leben führen, als es den porträtierten Personen möglich ist. Die Erfahrung von Armut würde sich dann nicht vordringlich über eine passive und deprimierte Haltung vermitteln. Nach diesem zunächst hypothetischen Typus hätte zumindest gezielt gesucht und die erzielten Ergebnisse ins Verhältnis dazu gesetzt werden müssen. Diesbezüglich ist zudem von hoher Relevanz, dass die Interviews ausschließlich in Hilfseinrichtungen geführt wurden. Personen, die diese nicht besuchen – weil sie sich womöglich eigen-

124 Vgl. Kap. 2.1.

ständig durchschlagen, oder aber sich von den Institutionen des Wohlfahrtsstaats abgewendet haben –, sich aber in ähnlichen Lebenslagen befinden, tauchen somit im Sample nicht auf. Zudem wurden durch die spezifischen sozialen Problemlagen (bspw. Sucht- und Gewalterfahrungen), denen sich die Einrichtungen widmen, auch thematische Rahmen für die Interviews und Gruppendiskussionen gesetzt. Damit ist nicht bestritten, dass die Auseinandersetzung der Einrichtungen mit genau diesen Problemen stark empiriegesättigt ist und eben auf akute Bedarfe reagiert. Insofern bilden die Nutzer und ihre Erfahrungen wesentliche Teile der Lebenswelt von Armut ab. Gleichzeitig wäre die Erweiterung auf alternative Erhebungskontexte wünschenswert, um tatsächlich *multiple* Formen von Armut in den Blick zu nehmen.

Auf diese Weise hätte auch deutlicher gezeigt werden können, wo die lebensweltlichen Grenzen von Armut verlaufen. Denn bspw. können Künstlerinnen- und sogenannte Alternativmilieus zwar in einem ökonomischen Sinn als arm gelten. Allerdings steht zu vermuten, dass sie sich lebensstilistisch und vor dem Hintergrund der Ausstattung mit anderen Kapitalsorten von der hier analysierten Erfahrungswelt wesentlich unterscheiden. Gerade der Unterschied zwischen Autonomie und Heteronomie, zwischen der Freiheit zum Verzicht bzw. zur Abgrenzung vom ‚Mainstream' und der Fremdbestimmung, die etwa in Form einer Zwangsräumung das Leben umkrempelt, scheint an dieser Stelle entscheidend zu sein. Hat man es dann immer noch mit Armut zu tun, oder stellt ökonomische Prekarität bei gleichzeitiger Handlungsmacht und Ästhetisierung als Lebensstil ein anderes Phänomen dar? Solche und ähnlich gelagerte Fragen wären empirisch zu klären.

An dieses gezielt hypothetische Auffüllen des Samples schließen auch Überlegungen zur Milieubildung im Zusammenhang mit Armut an. So lässt sich mit Bourdieu et al. (1997) davon ausgehen, dass es multiple Armutsmilieus gibt, die sich nicht zuletzt durch ihre verschiedenen Wege in die ökonomische Prekarität und die Umgangsweisen damit unterscheiden. Die mitunter beobachtbaren internen Abgrenzungen meiner Befragten von Personen, die noch schlechter gestellt sind als sie, sowie ihre unterschiedlichen biographischen Verläufe deuten darauf hin, dass mit einem diverseren Sample auch in Bezug auf diese Milieuaspekte weitreichendere Aussagen getroffen werden könnten. Armut als kollektiver Erfahrungsraum, wie er oben skizziert wurde, wäre dann gezielt darauf hin zu befragen, ob sich interne Unterscheidungen innerhalb der skizzierten Lebenswelt ausmachen lassen. Der dafür nötige Nachweis diverser Erfahrungshintergründe und Orientierungen, die sich im Zusammenhang mit Mangel- und Ausschlusslagen bilden, würde eine wesentliche Erweiterung des Forschungsumfangs und vor allem eine methodische Schwerpunktlegung auf das Gruppendiskussionsverfahren erfordern.

6.8 Reflexion für die Praxis: Die Bedeutung von Hilfe in Armut

Schließlich sollen die erzielten Ergebnisse kurz für die sozialarbeiterische Praxis aufbereitet werden. Ich bin in dieses Buch mit der These eingestiegen, dass Armut gesellschaftlich als Hilfsbedürftigkeit konstituiert wird, wodurch Personen in strukturelle Abhängigkeiten gelangen, die wiederum im Kontext des liberalen Wohlfahrtsstaats (in Großbritannien) der Einzelperson zugeschrieben werden. Im Zuge meiner Analyse wurde deutlich, dass es vielen meiner Befragten schwerfällt, die geforderte Eigenverantwortung, die sie aus dieser Abhängigkeit befreien soll, aufzubringen. Man kann sogar sagen, dass sie diese gerade durch die Lage, in die sie gebracht werden, ‚verlernen' – was sie mitunter in existenzielle Nöte bringt. Deshalb greifen alle meine Befragten auf Hilfs- und Unterstützungsangebote zurück, die von darauf spezialisierten Einrichtungen angeboten werden. Diesbezüglich habe ich immer wieder bewusst deutlich gemacht, dass es einige Fälle gibt, die ungemein von der ‚Hilfe zur Selbsthilfe' profitieren, die ihnen die jeweiligen Einrichtungen bereitstellen. Zu nennen sind hier die *food banks*, die ihren Besuchern substanzielle Hilfe dafür bereitstellen, ihren Alltag zu bewältigen. Darüber hinaus sei auch an Gwen und Rhys erinnert, denen durch die Wohnungsvermittlungseinrichtung neue Perspektiven eröffnet wurden. Die sich bei anderen stärker dokumentierenden fatalistischen Selbst- und Weltwahrnehmungen wurden in diesen Fällen aufgefangen und konnten durch optimistischere ersetzt werden. Außerdem sind die Anlaufeinrichtungen für wohnungslose Personen zu nennen. Hier finden sie kurzfristig einen Unterschlupf, werden darüber hinaus aber auch wieder an das Bestehen am Wohnungsmarkt herangeführt.

Gleichwohl, und das soll diese Leistungen nicht schmälern, habe ich auch wiederholt darauf aufmerksam gemacht, dass diese Einrichtungen unter der Hand, d. h., ohne dass sie es bezwecken, zur gesellschaftlichen Konstruktion von Armut beitragen. Das geschieht *einerseits* dadurch, dass die Fürsorgeeinrichtungen durch die von ihnen verfolgten Ziele, die Gültigkeit der erwerbsgesellschaftlichen „Normalität" in ihren verschiedenen Facetten anerkennen und reproduzieren. Alternative Modi, einen Status als anerkannte Person zu erwerben, zeigen sie ihren Nutzerinnen nicht auf. Dazu kommt, dass durch die Einrichtungen Räume geschaffen werden, die selbst hohem Stigmatisierungsrisiko ausgesetzt sind, was nicht zuletzt auf die Besucher dieser Einrichtungen abfärbt. Dieser Punkt dokumentiert sich nicht zuletzt auch darin, dass sich die Einrichtungen oftmals versteckt in Hinterhöfen befinden und ohne Hinweisschilder auskommen. *Andererseits* habe ich argumentiert, dass die bereitgestellten Hilfsangebote die habitualisierten Unselbstständigkeiten und Passivitäten, die einem Erfüllen von erwerbsgesellschaftlichen Erfordernissen im Weg stehen, nur bedingt aufzubrechen vermögen. Stattdessen laufen die durchaus begrüßenswerten Anliegen immer auch Gefahr, diese Orientierungsmuster,

wenn nicht zu verstärken, dann doch zumindest zu reproduzieren. So wird eine passiv-fatalistische Erfahrungshaltung nicht zwingend dadurch bearbeitet, dass man stellvertretend bspw. die Wohnungssuche für die betreffende Person übernimmt. Darüber hinaus kann eine angebotene Hilfe vor dem Hintergrund spezifischer biographische Erfahrungen auch als übergriffig und paternalistisch verstanden werden und Empfindungen der Entwürdigung hervorrufen. Zudem stellt die von manchen Einrichtungen explizit betriebene Politik der Einrichtung von sogenannten *safe spaces* zwar einerseits den betreffenden Personen die Möglichkeit zur Verfügung, eine Pause von den mitunter existenziell bedrohlichen Herausforderungen und Gefahren ihres Alltags zu nehmen. Zugleich ist die so vermittelte Sicherheit ein Stück weit artifiziell und bereitet die Personen nur bedingt auf ihre eigentlichen Herausforderungen und Bedrohungen vor.

Um diesen kritischen Punkten bei der Hilfe von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen zu begegnen, kann es hilfreich sein, sich der in der vorliegenden Arbeit ausgebreiteten verschiedenen Facetten von Armut gewahr zu werden und personengenau zunächst zu bestimmen, in welchen Dimensionen der subjektiven Weltverortung sich die deprivierte Lebenslage auf welche Weise niederschlägt und wie diese im Verhältnis zueinander stehen. Das adressiert den Punkt, dass die Art, wie Hilfsangebote bei der Einzelnen resonieren, immer auch damit zusammenhängt, welche personale Konstitution diese mitbringt. Auf welcher Ebene ist eine soziale Problemlage plausiblerweise zu konstruieren und treffen die von einer Einrichtung angebotenen Hilfestellungen diese überhaupt? Sind die Problemlagen multipel und wie sind sie miteinander verbunden? Zudem erwies sich bei der Bewältigung von Mangel- und Ausschlusslagen als entscheidend, welche Resilienzen bereits biographisch aufgebaut wurden. Diese personalen Prägungen entscheiden wesentlich mit darüber, ob Hilfeleistungen überhaupt angenommen werden können. Dementsprechend gilt es auch zu erkennen, ob Personen, die an sie gerichteten Aufforderungen und Ermunterungen umsetzen können oder davon überfordert werden.

Abschließend lässt sich sagen, dass die Analyse der verschiedenen Erfahrungsmuster von Armut dazu beigetragen hat, die verschiedenen Facetten, die im Armutsbegriff mitschwingen, aufzuarbeiten und in ihrem Eigenwert hervorzukehren. Armut, das zeigt diese Studie, stellt kein isoliertes Phänomen wissenschaftlicher Beobachtung dar, sondern bezeichnet eine Lebenspraxis, die hochgradig sozial verwickelt ist. In diesem Sinne wurde klar, dass Armut in der Gesellschaft konstituiert wird und auf ihre normativen Ausgangsunterstellungen bezogen ist. Deprivilegierte Personen stellen dementsprechend keine Abweichung von der Gesellschaft dar, sondern sind immer Bestandteil von ihr. Phänomenologisch spezifisch an Armut war gleichwohl, dass sich die Grundkonstitution der betreffenden Personen verändert. Für sie gelten nicht

dieselben aktivistisch-kreativen Annahmen wie für Personen, die bessergestellt sind. Es ist nötig, diese Aspekte mit einzubeziehen, um zu verdeutlichen, welchen „Sinn“ es macht, arm zu sein, ohne in moralische Unterstellungen oder paternalisierendes Mitleid zu verfallen.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Alischer, Béatrice. 2018. Das Geschlechterverhältnis in der Care-Debatte: Modernisierung oder Persistenz? In *Fürsorge-Relationen: Theoretischen und empirische Sichtweisen auf Care*, Hrsg. Maik Krüger, 17–37. München: soziologiemagazin e.V.

Althusser, Louis. 2010. Ideologie und ideologische Staatsapparate. In *Ideologie und ideologische Staatsapparate: 1. Halbband*, Hrsg. Louis Althusser und Frieder Otto Wolf, 13–102. Hamburg: VSA.

Amann, Klaus, und Stefan Hirschauer. 1997. Die Befremdung der eigenen Kultur: Ein Programm. In *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*, Hrsg. Stefan Hirschauer und Klaus Amann, 7–52. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Anderson, Nels. 1923. *The Hobo: The Sociology of the Homeless Man.* Chicago: University of Chicago Press.

Anderson, Elijah. 1990. *Streetwise: Race, class, and change in an urban community.* Chicago: University of Chicago Press.

Arapoglou, Vassilis. 2018. Post-Bailout Welfare: New Landscapes of Poverty in Greece. *Global Dialoque* 8 (3).

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.). 1981. *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, 5. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Atkinson, Rowland, und Keith Kintrea. 2004. 'Opportunities and Despair, it's all in there'. *Sociology* 38 (3): 437–455. doi: 10.1177/0038038504043211.

Bäckström, Anders, und Grace Davie. 2010. A preliminary conclusion: Gathering the threads and moving on. In *Welfare and religion in 21st century Europe: Configuring the connections*, Hrsg. Anders Bäckström und Grace Davie, 183–197. Farnham: Ashgate.

Baudelaire, Charles. 1991. *Sämtliche Werke/Briefe: Bd. 6.* München: Heimeran.

Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft: Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Becker, Howard Saul. 1963. *Outsiders: Studies in the sociology of deviance.* New York: Free Press of Glencoe.

Bereswill, Mechthild. 2018. Die administrative Biografie in der Heimerziehung der 1950er bis 1970er Jahre. In *Verwaltete Biografien*, Hrsg. Elisabeth Schilling, 3–26. Wiesbaden: Springer.

Berger, Peter L., und Thomas Luckmann. 2018 [1969]. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*, 27. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.

Bertelsmann Stiftung. 2013. *Mittelschichtsgesellschaft unter Druck?* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.

Bisky, Jens. 2018. Lumpenproletariat. *Süddeutsche Zeitung,* 4. Mai, 9.

BMAS. 2013. Lebenslagen in Deutschland: Der Vierte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. https://www.armuts-und-reichtumsbericht.de/SharedDocs/Downloads/Berichte/vierter-armuts-und-reichtumsbericht.pdf?__blob=publicationFile&v=3. Zugegriffen: 4. September 2018.

BMAS. 2017. Lebenslagen in Deutschland: Der Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Pressemitteilungen/2017/5-arb-langfassung.pdf?__blob=publicationFile&v=4. Zugegriffen: 26. April 2017.

BMFSFJ. 2017. *Zweiter Gleichstellungsbericht der Bundesregierung: Drucksache 18/12840.*
Boettner, Johannes. 2007. Sozialraumanalyse – soziale Räume vermessen, erkunden, verstehen. In *Methodenbuch Soziale Arbeit: Basiswissen für die Praxis*, Hrsg. Brigitta Michel-Schwartze, 259–292. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Böhnke, Petra, Jörg Dittmann, und Jan Goebel (Hrsg.). 2018. *Handbuch Armut: Ursachen, Trends, Maßnahmen.* Opladen: Budrich.
Bohnsack, Ralf. 1989. *Generation, Milieu und Geschlecht: Ergebnisse aus Gruppendiskussionen mit Jugendlichen.* Opladen: Leske + Budrich.
Bohnsack, Ralf. 1996. Episodale Schicksalsgemeinschaft und die Genese von Jugendgewalt: zur Alltagspraxis und Sozialisationsgeschichte von Hooligans. *Soziale Probleme* 6 (2): 216–231.
Bohnsack, Ralf. 2000. Gruppendiskussion. In *Qualitative Forschung: Ein Handbuch*, Hrsg. Uwe Flick, 369–384. Reinbek: Rowohlt.
Bohnsack, Ralf. 2003. Fokussierungsmetapher. In *Hauptbegriffe qualitative Sozialforschung: Ein Wörterbuch*, Hrsg. Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki und Michael Meuser, 67–68. Opladen: Leske + Budrich.
Bohnsack, Ralf. 2007. Typenbildung, Generalisierung und komparative Analyse: Grundprinzipien der dokumentarischen Methode. In *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, 2. Aufl., Hrsg. Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl, 225–253. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Bohnsack, Ralf. 2014a. Die Milieuanalyse der Praxeologischen Wissenssoziologie. In *Die Form des Milieus: Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Differenzierung und Formen der Vergemeinschaftung*, Hrsg. Peter Isenböck, Linda Nell und Joachim Renn, 16–45. Weinheim: Beltz Juventa.
Bohnsack, Ralf. 2014b. *Rekonstruktive Sozialforschung: Einführung in qualitative Methoden*, 9. Aufl. Opladen: Budrich.
Bohnsack, Ralf, Peter Loos, und Aglaja Przyborski. 2001. „Male honor“: Towards an understanding of the construction of gender relations among youths of Turkish origin. In *Gender in interaction: Perspectives on femininity and masculinity in ethnography and discourse*, Hrsg. Bettina Baron und Helga Kotthoff, 175–207. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publications.
Bohnsack, Ralf, Iris Nentwig-Gesemann, und Arnd-Michael Nohl (Hrsg.). 2007. *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*, 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Bohnsack, Ralf, Aglaja Przyborski, und Burkhard Schäffer (Hrsg.). 2010. *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*, 2. Aufl. Opladen: Budrich.
Bosch, Aida. 2010. *Konsum und Exklusion: Eine Kultursoziologie der Dinge.* Bielefeld: transcript.
Bourdieu, Pierre. 1977. Sur le pouvoir symbolique. *Annales* 32 (3): 405–411.
Bourdieu, Pierre. 1990. Die biographische Illusion. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 4 (1): 75–81.
Bourdieu, Pierre. 1991a. *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Bourdieu, Pierre. 1991b. Physicher, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In *Stadt-Räume*, Hrsg. Martin Wentz, 25–34. Frankfurt am Main: Campus.

Bourdieu, Pierre. 1992. Die verborgenen Mechanismen der Macht enthüllen. In *Die verborgenen Mechanismen der Macht: Schriften zu Politik & Kultur 1*, Hrsg. Pierre Bourdieu, 81–86. Hamburg: VSA.
Bourdieu, Pierre et al. 1997. *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft.* Konstanz: UVK.
Bourdieu, Pierre. 1997a. Die Abdankung des Staates. In *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Hrsg. Pierre et al. Bourdieu, 207–215. Konstanz: UVK.
Bourdieu, Pierre. 1997b. Ortseffekte. In *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Hrsg. Pierre et al. Bourdieu, 159–167. Konstanz: UVK.
Bourdieu, Pierre. 1999. *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*, 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Boyer, Kate, Esther Dermott, Al James, und Julie MacLeavy. 2017a. Men at work?: Debating shifting gender divisions of care. *Dialogues in Human Geography* 7 (1): 92–98. doi: 10.1177/2043820617691630.
Boyer, Kate, Esther Dermott, Al James, und Julie MacLeavy. 2017b. Regendering care in the aftermath of recession? *Dialogues in Human Geography* 7 (1): 56–73. doi: 10.1177/2043820617691632.
Brinkmann, Ulrich, Klaus Dörre, Silke Röbenack, Klaus Krämer, und Frederic Speidel. 2006. *Prekäre Arbeit: Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse.* Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
Brose, Hanns-Georg, Monika Wohlrab-Sahr, und Michael Corsten. 1993. *Soziale Zeit und Biographie: Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
Brülle, Jan. 2018. *Poverty Trends in Germany and Great Britain: The Impact of Changes in Labour Markets, Families, and Social Policy.* Wiesbaden: Springer VS.
Bude, Heinz. 2004. Das Phänomen der Exklusion: Der Widerstreit zwischen gesellschaftlicher Erfahrung und soziologischer Rekonstruktion. *Mittelweg 36* 13 (4): 3–15.
Bude, Heinz. 2008. *Die Ausgeschlossenen: Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft.* München: Hanser.
Bude, Heinz, Andreas Willisch, und Berthold Vogel (Hrsg.). 2008. *Exklusion: Die Debatte über die „Überflüssigen“.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Butler, Judith. 1997. *Excitable speech: A politics of the performative.* New York, NY: Routledge.
Butler, Judith. 1999. *Gender trouble: Feminism and the subversion of identity.* New York: Routledge.
Butterwegge, Christoph. 2020. *Ungleichheit in der Klassengesellschaft.* Köln: Papy-Rossa.
Byrne, David S. 1999. *Social exclusion.* Philadelphia: Open University Press.
Castel, Robert. 2000. *Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit.* Konstanz: UVK.
Castel, Robert. 2008. Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In *Exklusion: Die Debatte über die „Überflüssigen“*, Hrsg. Heinz Bude, Andreas Willisch und Berthold Vogel, 69–86. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Croghan, Rosaleen, Christine Griffin, Janine Hunter, und Ann Phoenix. 2006. Style Failure: Consumption, Identity and Social Exclusion. *Journal of Youth Studies* 9 (4): 463–478. doi: 10.1080/13676260600914481.
Dahrendorf, Ralf. 1984. Die Unterklasse. In *Reisen nach innen und außen: Aspekte der Zeit*, Hrsg. Ralf Dahrendorf, 93–103. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
Dallach, Christoph. 2017a. LIAM. *ZEITMAGAZIN,* 23. November, 21–25.
Dallach, Christoph. 2017b. NOEL. *ZEITMAGAZIN,* 23. November, 27–33.
Daly, Mary, und Grace Kelly. 2015. *Families and poverty: Everyday life on a low income.* Bristol: Policy Press.
Deeming, Christopher. 2015. Foundations of the Workfare State – Reflections on the Political Transformation of the Welfare State in Britain. *Social Policy & Administration* 49 (7): 862–886. doi: 10.1111/spol.12096.
Dermott, Esther. 2008. *Intimate fatherhood: A sociological analysis.* New York: Milton Park.
Dermott, Esther, und Gill Main. 2018. *Poverty and social exclusion in the UK.* Bristol, UK: Policy Press.
Dorling, Danny. 2017. Turning The Tide on Inequality. In *Inequality in Europe: Social Europe Dossier*, Hrsg. Friedrich-Ebert-Stiftung, Hans-Böckler-Stiftung und Social Europe, 35–43.
Dörre, Klaus. 2011. Abwertung, die aus der Mitte kommt: Prekarität als fatales Wettbewerbssystem. In *Eine Frage der Klasse?: Deutschlands Mitte zwischen Abstiegsangst und dem Tritt nach unten*, Hrsg. Heinrich Böll Stiftung Brandenburg, 19–42. Potsdam.
Dörre, Klaus. 2015. Unterklassen: Plädoyer für die analytische Verwendung eines zwiespältigen Begriffs. In *Oben – Mitte – Unten: Zur Vermessung der Gesellschaft*, Hrsg. Bundeszentrale für Politische Bildung, 218–231. Bonn: BpB.
Dörre, Klaus, Karin Scherschel, Melanie Booth, Tina Haubner, Kai Marquardsen, und Karen Schierhorn. 2013. *Bewährungsproben für die Unterschicht?: Soziale Folgen aktivierender Arbeitsmarktpolitik.* Frankfurt am Main: Campus.
Dreher, Jochen. 2018. Vermeintliche Machtvergessenheit – Zum Machtsoziologischen Potenzial der Wissenssoziologie. In *Lebenswelttheorie und Gesellschaftsanalyse: Studien zum Werk von Thomas Luckmann*, Hrsg. Martin Endreß und Alois Hahn, 402–423. Köln: Herbert von Halem Verlag.
drugcom.de. 2017. Legal Highs. https://www.drugcom.de/drogenlexikon/buchstabe-l/legal-highs/. Zugegriffen: 23. Juli 2019.
Durkheim, Emile. 1988. *Über soziale Arbeitsteilung: Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Dwyer, Peter, und Sharon Wright. 2014. Universal Credit, ubiquitous conditionality and its implications for social citizenship. *Journal of Poverty and Social Justice* 22 (1): 27–35. doi: 10.1332/175982714X13875305151043.
Ehrenreich, Barbara. 1990. *Fear of falling: The inner life of the middle class.* New York: Perennial Library.
Ehrenreich, Barbara. 2001. *Nickel and dimed: On (not) getting by in America.* New York: Metropolitan Books.
Ehrenreich, Barbara, und Arlie Russell Hochschild (Hrsg.). 2003. *Global woman: Nannies, maids, and sex workers in the new economy.* London: Granta.
Engels, Friedrich. 1972. Die Lage der arbeitenden Klasse in England. In *Werke: Band 2*, Hrsg. Karl Marx und Friedrich Engels, 225–506. Berlin: Dietz.

Engels, Dietrich. 2006. Lebenslagen und soziale Exklusion – Thesen zur Reformulierung des Lebenslagenkonzepts fur die Sozialberichterstattung. *Sozialer Fortschritt* (5): 109–117.
Erhard, Franz. 2020. The struggle to provide: how poverty is experienced in the context of family care. *Journal of Poverty and Social Justice* 28 (1): 119–134. doi: 10.1332/175982719X15728631102843.
Erhard, Franz, und Kornelia Sammet (Hrsg.). 2018. *Sequenzanalyse praktisch.* Weinheim: Beltz Juventa.
Esping-Andersen, Gøsta. 1993. *The three worlds of welfare capitalism.* Cambridge: Polity Press.
European Commission. 2018a. Online Executive Summary: Employment and Social Developments in Europe 2018. https://ec.europa.eu/social/main.jsp?langId=en&catId=89&newsId=9150. Zugegriffen: 5. Januar 2021.
European Commission. 2018b. Poverty and social exclusion. http://ec.europa.eu/social/main.jsp?catId=751&langId=en. Zugegriffen: 4. September 2018.
Eversberg, Dennis. 2014. *Dividuell aktiviert: Wie Arbeitsmarktpolitik Subjektivitäten produziert.* Frankfurt am Main: Campus.
Farrugia, David. 2011. The symbolic burden of homelessness. *Journal of Sociology* 47 (1): 71–87. doi: 10.1177/1440783310380989.
Farrugia, David, und Jessica Gerrard. 2016. Academic Knowledge and Contemporary Poverty: The Politics of Homelessness Research. *Sociology* 50 (2): 267–284. doi: 10.1177/0038038514564436.
Fernandez, Karina. 2014. Wechselbeziehungen zwischen gesellschaftlicher Sicherheitsorientierung und den Straßenkarrieren Jugendlicher und junger Erwachsener. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 39 (4): 325–340. doi: 10.1007/s11614–014–0149-z.
Fernandez, Karina. 2018. *Wohninstabile Jugendszenen: Eine ethnographische Grounded-Theory-Studie zur Exploration der Verlaufsprozesse von Straßenkarrieren.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
Fischer, Wolfram. 2011. Biographical Reconstruction as Applied Knowledge or Professional Competence. In *Biographie und Gesellschaft: Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst*, Hrsg. Heidrun Herzberg und Eva Kammler, 245–261. Frankfurt am Main: Campus.
Fischer, Wolfram, und Martin Kohli. 1987. Biographieforschung. In *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Hrsg. Wolfgang Voges, 25–49. Opladen: Leske + Budrich.
Fitzpatrick, Suzanne, Hal Pawson, Glen Bramley, Jenny Wood, Beth Watts, Mark Stephenss, und Janice Blenkinsopp. 2019. The homelessness monitor: England 2019. https://www.crisis.org.uk/media/240419/the_homelessness_monitor_england_2019.pdf. Zugegriffen: 4. Dezember 2019.
Fuchs, Philipp, Jan Gellerman, und Kutzner. 2018. „Connecting with the Disconnected": zur Bewältigung forschungspraktischer Herausforderungen in qualitativen Untersuchungen zu Menschen in prekären Lebenslagen. *sozialersinn* 19 (1).
Gabriel, Karl, Hans-Richard Reuter, Andreas Kurschat, und Stefan Leibold. 2017. Auswertung: Konfigurationen, Cluster und religionspolitische Typen der Wohlfahrtsstaatsentwicklung in Europa. In *Religion und Wohlfahrtsstaatlichkeit in Deutschland: Konfessionen, Semantiken, Diskurse*, Hrsg. Karl Gabriel und Hans-Richard Reuter, 467–500. Tübingen: Mohr Siebeck.

Gamburd, Michele. 2003. Breadwinner No More. In *Global woman: Nannies, maids, and sex workers in the new economy*, Hrsg. Barbara Ehrenreich und Arlie Russell Hochschild, 190–206. London: Granta.
Garner, Steve. 2011. White working-class neighbourhoods: Common themes and policy suggestions. https://www.jrf.org.uk/report/white-working-class-neighbourhoods-common-themes-and-policy-suggestions. Zugegriffen: 15. Oktober 2019.
Gerull, Susanne. 2018. „UNANGENEHM", „ARBEITSSCHEU", „ASOZIAL": Zur Ausgrenzung von wohnungslosen Menschen. *APuZ* 68 (25–26): 30–36.
Giddens, Anthony. 1988. *Die Konstitution der Gesellschaft: Grundzüge einer Theorie der Strukturierung.* Frankfurt: Campus.
Gillies, Val. 2006. Working class mothers and school life: exploring the role of emotional capital. *Gender and Education* 18 (3): 281–293. doi: 10.1080/09540250600667876.
Gillies, Val. 2007. *Marginalised mothers: Exploring working-class experiences of parenting.* London, New York: Routledge.
Glaser, Barney, und Anselm Strauss. 1967/1980. *The discovery of grounded theory: Strategies for qualitative research.* New York: Aldine.
Goffman, Erving. 1963. *Stigma: Notes on the management of spoiled identity.* Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
Goffman, Alice. 2009. On the Run: Wanted Men in a Philadelphia Ghetto. *American Sociological Review* 74 (3): 339–357.
Goffman, Alice. 2015. *On the run: Fugitive life in an American city.* Chicago: University of Chicago Press.
Gordon, David, Ruth Levitas, Christina Panatazis, Demi Patsias, Sarah Payne, und Peter Townsend. 2000. *Poverty and social exclusion in Britain.* York: Joseph Rowntree Foundation.
Gould, Thomas J. 2010. Addiction and Cognition. *Addiction Science & Clinical Practice* 5 (2): 4–14.
Gouldner, Alvin W. 1968. The Sociologist as Partisan: Sociology and the Welfare State. *The American Sociologist* 3 (2): 103–116.
Gov.uk. 2019. Disability Living Allowance (DLA) for adults. https://www.gov.uk/dla-disability-living-allowance-benefit. Zugegriffen: 9. Mai 2019.
Grabka, Markus, Jan Goebel, und Stefan Liebig. 2019. Wiederanstieg der Einkommensungleichheit – aber auch deutlich steigende Realeinkommen. *DIW Wochenbericht* 86 (19): 343–353. doi: 10.18723/diw_wb:2019–19–3.
Groenemeyer, Axel, und Melanie Ratzka. 2012. Armut, Deprivation und Exklusion als soziales Problem. In *Handbuch soziale Probleme*, 2. Aufl., Hrsg. Günter Albrecht und Axel Groenemeyer, 367–432. Wiesbaden: Springer VS.
Grossman, Henryk. 2006. The Beginnings of Capitalism and the New Mass Morality. *Journal of Classical Sociology* 6 (2): 201–213. doi: 10.1177/1468795X06064861.
Grundmann, Matthias. 2001. Milieuspezifische Einflüsse familialer Sozialisation auf die kognitive Entwicklung und den Bildungserfolg. In *Kinder und Jugendliche in Armut: Umfang, Auswirkungen und Konsequenzen*, 2. Aufl., Hrsg. Andreas Klocke und Klaus Hurrelmann, 209–229. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
Hahn, Alois. 1988. Biographie und Lebenslauf. In *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Hrsg. Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand, 91–105. Opladen: Leske + Budrich.
Hahn, Achim. 1994. *Erfahrung und Begriff: Zur Konzeption einer soziologischen Erfahrungswissenschaft als Beispielhermeneutik.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Halleröd, Björn. 1995. The Truly Poor: Direct and Indirect Consensual Measurement of Poverty in Sweden. *Journal of European Social Policy* 5 (2): 111–129.
Hanley, Lynsey. 2007. *Estates: An intimate history.* London: Granta.
Hanlon, Niall. 2012. *Masculinities, care and equality: Identity and nurture in men's lives.* Basingstoke: Palgrave Macmillan.
Hans, Benjamin. 2018. Subjektive und Materielle Erfahrungswelten im Kontext von Migration und Hartz IV: Triangulation von Interviews und mobilen Methoden. *sozialersinn* 19 (1): 169–189.
Harrison, Robert Pogue. 2003. *The dominion of the dead.* Chicago: University of Chicago Press.
Harvey, David. 2007. *A brief history of neoliberalism.* Oxford: Oxford University Press.
Hausen, Karin. 1976. Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere": Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- uns Familienleben. In *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: Neue Forschungen*, Hrsg. Werner Conze, 363–401. Stuttgart: Klett.
Heidenreich, Martin. 2016a. Der Pyrrhussieg des Egalitarismus. Einkommensungleicheiten in Europa. *WSI Mitteilungen* (1): 21–31.
Heidenreich, Martin. 2016b. Introduction: the double dualization of inequality in Europe. In *Exploring inequality in Europe: Diverging income and employment opportunities in the crisis*, Hrsg. Martin Heidenreich, 1–21. Cheltenham: Edward Elgar Publishing.
Heidenreich, Martin. 2016c. The Europeanization of income inequality before and during the eurozone crisis: inter-, supra- and transnational perspectives. In *Exploring inequality in Europe: Diverging income and employment opportunities in the crisis*, Hrsg. Martin Heidenreich, 22–47. Cheltenham: Edward Elgar Publishing.
Heinemann, Klaus. 1982. Arbeitslosigkeit und Zeitbewußtsein. *Soziale Welt* 33 (1): 87–101.
Hirseland, Andreas. 2016. Gefühlte Mitte: prekäre soziale Selbstverortung von Grundsicherungsbeziehenden. *WSI Mitteilungen* 5:365–372.
Hirseland, Andreas, und Uwe Flick. 2018. Editorial. *sozialersinn* 19 (1): 1–10.
Hirseland, Andreas, und Philipp Ramos Lobato. 2014. „Die wollen ja ein bestimmtes Bild vermitteln": Zur Neupositionierung von Hilfeempfängern im aktivierenden Sozialstaat. *SWS-Rundschau* 54 (2): 181–200.
Hitzler, Ronald. 2008. Von der Lebenswelt zu den Erlebniswelten: Ein phänomenologischer Weg in soziologische Gegenwartsfragen. In *Phänomenologie und Soziologie: Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*, Hrsg. Jürgen Raab, Jochen Dreher, Michaela Pfadenhauer, Bernt Schnettler und Peter Stegmaier, 131–140. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Hitzler, Ronald, und Anne Honer. 1984. Lebenswelt – Milieu – Situation: Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 36 (4): 56–74.
Hobler, Dietmar, Christiana Klenner, Svenja Pfahl, Peter Sopp, und Alexandra Wagner. 2017. Wer leistet unbezahlte Arbeit?: Hausarbeit, Kindererziehung und Pflege im Geschlechtervergleich. Aktuelle Auswertungen aus dem WSI GenderDatenPortal. https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_35_2017.pdf. Zugegriffen: 16. April 2018.
homeless.org. 2019. Supported Housing Alliance. https://www.homeless.org.uk/supported-housing-alliance. Zugegriffen: 6. Dezember 2019.

Honer, Anne. 1993. *Lebensweltliche Ethnographie: Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen.* Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
Honneth, Axel. 2008. Arbeit und Anerkennung: Versuch einer Neubestimmung. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 56 (3): 327–341.
Höpner, Martin, Alexander Petring, Daniel Seikel, und Benjamin Werner. 2011. Liberalisierungspolitik: Eine Bestandsaufnahme des Rückbaus wirtschafts- und sozialpolitischer Interventionen in entwickelten Industrieländern. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 63 (1): 1–32. doi: 10.1007/s11577–010–0125-y.
Hort, Sven O. E. 2008. Sklerose oder ständig in Bewegung. In *Europäische Wohlfahrtssysteme: Ein Handbuch*, Hrsg. Klaus Schubert, Simon Hegelich und Ursula Bazant, 525–547. Wiesbaden: VS.
Hradil, Stefan. 1987. *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft: Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus.* Opladen: Leske + Budrich.
Hradil, Stefan. 2001. *Soziale Ungleichheit in Deutschland.* Opladen: Leske + Budrich.
Hradil, Stefan. 2015. Die wachsende soziale Ungleichheit in der Diskussion: Eine Einführung. In *Oben – Mitte – Unten: Zur Vermessung der Gesellschaft*, Hrsg. Bundeszentrale für Politische Bildung, 10–29. Bonn: BpB.
Hurrelmann, Klaus. 2007. *Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*, 7. Aufl. Weinheim: Juventa.
Hurrelmann, Klaus, und Gudrun Quenzel. 2016. *Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung*, 13. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
Husserl, Edmund. 1954 [1936]. *Die Krisis der Europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie: Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie.* Den Haag: Nijhoff.
Huster, Ernst-Ulrich, Jürgen Boeckh, und Hildegard Mogge-Grotjahn (Hrsg.). 2018. *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung*, 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
Hüttermann, Jörg. 2000. Polizeialltag und Habitus: Eine sozialökologische Fallstudie. *Soziale Welt* 51 (1): 7–24.
Jahoda, Marie, Paul F. Lazarsfeld, und Hans Zeisel. 2014 [1933]. *Die Arbeitslosen von Marienthal: Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit; mit einem Anh. zur Geschichte der Soziographie*, 24. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Jeppsson Grassman, Eva. 2010. Welfare in Western Europe: Existing Regimes and Patterns of Change. In *Welfare and religion in 21st century Europe: Configuring the connections*, Hrsg. Anders Bäckström und Grace Davie, 25–37. Farnham: Ashgate.
Jordan, Ana. 2018. Masculinizing Care?: Gender, Ethics of Care, and Fathers' Rights Groups. *Men and Masculinities* 13 (2): 1–22. doi: 10.1177/1097184X18776364.
Kaelble, Hartmut. 2017. *Mehr Reichtum, mehr Armut: Soziale Ungleichheit in Europa vom 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart.* Frankfurt: Campus.
Katz, Michael B. 2013. *The undeserving poor: America's enduring confrontation with poverty*, 2. Aufl. Oxford: Oxford University Press.
Kaufmann, Franz-Xaver. 1988. Christentum und Wohlfahrtsstaat. *Zeitschrift für Sozialreform* 34 (2): 65–89.
Kaufmann, Franz-Xaver. 2003. *Varianten des Wohlfahrtsstaats: Der deutsche Sozialstaat im internationalen Vergleich.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Kauppert, Michael. 2008. Wie erschließt sich der Erfahrungsraum?: Zur Transformation des Lebenswelttheorems. In *Phänomenologie und Soziologie: Theoretische Posi-*

tionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen, Hrsg. Jürgen Raab, Jochen Dreher, Michaela Pfadenhauer, Bernt Schnettler und Peter Stegmaier, 243–252. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Kauppert, Michael. 2010. *Erfahrung und Erzählung: Zur Topologie des Wissens.* Wiesbaden: VS.
Keller, Carsten. 2005. *Leben im Plattenbau: Zur Dynamik sozialer Ausgrenzung.* Frankfurt am Main: Campus.
Keller, Carsten. 2018. Armut und Sozialraum. In *Handbuch Armut: Ursachen, Trends, Maßnahmen*, Hrsg. Petra Böhnke, Jörg Dittmann und Jan Goebel, 258–269. Opladen: Budrich.
Kemper, Andreas, und Heike Weinbach. 2009. *Klassismus: Eine Einführung.* Münster: Unrast.
Kessl, Fabian. 2018. „Charity Economy": In the Shadow of the Welfare State. *Global Dialoque* 8 (3).
Klanfer, Jules. 1965. *L'exclusion sociale.: Étude de la marginalité dans les sociétés occidentales.* Paris: Bureau de recherches sociales.
Kohli, Martin. 1988. Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes. In *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Hrsg. Hanns-Georg Brose und Bruno Hildenbrand, 33–53. Opladen: Leske + Budrich.
Koppetsch, Cornelia, und Günter Burkart. 1999. *Die Illusion der Emanzipation: Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich.* Konstanz: UVK.
Koppetsch, Cornelia, und Sarah Speck. 2014. Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist … Coolness als Strategie männlichen Statuserhalts in individualisierten Paarbeziehungen. In *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen*, Hrsg. Cornelia Behnke, Diana Lengersdorf und Sylka Scholz, 281–298. Wiesbaden: Springer VS.
Koppetsch, Cornelia, und Sarah Speck. 2015. *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist: Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten.* Berlin: Suhrkamp.
Kramer, Rolf-Torsten. 2015. Dokumentarische Methode und Objektive Hermeneutik im Vergleich: Zugleich ein Versuch der Schärfung einer Rekonstruktionsmethodologie. *sozialersinn* 16 (2): 167–197.
Kramer, Rolf-Torsten. 2017. Sequenzanalytische Habitusrekonstruktion: Methodologische Überlegungen zu einer neuen Methode der Habitushermeneutik. In *Rekonstruktive Bildungsforschung: Zugänge und Methoden*, Hrsg. Martin Heinrich und Andreas Wernet, 243–267. Wiesbaden: Springer VS.
Kronauer, Martin. 2002. *Exklusion: Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus.* Frankfurt am Main: Campus.
Kusenbach, Margarethe. 2008. Mitgehen als Methode: Der „Go-Along" in der phänomenologischen Forschungspraxis. In *Phänomenologie und Soziologie: Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*, Hrsg. Jürgen Raab, Jochen Dreher, Michaela Pfadenhauer, Bernt Schnettler und Peter Stegmaier, 349–358. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Kutzner, Stefan. 2009. Exklusion als Prozess: Eine exemplarische Rekonstruktion einer Migrationsbiographie. *sozialersinn* 10 (1): 73–98.
Kutzner, Stefan. 2016. Habitus und Armutsbewältigung: Subjekttheoretische Überlegungen auf der Basis dreier Fallstudien. In *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft*, Hrsg. Kornelia Sammet, Frank Bauer und Franz Erhard, 110–129. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

legislation.gov.uk. 2003. Anti-social Behaviour Act. http://www.legislation.gov.uk/ukpga/2003/38/contents. Zugegriffen: 1. November 2019.
Leibfried, Stephan, Lutz Leisering, Petra Buhr, Monika Ludwig, Eva Mädje, Thomas Olk, Wolfgang Voges, und Michael Zwick. 1995. *Zeit der Armut: Lebensläufe im Sozialstaat.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Leisering, Lutz. 1993. Armutsbilder im Wandel: Öffentliche Problemwahrnehmung und neuere soziologische Analysen. In *Moderne Lebensläufe im Wandel*, Hrsg. Lutz Leisering, Birgit Geissler, Ulrich Mergner und Ursula Rabe-Kleberg, 163–176. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
Leisering, Lutz. 2004. Desillusionierung des modernen Fortschrittglaubens: ‚Soziale Exklusion' als gesellschaftliche Selbstbeschreibung und soziologisches Konzept. In *Differenzierung und soziale Ungleichheit: Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*, Hrsg. Thomas Schwinn, 238–268. Frankfurt am Main: Humanities Online.
Lenoir, René. 1974. *Les exclus. Un Français sur dix.* Paris: Edition du Seuil.
Lepenies, Philipp. 2017. *Armut: Ursachen, Formen, Auswege.* München: Beck.
Lessenich, Stephan. 1998. „Relations matter": De-Kommodifizierung als Verteilungsproblem. In *Welten des Wohlfahrtskapitalismus: Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive*, Hrsg. Stephan Lessenich und Ilona Ostner, 91–109. Frankfurt am Main: Campus.
Lessenich, Stephan. 2009. Aktivierungspolitik und Anerkennungsökonomie. *Soziale Passagen* 1 (2): 163–176. doi: 10.1007/s12592–009–0030–2.
Lessenich, Stephan. 2012a. Das Anerkennungsdefizitsyndrom des Wohlfahrtsstaats. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 37 (1): 99–115. doi: 10.1007/s11614–012–0036–4.
Lessenich, Stephan. 2012b. Mobilität und Kontrolle. Zur Dialektik der Aktivgesellschaft. In *Soziologie – Kapitalismus – Kritik: Eine Debatte*, 4. Aufl., Hrsg. Klaus Dörre, Stephan Lessenich, Hartmut Rosa und Thomas Barth, 126–177. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Lessenich, Stephan. 2012c. *Theorien des Sozialstaats zur Einführung.* Hamburg: Junius.
Lewin, Kurt. 1953. Zeitperspektive und Moral. In *Die Lösung sozialer Konflikte*, Hrsg. Kurt Lewin, 152–180. Bad Nauheim: Christian-Verlag.
Lewis, Oscar. 1966a. *La vida: A Puerto Rican family in the culture of poverty – San Juan and New York.* New York: Random House.
Lewis, Oscar. 1966b. The Culture of Poverty. *Scientific American* 215 (4): 19–25. doi: 10.1038/scientificamerican1066–19.
Lewis, Jane. 1997. Gender and Welfare Regimes: Further Thoughts. *Social Politics* 4 (2): 160–177.
Liebermann, Sascha, und Thomas Loer. 2009. „Überflüssige", „Überzählige", „Entbehrliche": Konstitutionstheoretische Leerstellen, diagnostischer Verkürzungen. *sozialersinn* 10 (1): 153–179.
Lister, Ruth. 2005. *Poverty.* Cambridge: Polity Press.
Loos, Peter, und Burkhard Schäffer. 2001. *Das Gruppendiskussionsverfahren: Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Lopez, Javi. 2017. Inequality More Than Matters. In *Inequality in Europe: Social Europe Dossier*, Hrsg. Friedrich-Ebert-Stiftung, Hans-Böckler-Stiftung und Social Europe, 19–22.
Löw, Martina. 2012. *Raumsoziologie*, 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Löw, Martina, und Gabriele Sturm. 2016. Raumsoziologie. In *Handbuch Sozialraum*, Hrsg. Fabian Kessl und Christian Reutlinger, 1–19. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
Luckmann, Benita. 1970. The Small Life-Worlds of Modern Man. *Social Research* 37 (4): 275–290.
Ludwig-Mayerhofer, Wolfgang. 2009. Exklusion als soziologisches Konzept. *sozialersinn* 10 (1): 3–28.
Luhmann, Niklas. 1999. Jenseits von Barbarei. In *Gesellschaftsstruktur und Semantik 4: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Hrsg. Niklas Luhmann, 138–150. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Luhmann, Niklas. 2018 [1998]. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 10. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
MacDonald, Robert. 1997. Youth, social exclusion and the millenium. In *Youth, the 'underclass' and social exclusion*, Hrsg. Robert MacDonald, 167–196. London, New York: Routledge.
MacDonald, Robert. 2008. Disconnected Youth? Social Exclusion, the 'Underclass' & Economic Marginality. *Social Work & Society* 6 (2): 236–248.
MacDonald, Robert, Tracy Shildrick, Colin Webster, und Donald Simpson. 2005. Growing Up in Poor Neighbourhoods. *Sociology* 39 (5): 873–891. doi: 10.1177/0038038505058370.
Mannheim, Karl. 1964. Das Problem der Generationen. In *Wissenssoziologie*, Hrsg. Karl Mannheim, 509–565. Neuwied: Luchterhand.
Mannheim, Karl. 1978. *Ideologie und Utopie*, 6. Aufl. Frankfurt am Main: Schulte-Bulmke.
Mannheim, Karl. 1980. *Strukturen des Denkens.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Mao, Jina, und Elana Feldman. 2019. Class matters: interviewing across social class boundaries. *International Journal of Social Research Methodology* 22 (2): 125–137. doi: 10.1080/13645579.2018.1535879.
Marx, Karl. 1959. Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In MEW: Band 4, 159–175. Berlin: Dietz.
Marx, Karl. 1960. Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850. In MEW: Band 7, 9–107. Berlin: Dietz.
Marx, Karl. 2017. *Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals.* Hamburg: VSA.
Marx, Karl, und Friedrich Engels. 1959. Manifest der Kommunistischen Partei. In MEW: Band 4, 459–493. Berlin: Dietz.
Massey, Douglas S. 1990. American Apartheid: Segregation and the Making of the Underclass. *American Journal of Sociology* 96 (2): 329–357.
May, Vanessa, und Kinneret Lahad. 2018. The Involved Observer: A Simmelian Analysis of the Boundary Work of Aunthood. *Sociology* 27 (3): 1–16. doi: 10.1177/0038038517746051.
McGarvey, Darren. 2018. *Poverty safari: Understanding the anger of Britain's underclass.* London: Picador.
McKenzie, Lisa. 2015. *Getting by: Estates, class and culture in austerity Britain.* Bristol, Chicago: Policy Press.
Mead, Lawrence. 1991. The new politics of the new poverty. *Public Interest* (103): 3–20.

Meier, Lars. 2017. Ortseffekte oder Bourdieu und die Ausrufung des Ghettos. Kommentar zu Loïc Wacquants „Mit Bourdieu in die Stadt“. *sub\\urban* 5 (1/2): 215–220. doi: 10.36900/suburban.v5i1/2.294.
Meier, Lars, Silke Steets, und Lars Frers. 2018. *Theoretische Positionen der Stadtsoziologie.* Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
Miggelbrink, Judith, und Frank Meyer. 2015. Spuren medialer räumlicher Repräsentationen in den Wahrnehmungen von Subjekten – Ansatzpunkte zur Analyse. *Geographische Zeitschrift* (4): 202–216.
Milanović, Branko. 2012. *The haves and the have-nots: A brief and idiosyncratic history of global inequality.* New York: Basic Books.
Milanović, Branko. 2016. *Global inequality: A new approach for the age of globalization.* Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
Milanović, Branko. 2017. Globalisation, Migration, Rising Inequality, Populism …: Conversation with Branko Milanovic. In *Inequality in Europe: Social Europe Dossier*, Hrsg. Friedrich-Ebert-Stiftung, Hans-Böckler-Stiftung und Social Europe, 5–18.
Ministry of Housing, Communities & Local Government. 2019. Statuary Homelessness, January to March (Q 1) 2019: England. https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/831246/Statutory_Homelessness_Statistical_Release_Jan_to_March_2019.pdf. Zugegriffen: 4. Dezember 2019.
Mitton, Lavinia. 2008. Vermarktlichung zwischen Thatcher und New Labour: Das britischen Wohlfahrtssystem. In *Europäische Wohlfahrtssysteme: Ein Handbuch*, Hrsg. Klaus Schubert, Simon Hegelich und Ursula Bazant, 263–284. Wiesbaden: VS.
Moebius, Stephan, und Angelika Wetterer. 2011. Symbolische Gewalt. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36 (4): 1–10. doi: 10.1007/s11614–011–0006–2.
Mohr, Katrin. 2007. *Soziale Exklusion im Wohlfahrtsstaat: Arbeitslosensicherung und Sozialhilfe in Großbritannien und Deutschland.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Molling, Luise. 2011. Die Berliner Tafel zwischen Sozialstaatsabbau und neuer Armenfürsorge. In *Tafeln in Deutschland*, Hrsg. Stefan Selke, 181–202. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Murray, Charles. 1984. *Losing ground.* New York: Basic Books.
Murray, Charles. 1990a. The British underclass. *Public Interest* (99): 4–28.
Murray, Charles. 1990b. *The emerging British underclass.* London: Institute of Economic Affairs.
Myrdal, Gunnar. 1965. *Challenge to affluence.* New York: Vintage Books.
Nachtwey, Oliver. 2016. *Die Abstiegsgesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne.* Berlin: Suhrkamp.
Nassehi, Armin. 1994. Die Form der Biographie: Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 7 (1): 46–63.
Nassehi, Armin. 2008. Exklusion als soziologischer oder sozialpolitischer Begriff? In *Exklusion: Die Debatte über die „Überflüssigen“*, Hrsg. Heinz Bude, Andreas Willisch und Berthold Vogel, 121–130. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Neckel, Sighard. 1997. Zwischen Robert E. Park und Pierre Borudieu: Eine dritte „Chicago School“?: Soziologische Perspektiven auf eine amerikanische Forschungstradition. *Soziale Welt* 48 (1): 71–83.

Neckel, Sighard, und Ferdinand Sutterlüty. 2008. Negative Klassifikationen im Kampf um Abgrenzung und Zugehörigkeit. In *Mittendrin im Abseits: Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext*, Hrsg. Sighard Neckel und Hans-Georg Soeffner. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Noble, Stefan, David McLennan, Michael Noble, Emma Plunkett, Nils Gutacker, Mary Silk, und Gemma Wright. 2019. The English Indices of Deprivation 2019: Research Report. https://www.gov.uk/government/publications/english-indices-of-deprivation-2019-research-report. Zugegriffen: 21. Oktober 2019.

O'Hara, Mary. 2019. LA levels of homelessness were once unthinkable in the UK. Not any more. *theguardian.com,* 24. September.

OECD. 2012. Einkommensungleichheit. In *Die OECD in Zahlen und Fakten 2011–2012: Wirtschaft, Umwelt, Gesellschaft*, Hrsg. OECD. Paris: OECD Publishing.

OECD. 2013. Crisis squeezes income and puts pressure on inequality and poverty: Results from the OECD Income Distribution Database. http://www.oecd.org/els/soc/OECD2013-Inequality-and-Poverty-8p.pdf. Zugegriffen: 2. März 2017.

Oevermann, Ulrich. 1983. Zur Sache: Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In *Adorno-Konferenz 1983*, Hrsg. Ludwig von Friedeburg und Jürgen Habermas, 234–289. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Oevermann, Ulrich. 1996. Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In *Pädagogische Professionalität: Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*, Hrsg. Arno Combe und Werner Helsper, 70–182. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Oevermann, Ulrich. 2000. Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In *Die Fallrekonstruktion: Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung*, Hrsg. Klaus Kraimer, 58–156. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Oevermann, Ulrich. 2004. Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In *Sozialisationstheorie interdisziplinär: Aktuelle Perspektiven*, Hrsg. Dieter Geulen und Hermann Veith, 155–181. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Offe, Claus (Hrsg.). 1984. *Arbeitsgesellschaft: Strukturprobleme und Zukunftsperspektiven.* Frankfurt am Main: Campus.

Patrick, Ruth. 2016. Living with and responding to the 'scrounger' narrative in the UK: exploring everyday strategies of acceptance, resistance and deflection. *Journal of Poverty and Social Justice* 24 (3): 245–259. doi: 10.1332/175982716X14721954314887.

Paugam, Serge. 1998. Poverty and Social Exclusion. In *The Future of European Welfare: A New Social Contract?*, Hrsg. Martin Rhodes und Yves Mény, 41–62. London, New York: Palgrave Macmillan.

Pfefferkorn, Roland. 2015. Inequality and social crisis in Europe. *International Socialist Review* (99).

Pimentel, Diego Alejo Vázquez, Iñigo Macías Aymar, und Max Lawson. 2018. Reward Work, Not Wealth: To end the inequality crisis, we must build an economy for ordinary working people, not the rich and powerful. https://d1tn3vj7xz9fdh.cloudfront.net/s3fs-public/file_attachments/bp-reward-work-not-wealth-220118-en.pdf. Zugegriffen: 29. Mai 2018.

Popitz, Heinrich. 1957. *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters: Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie.* Tübingen: Mohr.

Przyborski, Aglaja, und Monika Wohlrab-Sahr. 2008. *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch.* München: Oldenbourg.
Rebstein, Bernd, und Bernd Schnettler. 2014. Sozialstrukturanalyse ‚feiner Körnung' oder subjektzentrierte Lebensweltanalyse?: Ungleichheitsbezogene und wissenssoziologische Ansätze der Milieuanalyse. In *Die Form des Milieus: Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Differenzierung und Formen der Vergemeinschaftung*, Hrsg. Peter Isenböck, Linda Nell und Joachim Renn, 46–69. Weinheim: Beltz Juventa.
Reiter, Herwig. 2012. On Biographical Alienation. *Zeitschrift für Soziologie* 41 (1): 24–40.
Reuter, Julia. 2002. *Ordnungen des Anderen: Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden.* Bielefeld: transcript.
Riemann, Gerhard. 1977. Stigma, formelle soziale Kontrolle, das Leben mit den Anderen: Eine empirische Untersuchung zu drei Gegenstandsbereichen des Alltagswissens von Obdachlosen. Diplomarbeit, Universität Bielefeld.
Riemann, Gerhard. 1987. *Das Fremdwerden der eigenen Biographie: Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten.* München: Fink.
Roberts, Ken. 1997. Is there an emerging British 'underclass'?: The evidence from youth research. In *Youth, the 'underclass' and social exclusion*, Hrsg. Robert MacDonald, 39–54. London, New York: Routledge.
Roller, Katrin. 2018. Care als Schlüsselkategorie – für das Leben und die Forschung: Ein Interview mit Dr. karin Jurczyk. In *Fürsorge-Relationen: Theoretischen und empirische Sichtweisen auf Care*, Hrsg. Maik Krüger, 5–13. München: soziologiemagazin e.V.
Rosenthal, Gabriele. 1995. *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen.* Frankfurt am Main: Campus.
Rüb, Friedbert W. 2004. Vom Wohlfahrtsstaat zum „manageriellen" Staat? Zum Wandel des Verhältnisses von Markt und Staat in der deutschen Sozialpolitik. In *Politik und Markt: Politische Vierteljahresschrift Sonderhefte 34*, Hrsg. Roland Czada und Reinhard Zintl, 256–299. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Sainsbury, Roy. 2014. Introduction: Universal Credit: the story so far. *Journal of Poverty and Social Justice* 22 (1): 11–13. doi: 10.1332/175982714X13875306538881.
Sammet, Kornelia. 2014. Anomie und Fatalismus: Rekonstruktive Analysen der Weltsichten von Arbeitslosengeld-II-Empfängern. *Zeitschrift für Soziologie* 43 (1): 70–86.
Sammet, Kornelia. 2018. „I, Daniel Blake": Sequentielle Analyse von Solidaritätskonzepten. In *Sequenzanalyse praktisch*, Hrsg. Franz Erhard und Kornelia Sammet, 191–215. Weinheim: Beltz Juventa.
Sammet, Kornelia, und Franz Erhard. 2018a. Methodologische Grundlagen und praktische Verfahren der Sequenzanalyse: Eine didaktische Einführung. In *Sequenzanalyse praktisch*, Hrsg. Franz Erhard und Kornelia Sammet, 15–72. Weinheim: Beltz Juventa.
Sammet, Kornelia, und Franz Erhard. 2018b. Religion im Wohlfahrtsstaat: Konzeptionen und Begründungen von Lebensmittelhilfe für Bedürftige in Großbritannien und Irland. *Zeitschrift für Religion, Gesellschaft und Politik* 2 (1): 27–60. doi: 10.1007/s41682–018–0014–1.
Sammet, Kornelia, und Franz Erhard. 2018c. Religion in Foodbanks in the United Kingdom. In *Religion im Kontext | Religion in Context: Handbuch für Wissenschaft und Studium*, Hrsg. Melanie Reddig, Annette Schnabel und Heidemarie Winkel, 131–143. Baden-Baden: Nomos.

Sammet, Kornelia, und Franz Erhard. 2019. Habitus der Aktivierung in weberianischer Perspektive.: Analysen von Gruppendiskussionen in Arbeitsmarktmaßnahmen in Großbritannien, Irland und Deutschland. In *Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen: Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018*, Hrsg. Nicole Burzan.
Sammet, Kornelia, und Marliese Weißmann. 2012. Autonomiepotentiale, Erwerbsorientierungen und Zukunftsentwürfe von „sozial benachteiligten" Jugendlichen. In *Jugend und Arbeit: Empirische Bestandesaufnahme und Analysen*, Hrsg. Jürgen Mansel und Karsten Speck, 175–191. Weinheim: Beltz Juventa.
Schäfers, Bernhard. 2014. *Architektursoziologie: Grundlagen – Epochen – Themen*, 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
Schäffer, Burkhard. 2003. Gruppendiskussion. In *Hauptbegriffe qualitative Sozialforschung: Ein Wörterbuch*, Hrsg. Ralf Bohnsack, Winfried Marotzki und Michael Meuser, 75–80. Opladen: Leske + Budrich.
Schelsky, Helmut. 2009. Die Bedeutung des Schichtungsbegriffes für die Analyse der gegenwärtigen deutschen Gesellschaft. In *Soziale Ungleichheit: Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*, Hrsg. Heike Solga, Justin J.W. Powell und Peter A. Berger, 201–206. Frankfurt, New York: Campus.
Schilling, Elisabeth (Hrsg.). 2018. *Verwaltete Biografien.* Wiesbaden: Springer.
Schimank, Uwe. 2002. Biografischer Inkrementalismus: Lebenslauf — Lebenserfahrung — Lebensgeschichte in der funktional differenzierten Gesellschaft. In *Das zwiespältige Individuum: Zum Person-Gesellschaft-Arrangement der Moderne*, Hrsg. Uwe Schimank, 235–247. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Schmitt, Sabrina. 2018. Care-Lagen: Impulse und Potentiale einer Caretheoretischen Perspektivierung des Lebenslagenkonzepts. In *Fürsorge-Relationen: Theoretischen und empirische Sichtweisen auf Care*, Hrsg. Maik Krüger, 39–56. München: soziologiemagazin e.V.
Schroer, Markus. 2006. Raum, Macht und soziale Ungleichheit: Pierre Bourdieus Beitrag zu einer Soziologie des Raums 34 (1): 105–133.
Schünemann, Wolf J., und Nigel Boyle. 2011. Die vielen Gesichter aktivierender Arbeitsmarktpolitik: Deutschlands Hartz-Reformen im Vergleich zu aktivierenden Arbeitsmarktreformen in den Niederlanden, Großbritanien und Irland. *Sozialer Fortschritt* (9): 189–196.
Schütz, Alfred. 1945. On Multiple Realities. *Philosophy and Phenomenological Research* 5 (4): 533–576.
Schütz, Alfred. 1953. Common-Sense and Scientific Interpretation of Human Action. *Philosophy and Phenomenological Research* 14 (1): 1–38. doi: 10.2307/2104013.
Schütz, Alfred, und Thomas Luckmann. 2003. *Strukturen der Lebenswelt.* Stuttgart: UVK.
Schütze, Fritz. 1982. Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In *Erzählforschung: Ein Symposium*, Hrsg. Eberhard Lämmert, 568–590. Stuttgart: Metzler.
Schütze, Fritz. 1983. Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis* 3:283–293.
Schütze, Fritz. 1984. Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In *Biographie und soziale Wirklichkeit: Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*, Hrsg. Martin Kohli, 78–117. Stuttgart: Metzler.
Schütze, Fritz. 1989. Kollektive Verlaufskurven oder kollektiver Wandlungsprozeß: Dimensionen des Vergleichs von Kriegserfahrungen amerikanischer und deutscher

Soldaten im Zweiten Weltkrieg. *BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 2 (1): 31–109.
Schütze, Fritz. 1995. Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*, Hrsg. Heinz-Hermann Krüger und Winfried Marotzki, 116–157. Opladen: Leske + Budrich.
Schwartz, Joel. 1991. The moral environment of the poor. *Public Interest* 103:21–37.
Scott, Peter. 2008. Marketing mass home ownership and the creation of the modern working-class consumer in inter-war Britain. *Business History* 50 (1): 4–25.
Seibt, Gustav. 2018. Was Armut anrichten kann. *Süddeutsche Zeitung,* 16. November.
Sell, Stefan. 2002. Armutsforschung und Armutsberichterstattung aus Sicht einer lebenslagenorientierten Sozialpolitik. In *Armut als Herausforderung: Bestandsaufnahme und Perspektiven der Armutsforschung und Armutsberichterstattung*, Hrsg. Stefan Sell, 11–42. Berlin: Duncker & Humblot.
Selting, Margret, Peter Auer, Dagmar Barth-Weingarten, Jörg Bergmann, Pia Bergmann, Birkner, Karin, Elizabeth Couper-Kuhlen, Arnulf Deppermann, Peter Gilles, Susanne Günther, Martin Hartung, Friederike Kern, Christine Mertzlufft, Christian Meyer, Miriam Morek, Frank Oberzaucher, Jörg Peters, Uta Quasthoff, Wilfried Schütte, Anja Stukenbrock, und Susanne Uhmann. 2009. Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10:353–402.
Sennett, Richard. 1998. *Der flexible Mensch: Die Kultur des neuen Kapitalismus.* Berlin: Berlin-Verlag.
Shildrick, Tracy. 2018a. Lessons from Grenfell: Poverty propaganda, stigma and class power. *The Sociological Review* 66 (4): 783–798. doi: 10.1177/0038026118777424.
Shildrick, Tracy. 2018b. *Poverty Propaganda: Exploring the Myths.* Bristol: Policy Press.
Shildrick, Tracy, Robert MacDonald, Colin Webster, und Kayleigh Garthwaite. 2012. *Poverty and insecurity: Life in low-pay, no-pay Britain.* Bristol: Policy Press.
Simmel, Georg. 1992. Der Arme. In *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Hrsg. Georg Simmel, 512–555. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
Sinnott-Armstrong, Walter, und Hanna Pickard. 2013. What is addiction? In *The Oxford handbook of philosophy and psychiatry*, Hrsg. K.W.M. Fullford, Martin Davies, Richard G. T. Gipps, George Graham, John Z. Sadler, Giovanni Stanghellini und Tim Thornton, 851–864. Oxford: Oxford University Press.
Skeggs, Beverley. 1997. *Formations of class and gender: Becoming respectable.* London: Sage.
Skeggs, Beverley. 2004. *Class, Self, Culture.* Hoboken: Taylor and Francis.
Skeggs, Beverley. 2011. Imagining personhood differently: person value and autonomist working-class value practices. *The Sociological Review* 59 (3): 496–513.
Sng, Paul. 2018. *Invisible Britain: Portraits of Hope and Resistance.* Bristol: Policy Press.
Somerville, Peter. 2013. Understanding Homelessness. *Housing, Theory and Society* 30 (4): 384–415. doi: 10.1080/14036096.2012.756096.
Sondermann, Ariadne, Wolfgang Ludwig-Mayerhofer, und Olaf Behrend. 2009. Die Überzähligen – Teil der Arbeitsgesellschaft. In *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, Hrsg. Robert Castel und Klaus Dörre, 157–167. Frankfurt am Main: Campus.

Sørensen, Aage B. 1998. On Kings, Pietism and Rent-seeking in Scandinavian Welfare States. *Acta Sociologica* 41 (4): 363–375.
Spannagel, Dorothee, und Katharina Molitor. 2019. Einkommen immer ungleicher verteilt: WSI-Verteilungsbericht 2019. https://www.boeckler.de/pdf/p_wsi_report_53_2019.pdf.
Sparschuh, Vera. 2014. Ländliche Milieus: Familiengenerationen und Armutstraditionen. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 14 (2): 243–260. doi: 10.3224/zqf.v14i2.16384.
Spellerberg, Annette, und Christoph Giehl. 2018. Armut und Wohnen. In *Handbuch Armut: Ursachen, Trends, Maßnahmen*, Hrsg. Petra Böhnke, Jörg Dittmann und Jan Goebel, 270–281. Opladen: Budrich.
StatsWales. 2018. WIMD Maps. https://statswales.gov.wales/Catalogue/Community-Safety-and-Social-Inclusion/Welsh-Index-of-Multiple-Deprivation/wimd-maps. Zugegriffen: 13. Februar 2019.
Steckelberg, Claudia. 2018. WOHNUNGSLOSIGKEIT ALS HETEROGENES PHÄNOMEN: Soziale Arbeit und ihre Adressat_innen. *APuZ* 68 (25–26): 37–42.
Steets, Silke. 2015. *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt: Eine Architektursoziologie.* Berlin: Suhrkamp.
Stichweh, Rudolf. 2005a. Inklusion und Exklusion: Logik und Entwicklungsstand einer gesellschaftstheoretischen Unterscheidung. In *Inklusion und Exklusion: Studien zur Gesellschaftstheorie*, Hrsg. Rudolf Stichweh, 179–196. Bielefeld: transcript.
Stichweh, Rudolf. 2005b. Inklusion/Exklusion: funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft. In *Inklusion und Exklusion: Studien zur Gesellschaftstheorie*, Hrsg. Rudolf Stichweh, 43–63. Bielefeld: transcript.
Strandh, Mattias, Anne Hammarström, Karina Nilsson, Mikael Nordenmark, und Helen Russel. 2013. Unemployment, gender and mental health: the role of the gender regime. *Sociology of health & illness* 35 (5): 649–665. doi: 10.1111/j.1467–9566.2012.01517.x.
Strasser, Hermann, und Henning van den Brink. 2008. Die Obdachlosen. In *Das da draussen ist ein Zoo, und wir sind die Dompteure: Polizisten im Konflikt mit ethnischen Minderheiten und sozialen Randgruppen*, Hrsg. Thomas Schweer, Hermann Strasser und Steffen Zdun, 139–151. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Strengmann-Kuhn, Wolfgang. 2003. *Armut trotz Erwerbstätigkeit: Analysen und sozialpolitische Konsequenzen.* Frankfurt am Main: Campus.
Strübing, Jörg. 2014. *Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*, 3. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
Strübing, Jörg, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke, und Thomas Scheffer. 2018. Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *Zeitschrift für Soziologie* 47 (2): 83–100. doi: 10.1515/zfsoz-2018–1006.
Svallfors, Stefan. 2011. A Bedrock of Support?: Trends in Welfare State Attitudes in Sweden, 1981–2010. *Social Policy & Administration* 45 (7): 806–825. doi: 10.1111/j.1467–9515.2011.00796.x.
Swenarton, Mark, und Sandra Taylor. 1985. The Scale and Nature of the Growth of Owner-Occupation in Britain between the Wars. *The Economic History Review* 38 (3): 373. doi: 10.2307/2596993.

Taylor-Gooby, Peter, Trine Larsen, und Johannes Kananen. 1999. Market Means and Welfare Ends: The UK Welfare State Experiment. *Journal of Social Policy* 33 (4): 573–592. doi: 10.1017/S0047279404008001.
Thomas, Bethan. 2012. *Homelessness kills: An analysis of the mortality of homeless people in early twenty-firts century England.* London: Crisis.
Thomas, William Isaac, und Florian Znaniecki. 1918. *The polish peasant in Europe and America.* Boston: Badger.
Tophoven, Silke, Torsten Lietzmann, Sabrina Reiter, Claudia Wenzig, und Bertelsmann Stiftung. 2018. *Aufwachsen in Armutslagen.* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
Townsend, Peter. 1979. *Poverty in the United Kingdom: A survey of household resources and standards of living.* Harmondsworth: Penguin.
Tronto, Joan C. 1993. *Moral boundaries: A political argument for an ethic of care.* New York: Routledge.
Trussell Trust. 2018. Emergency Food: Trussell Trust foodbanks provide a minimum of three days' emergency food and support to people in crisis. https://www.trusselltrust.org/get-help/emergency-food/. Zugegriffen: 31. Januar 2018.
UBS, und PwC (2020): Riding the Storm. Market turbulences accelerates diverging fortunes. Billionaires insights 2020. Online verfügbar unter https://www.pwc.ch/en/publications/2020/UBS-PwC-Billionaires-Report-2020.pdf. Zugegriffen: 06. 01. 2020.
Vester, Michael. 2008. Klasse an sich/für sich. In *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus: 7/I: Kaderpartei bis Klonen*, Hrsg. Wolfgang Fritz Haug, 736–775. Hamburg: Argument-Verlag.
Vincett, Giselle. 2016. 'They think we're all scum and we can't get nowhere': Young People and Work in Areas of Economic and Social Exclusion in England and Scotland. In *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft*, Hrsg. Kornelia Sammet, Frank Bauer und Franz Erhard, 89–107. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
Vogel, Berthold. 2009. *Wohlstandskonflikte: Soziale Fragen, die aus der Mitte kommen.* Hamburg: Hamburger Edition.
Voges, Wolfgang. 2002. Zum Verhältnis von Lebenslagenkonzept und Lebensstandardansatz. In *Lebenslagen, Indikatoren, Evaluation – Weiterentwicklung der Armuts- und Reichtumsberichterstattung: 1. Wissenschaftliches Kolloquium am 30. und 31. Oktober 2002 im Wissenschaftszentrum Bonn*, Hrsg. Dietrich Engels und Katrin Ridder, 21–34. Kölm: Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik.
Vollmann, William T. 2007. *Poor people.* New York: Ecco.
Wacquant, Loïc. 1997. The Zone. In *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Hrsg. Pierre et al. Bourdieu, 179–204. Konstanz: UVK.
Wacquant, Loïc. 2007. Territorial Stigmatization in the Age of Advanced Marginality. *Thesis Eleven* 91 (1): 66–77. doi: 10.1177/0725513607082003.
Wacquant, Loïc. 2013. *Bestrafen der Armen: Zur neoliberalen Regierung der sozialen Unsicherheit*, 2. Aufl. Opladen: Budrich.
Weber, Max. 1980. *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*, 5. Aufl. Tübingen: Mohr.
Weber, Max. 1988 [1920]. *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*, 9. Aufl. Tübingen: Mohr.
Weber, Max. 2006 [1920]. *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 2. Aufl. München: Beck.
Weiß, Anja. 2014. Wie erkennen sich Gleiche in der Welt? Milieutheorie unter den Bedingungen von Globalisierung. In *Die Form des Milieus: Zum Verhältnis von*

gesellschaftlicher Differenzierung und Formen der Vergemeinschaftung, Hrsg. Peter Isenböck, Linda Nell und Joachim Renn, 339–356. Weinheim: Beltz Juventa.
Weiß, Anja. 2017. *Soziologie globaler Ungleichheiten.* Berlin: Suhrkamp.
Weißmann, Marliese. 2016. *Dazugehören: Handlungsstrategien von Arbeitslosen.* Konstanz, München: UVK.
Weißmann, Marliese. 2018. Allein oder gemeinsam? *sozialersinn* 19 (1): 77–104.
Whyte, William Foote. 1943. *Street corner society: The social structure of an Italian slum:* The University of Chicago Press.
Wikipedia. 2018. Connexions (agency). https://en.wikipedia.org/wiki/Connexions_(agency). Zugegriffen: 22. Juli 2019.
Wilson, William Julius. 1987. *The truly disadvantaged: The inner city, the underclass, and public policy.* Chicago: University of Chicago Press.
Wincott, Daniel. 2011. Images of Welfare in Law and Society: The British Welfare State in Comparative Perspective. *Journal of Law and Society* 38 (3): 343–375.
Wirth, Louis. 1928. *The Ghetto.* Chicago: University of Chicago Press.
Wohlrab-Sahr, Monika. 1993. Empathie als methodisches Prinzip?: Entdifferenzierung und Reflexivitätsverlust als problemtisches Erbe der „methodischen Postulate zur Frauenforschung". *Feministische Studien* 11 (2): 128–139.
Wohlrab-Sahr, Monika. 1994. Vom Fall zum Typus: Die Sehnsucht nach dem „Ganzen" und dem „Eigentlichen" – „Idealisierung" als biographische Konstruktion. In *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*, Hrsg. Angelika Diezinger, 269–299. Freiburg im Breisgau: Kore.

Franz Erhard **Die Erfahrung von Armut**

Eine Analyse der Lebenswelt von Personen in Mangel- und Ausschlusslagen in Großbritannien

Was macht ein Leben in Armut aus? Das Buch beantwortet diese Frage anhand qualitativer Interviews, durch die deutlich wird, dass sich hinter dem Sammelbegriff der Armut eine ganze Lebenswelt verbirgt. Diese dreht sich wesentlich um das basale und kurzfristige ‚Über-die-Runden-Kommen'. Außerdem stehen Gefühle der Kränkung und der Scham im Zentrum. Großbritannien als Untersuchungsraum gilt hierbei als Prototyp eines sogenannten neoliberalen Wohlfahrtsstaats, in dem Armut zur Abwertung des sozialen Status führt. Das wird anhand der Erfahrungsdimensionen Zeit, Raum und Sozialität ausdifferenziert. Soziale Arbeit hilft den Betroffenen, den Devaluierungen zu begegnen.

Der Autor: Dr. Franz Erhard, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Seminar für Sozialwissenschaften, Universität Siegen

ISBN 978-3-96665-034-2

9 783966 650342